

Mitteilungen aus dem Brenner-Archiv
Nr. 29/2010



Johann Holzner, Eberhard Sauermann: Brenner-Archiv, Universität Innsbruck

Gedruckt mit Unterstützung des Amtes der Tiroler Landesregierung (Kulturabteilung)
und der Stadt Innsbruck (Kulturamt)



ISSN 1027-5649

Eigentümer: Brenner-Forum und Forschungsinstitut Brenner-Archiv
Innsbruck 2010

Bestellungen sind zu richten an: Forschungsinstitut Brenner-Archiv
Universität Innsbruck (Tel. +43 512 507-4511)
A-6020 Innsbruck, Josef-Hirn-Str. 5
brenner-archiv.uibk.ac.at

Druck: Steigerdruck, 6094 Axams, Lindenweg 37
Satz: Barbara Halder und Christoph Wild
Layout und Design: Christoph Wild

Nachdruck oder Vervielfältigung nur mit Genehmigung der Herausgeber gestattet.

© *innsbruck* university press, 2010
Universität Innsbruck, Vizerektorat für Forschung
1. Auflage
Alle Rechte vorbehalten.

Inhalt

Editorial	5
Reden	
Karlheinz Rossbacher: <i>Was weiß Literatur?</i>	7
Sigurd Paul Scheichl: <i>Von den Burgen des Mittelalters zum Kommunikationsdesign. 150 Jahre germanistische Lehre in Innsbruck</i>	25
Sabine Gruber: <i>Durchbrochene Grenzlinien</i>	47
Essay	
Michael Sallinger: <i>Lichtl. Marginalien zu Gerhart Hauptmann</i>	63
Aufsätze	
Eberhard Sauermann: <i>Kafka und die Moderne im „Brenner“</i>	71
Dirk Kemper: <i>Nullpunkt, Traditionswahl und Religion.</i>	
Alfred Döblin und Hans Egon Holthusen <i>zur deutschen Literatur nach 1945</i>	113
Dossier Joseph Zoderer	
Salvan Joachim: <i>Jenseits traditioneller Heimatliteratur. Die Einsamkeit und Zerrissenheit des modernen Menschen in Joseph Zoderers Roman „Der Schmerz der Gewöhnung“</i>	127
Ruth Esterhammer: <i>Die wissenschaftliche Zoderer-Rezeption im deutschsprachigen Raum</i>	137
Aus dem Archiv	
Turi Werkner: <i>Notizbuch Nr. 68</i>	147
Notizen	
Jaromir Czmero: <i>Zwei Todesanzeigen für Franz Janowitz in der böhmischen Presse</i>	197
Joachim Gatterer: <i>Über die Wissenschaftsministerin a.D. Hertha Firnberg und ihre zweifache Verbindung zum Brenner-Archiv</i>	201
Allan Janik: <i>Adam Zielinski</i>	205
Rezensionen und Buchzugänge	207
Bericht des Institutsleiters	219
Neuerscheinungen	223

Editorial

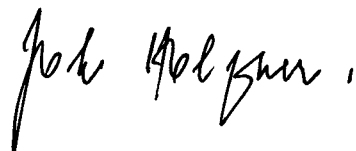
Auf Einladung des Europäischen Forums Alpbach hielt die seit vielen Jahren in Wien lebende Südtiroler Autorin Sabine Gruber am 23. August 2009 eine mit großem Beifall aufgenommene Rede über *Durchbrochene Grenzlinien*. Zwei weitere Reden, die Sie, liebe Leserin, lieber Leser, in der vorliegenden Nummer finden, die Vorträge von Karlheinz Rossbacher (Universität Salzburg) und Sigurd Paul Scheichl (Universität Innsbruck) wurden anlässlich der Feiern zum 150. Geburtstag der Innsbrucker Germanistik im Frühjahr 2009 gehalten. In allen diesen Reden über Sprache und Literatur werden (weit über den Anlassfall hinaus) Grundsatzüberlegungen angestellt, die es verdienen, überdacht und weitergeführt zu werden.

Anlässe zu feiern gab es auch im Jahr 2010. Zuerst: 100 Jahre *Brenner*. Die aus diesem Anlass veranstaltete Ausstellung wurde am 10. Juni 2010 im Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum eröffnet. Das Begleitbuch zur Ausstellung wird am Ende dieser Nummer angezeigt; eine Ergänzung dazu liefert Eberhard Sauermanns Beitrag über die (keineswegs geradlinigen) Beziehungen des *Brenner* zur Moderne.

Turi Werkner, der in seinem Wiener Atelier Schrift und Bild, Literatur und Malerei so eng wie nur möglich zusammenführt, hat dem Brenner-Archiv 5 Hauptbücher und 95 Notizbücher als Schenkung übergeben. Eines seiner Arbeitsbücher, auf deren Text-/Bildseiten (neben Aufzeichnungen für den Tag) Wortschöpfungen und Sprachspiele, Skizzen und Collagen geradezu übereinander stürzen, das *Notizbuch Nr. 68*, ist (auszugsweise) in dieses Heft eingebunden. Die Edition von Werkners *Hauptbuch Nr. 6* wurde im Rahmen der *Brenner*-Ausstellung im Ferdinandeum präsentiert.

Der im Jahr 2010 zum ersten Mal vergebene Otto-Grünmandl-Literaturpreis ging an Hans Haid. Alois Hotschnig erhielt den Anton-Wildgans-Preis, Barbara Aschenwald den Literaturförderpreis der Jürgen-Ponto-Stiftung. Auch auf zwei Neuerscheinungen sei hier hingewiesen: Carolina Schutti, *Wer getragen wird, braucht keine Schuhe*. Roman (Salzburg: Otto Müller Verlag); Vera Vieider, *Am Hafen*. Gedichte (Innsbruck: edition laurin). – Joseph Zoderer feiert am 25. November 2010 seinen 75. Geburtstag, wir gratulieren mit einem kleinen Dossier.

In den ersten Wochen des Jahres 2010 war der Brenner-Archiv-Kreis gleich zweimal auf dem Mühlauer Friedhof versammelt. Gertrud Pfaundler-Spat, seit vielen Jahren Mitglied unseres Kuratoriums, ist am 19.1. verstorben. Wilfried Kirschl, ebenfalls schon seit dessen Gründung unserem Institut verbunden, ist am 28.1. verstorben. Wir haben beiden sehr viel zu verdanken und werden ihnen ein ehrendes Andenken bewahren.



„...völlig auf eigene Hand, ohne Lektüre, durch unmittelbare Einsicht...“ (Thomas Mann). Was weiß Literatur? von Karlheinz Rossbacher (Salzburg)

Sehr geehrte Damen und Herren!

Die Literatur weiß viel. Was weiß sie? Vielleicht darf ich zunächst erläutern, wie man auf dieses Thema kommen kann. Alfred Freiherr von Berger (1853-1912) war eine bedeutende Stimme in Sachen Literatur und Theater im Wien der vorletzten Jahrhundertwende. Er verfasste 1895 eine der ersten Rezensionen über die *Studien über Hysterie* von Joseph Breuer und Sigmund Freud, die man das Gründungsdokument der Psychoanalyse genannt hat. Diese Besprechung erschien am 2.2.1896 im Feuilleton der Morgenausgabe der *Neuen Freien Presse* unter dem Titel *Chirurgie der Seele*. Eine gekürzte Fassung erschien 1932 in der Zeitschrift *Psychoanalytische Bewegung* unter dem Titel *Die Dichter hat sie für sich*, und mit „sie“ meinte Berger die Hysterieforschung.¹ Berger zeigte sich beeindruckt davon, wie Breuer und Freud „eine fremde Seele durchsuchen, um endlich in ihr die bedeutsamen Affektanlässe zu entdecken, deren diese Seele sich selbst aus eigener Kraft nicht zu entsinnen vermag.“ Und dann gebrauchte er einen Vergleich: „Bei jeder ersten Entdeckung, welche die Wissenschaft auf dem Gebiet der Seele macht, wird sich zeigen, daß die großen Dichter die Wikinger sind, die lange vor Kolumbus in Amerika waren.“ Ich werde diesen einprägsamen Vergleich nicht überstrapazieren, aber verwenden möchte ich ihn doch, ein wenig auf Literatur und Psychologie bezogen, ausführlicher auf Literatur und Sozialwissenschaft.

Wenn man diesen Vergleich gebraucht, muss man bedenken, dass die Wikinger nicht nur die nordischen Rüpkel der Meere und Räuber der Küsten waren. Die Bauweise ihrer Schiffe machte sie beinahe unbesiegbare. Ihre funktionale Eleganz begünstigte nicht nur ihre Plünderungsfahrten; die Wikinger legten auch, wie eine Ausstellung vor einem Jahr in Leoben dokumentiert hat, Wert auf die ornamentale Ausgestaltung ihrer Schiffe. Sie wussten Silber zu bearbeiten, betrieben auch anderes Kunsthandwerk und handelten damit in ganz Europa. Vor allem aber müssen sie zu einer Zeit, als der Globus noch unüberschaubar war und Seefahrer noch nicht wussten, was hinter dem Horizont lag, über besondere Vorstellungskraft verfügt haben. Ohne visionäre Ahnungen und Mut, und bloß mit dem Polarstern, segelt man nicht einfach über den Horizont hinaus. Was Kolumbus einzusetzen hatte – Seekarten, Kompass –, darüber verfügten die Wikinger noch nicht, vielleicht aber in besonderem Maße über das, was Robert Musil den Möglichkeitssinn genannt hat.

Literatur und Wissen: Der Literaturwissenschaftler Heinz Schlaffer z.B. hat sich in einer Abhandlung über *Poesie und Wissen* historisch umgesehen und festgehalten, dass im alten Griechenland den Zeitgenossen Homers und Hesiods Dichtung und Geschichtsschreibung „nicht allein als Wahrheit, sondern auch als Wissen in einem ebenso konkreten wie umfassenden Sinn“ galten.² Es dauerte durchaus lange, hatte gleichsam eine ‚longue durée‘, bis sich archaisches Wissen in den modernen Gegensatz

von Wissenschaft und Poesie differenzierte.³ Goethe z.B. wurde noch recht ungeduldig, wenn man ihm vorhielt, in seinem Gedicht *Die Metamorphose der Pflanzen* habe er auf unzulässige Weise die poetische Form mit seiner Auffassung von Botanik vermengt. Er kommentierte später: „Man vergaß, daß Wissenschaft aus Poesie sich entwickelt habe, man bedachte nicht, daß nach einem Umschwung von Zeiten, beide sich wieder freundlich, zu beiderseitigem Vorteil, auf höherer Stelle, gar wohl wieder begegnen könnten.“⁴ Da darf einem einfallen, was die Schriftstellerin Christa Wolf über ein Gespräch mit dem Physiker Hans Peter Dürr zu berichten weiß. In ihrem Aufzeichnungsbuch *Ein Tag im Jahr*⁵ gibt sie Dürr so wieder: Er verfechte nicht die Urknall-Theorie von der Entstehung des Kosmos, sondern spreche von einer „Ur-Frage“, die ein Potenzial von Möglichkeiten akkumuliert, einen „Erwartungshorizont“ gebildet habe, und „dort, wo die Erwartung am dichtesten sei, werde das Ereignis mit einiger Wahrscheinlichkeit passieren...“. Sie, Christa Wolf, sei beim Wort „Erwartungshorizont“ von Aufregung erfasst worden. „Ein poetisches Prinzip, sagte ich, und er: Warum nicht. Einmal werden Wissenschaft und Poesie vielleicht wieder zusammengehen.“ Diese erstaunliche Hoffnung aus dem Mund eines Physikers verwundert doch ein wenig, aber auch, dass Christa Wolf sie nicht weiter kommentiert. Wohl aber erläutert sie den Grund für ihre Aufregtheit. Sie denkt zwei Jahre zurück, an den Herbst 1989, und beschreibt mit Hilfe von Dürres Wortgebung ein historisches Ereignis, die Wende in der DDR: „Haben wir nicht alle im Herbst '89 die zum Ersticken dichte Konsistenz unseres gemeinsamen Erwartungshorizonts gespürt? *Mußte* diese Dichte nicht ‚das Ereignis‘ hervorbringen, aus sich herausschleudern? Körperlich fühlten wir uns hineingerissen in eine unglaubliche Konzentration von Energie, die noch wenige Wochen, ja Tage vorher nicht vorhanden gewesen war.“ Ich denke, man darf sich beeindruckt zeigen von der Fähigkeit der Sprache, sich Naturwissenschaftlichem ebenso zu leihen wie Historischem und Poetischem, auch wenn das nicht in den Kern der jeweiligen Diskurstypen hinein reicht. Denn natürlich hat letztlich der Soziologe und Wissenschaftshistoriker Wolf Lepenies die Tatsachen für sich: „Die Trennung der Wissenschaften von der Literatur, ja von den Künsten überhaupt, erscheint heute als endgültig.“⁶ Und schon gar, wenn von den Naturwissenschaften die Rede ist. Aber wer weiß? Warten wir ab, was der vielseitige Schriftsteller Raoul Schrott von seiner Zusammenarbeit mit einem Hirnforscher über Dichten und Denken und den Zusammenhang von Neurologie und Poesie zu berichten haben wird.⁷

Ich möchte im Folgenden drei Dinge unternehmen. Ich möchte eine These plausibel machen, die es mir erlaubt, Literatur – Einschränkung: realistische, nicht experimentelle – als eine Form der Vorwegnahme sozialwissenschaftlicher Erkenntnisse zu behandeln. Dann möchte ich ein paar von den Beispielen, die man zu diesem Zweck heranziehen könnte, vorstellen, aber nur anreißend, damit das Beispiel, das ich etwas ausführlicher behandeln möchte, nicht so willkürlich gewählt da steht. Dieses Beispiel soll Thomas Manns Roman *Buddenbrooks* sein, an dem ich zeigen möchte, wie darin einerseits Elemente der Protestantismus-Kapitalismus-These des Soziologen Max Weber,

andererseits wichtige Elemente der Zivilisationstheorie von Norbert Elias antizipiert sind. Dieser Roman ‚weiß‘ erstaunlich viel Sozialwissenschaftliches. Mit einem solchen Vorgehen wird man sich vielleicht dem Vorwurf aussetzen, man funktionalisiere ästhetische Phänomene, betreibe also eine Art ‚Inhaltismus‘, andererseits kann man sich aber, wie es zwei Literaturdidaktiker formuliert haben, mit Hilfe von Literatur sich *Weltwissen erlesen* und dann weiter vermitteln.⁸ Gerade wenn man sich bewusst bleibt, dass man ein literarisches Werk vor sich hat, wird man Ähnlichkeiten mit Inhalten und Wissensdiskursen aus den Humanwissenschaften auf beiläufig-wirksame Weise aufnehmen und sich davon bereichern lassen können. Was eine Fokussierung auf Themen und Probleme in der Literatur betrifft, kann man sich zunächst Unterstützung bei Goethe holen. Er sagte z.B. zu Johann Peter Eckermann: „...was ist auch wichtiger als die Gegenstände, und was ist die ganze Kunstlehre ohne sie. Alles Talent ist verschwendet, wenn der Gegenstand nichts taugt.“ (Derselbe Eckermann berichtet allerdings auch vom Schwanken Goethes, wenn es um die Gewichtung von Form und Inhalt bei der Betrachtung von Kunstwerken ging.)⁹ In der Praxis des literarischen Lebens zählt, wie Buchhändler, BibliothekarInnen und Verleger sehr wohl wissen, doch immer wieder der Stoff, „der uns aufmerken lässt, uns anzieht, uns fesselt.“¹⁰ Aus den Anfängen der skandinavischen Volksbibliotheken und der mitteleuropäischen Arbeiterbibliotheken weiß man, dass damals Vorkämpfer für Literatur und Lesen unter der Parole „Wissen ist Macht!“ popularisierte Versionen von Charles Darwins Werken zugleich mit den Romanen Jack Londons empfohlen haben.¹¹

In der Beschreibung eines Projekts, das Life Sciences, Kunst und Medien zugleich in den Blick nehmen soll, hat Sigrid Weigel festgehalten, dass man heute mehr als früher aufmerksam geworden sei „auf die literarisch-imaginäre Vorgeschichte oder Kehrseite von wissenschaftlichen Erklärungen, Erfindungen und Erkenntnissen.“¹² In einem Essay über „Gehirn und Geist“ hat ausgerechnet ein Biologe, Hubert Markl, gefragt, ob es am Ende nicht doch „die Dichter und deren getreue wissenschaftliche Schildknappen und Büchsenspanner, die Literaturwissenschaftler, sind, die am meisten von der Psyche verstehen.“¹³ Als einer der Schildknappen und Büchsenspanner frage ich meinerseits, ob es nicht ebenfalls die Dichter und Dichterinnen sind, die auch davon, was die Menschen mit- und untereinander bilden: soziale Konstellationen, Gesellschaft, so viel verstehen wie von der Psyche.

Der Literaturwissenschaftler Reiner Wild hat versucht, Literatur und Zivilisationstheorie, auf die ich noch komme, in ein plausibles Verhältnis zu setzen. Er unterscheidet verschiedene Funktionen von Literatur, unter anderem ihre dokumentierende Funktion – wer wollte leugnen, dass wir viel Wissen über die Vergangenheit der Quelle Literatur entnehmen? –, und ihre antizipierende Funktion.¹⁴ (Antizipierende Funktion: Das fügt sich gut in den Evaluationsbericht, den die Innsbrucker Kolleginnen und Kollegen von der Germanistik im Juni 2008 vorgelegt haben, wo die „utopisch-kritische“ Funktion der Literatur betont wird.) Die Rede von Dichtern und Dichterinnen als Seismographen ihrer Zeit ist nicht neu. Thomas Mann z.B. hat sich in seinem Werkstattbericht *Die Entstehung des Doktor Faustus* zum Begriff des „Signalisierens“ bekannt, und er meinte

damit Dichter und Philosophen als „Melde-Instrument, Seismograph, Medium der Empfindlichkeit“. Und er setzte hinzu „verkehrter Urteile nebenher durchaus fähig“, aber es schien ihm „die einzig richtige Perspektive“.¹⁵

Der hier schon erwähnte Wissenschaftshistoriker und Soziologe Wolf Lepenies hat in seinem Aufsatz *Der Wissenschaftler als Autor* am Beispiel der Psychologiegeschichte die These von der Literatur als möglichem „Speicher wissenschaftlicher Alternativen“ gesprochen, die von einem Zweig der Wissenschaft aus jenem Speicher geholt und ihr integriert wird, also damals „voraus“ waren und dann zupaß kommen.¹⁶ Anfang des 19. Jahrhunderts war, z.B. bei Johann Friedrich Herbart, die Psychologie noch nicht ausdifferenziert. Auch was John Stuart Mill, Franz Brentano oder Theodor Gomperz noch nach der Mitte des Jahrhunderts ‚Assoziationspsychologie‘ nannten, war Teil empirischer Psychologie. Erst mit der Rezeption von Arthur Schopenhauers Theorie vom allumfassenden ‚Willen‘ als letztem, nicht hintergehbarem Lebensphänomen, das z.B. Menschen in den Kampf gegeneinander um Macht und Dominanz, oder sexuell zueinander, oder auch nur einen Grashalm durch den Asphalt treibt, konnte das Unbewusste in den Blick systematischer Erforschung rücken, bei Friedrich Nietzsche, am explizitesten bei Sigmund Freud. Wenn man aber in die Geschichtsschreibung der Psychologie die Literaturgeschichte mit einbezieht, zeigt sich, „dass die beim Übergang von der vorwissenschaftlichen zur wissenschaftlichen Psychologie ausgegliederten Themen sehr wohl weiter behandelt werden: in einem Bereich nämlich, den man als literarische Psychologie bezeichnen könnte.“¹⁷ Von ungefähr 1800 an entwickelten Dichter wie Ludwig Tieck, Novalis und E.T.A. Hoffmann einen Psychologie antizipierenden poetischen Diskurs. Auf diesen griff die psychoanalytische Psychologie Freuds zurück.¹⁸

Zwei Beispiele: Ludwig Tiecks Novelle *Der Runenberg*, entstanden 1801, ein wichtiger Text der deutschen Romantik, enthält eine, wie man es nennen könnte, Geologie des Unbewussten. Ein junger Jäger durchschreitet eine traumartig perspektivierte Landschaft von der Ebene hin zu Felsen und Schluchten bis in das Innere eines Berges. – Hier ein Einschub: Der Genfer Akademiestudient Henri-Frédéric Amiel (1821-1881), der nur in der Selbsterforschung seinen Lebenssinn sah und darüber ein Tagebuch von 16.000 Seiten hinterlassen hat,¹⁹ hat den Satz geprägt, den sich Hugo von Hofmannsthal, als er dieses Journal besprach, notierte und selbst wiederholt gebrauchte: „Tout le paysage est un état de l'âme.“²⁰ Hofmannsthal hatte es, wie auch schon Hoffmann und eben Tieck, mit dem Inneren von Bergen als Verbildlichung von Seelentiefen, von unbewussten Strebungen. Von den beiden Erstgenannten gibt es psychologisch durchsetzte Gestaltungen eines historischen Vorfalles in einem Bergwerk von Falun in Schweden im Jahre 1810, als ein junger Bergmann, 50 Jahre zuvor verschüttet, aber durch Kupfervitriol konserviert, geborgen wurde. – Weiter mit Tieck: Der junge Jäger trifft im Berginneren auf eine schöne Frau mit langem, schwarzem Haar. Sie, die man risikolos als seine ‚Anima‘ im Sinne der späteren Tiefenpsychologie Carl Gustav Jungs lesen kann, überreicht ihm eine Tafel mit Schriftzeichen, die dann, als er vom Runenberg hinunter torkelt, verschwunden ist. Doch die Erinnerungen an Frau und Tafel lassen

ihn sein Leben lang nicht mehr los und bestimmen sein Schicksal. An Tiecks Novelle, die sowohl auf Psychoanalyse als auch auf Tiefenpsychologie perspektiviert, bewährt sich die These Lepenies', dass Literatur ein zunächst nicht, dann sehr wohl entdeckter Speicher für spätere wissenschaftliche Diskurse sein kann. In diesem Sinne betrachte ich z.B. auch Annette von Droste-Hülshoffs berühmtestes Gedicht, *Das Spiegelbild* von 1844. Die erste von sechs Strophen: „Schaust du mich an aus dem Kristall / Mit deiner Augen Nebelball, / Kometen gleich, die im Verbleichen; / Mit Zügen, worin wunderbarlich / Zwei Seelen wie Spione sich / Umschleichen, ja, dann flüstre ich: / Phantom, du bist nicht meinesgleichen.“ Ist es aber doch. Es ist der zu einer gespenstischen Gestalt gewordene Anteil von Fremdheit und Unbewusstheit, den wir in uns tragen. Mit einem Buchtitel von Julia Kristeva gesprochen: *Fremde sind wir uns selbst*. Droste-Hülshoffs Gedicht hätte Sigmund Freud genauso für seine Abhandlung *Das Unheimliche* heran ziehen können wie E.T.A. Hoffmanns Erzählung *Der Sandmann*, die er darin analysiert hat.²¹ Annette von Droste-Hülshoff war eine Avantgardistin literarischer Psychologie und darin (obwohl von zierlichem Wuchs) durchaus eine Wikingerin.

Ich möchte nun zu den Sozialwissenschaften hinüber modulieren. Die Schriftsteller Paul Bourget und Maurice Barrès, Vertreter der französischen literarischen Intelligenz um 1900, stellten sich gegen die ihrem Empfinden nach zu analytisch-empirische Soziologie Émile Durkheims und suchten nach anderen Vorbildern zur Beschreibung der Gesellschaft. „An erster Stelle“ stand Honoré de Balzac, also ein Schriftsteller, „der sich selbst *als docteur ès sciences sociales* bezeichnet hatte und in der ‚Comédie Humaine‘ ein Panorama der französischen Gesellschaft geschildert hatte, das für alle Soziologen beispielhaft war.“²² Um 1900 galt Balzac auch in England als „der soziologische Romanautor par excellence“. Man könnte nun anführen, dass Bourget und Barrès als Schriftsteller wenig befugt gewesen seien, über Durkheim hinweg zurück auf Balzac zu blicken, aber auch der viel jüngere deutsche Soziologe Karl Mannheim, später als sie wirkend, schätzte Balzac als eine Art von frühem Berufskollegen, weil bei ihm Romangestalten zur Einsicht gelangen, „dass man in der modernen Gesellschaft nur emporkommen kann, wenn man haarscharf die Gesetze jener Gesellschaft studiert hat, in der man seinen Aufstieg durchsetzen möchte“.²³

Ich bleibe gleich beim 1893 geborenen und 1947 gestorbenen Karl Mannheim. In seinen Untersuchungen zur Natur des Konservatismus, veröffentlicht 1925,²⁴ stieß er auf die Notwendigkeit, Konservatismus von Traditionalismus zu unterscheiden. Er traf diese Unterscheidung, um sich zu erklären, warum politisch neuerungswillige Menschen durchaus veränderungsunwillig an vielen Einzelheiten ihres bisherigen Lebens hängen. Es ist dies eine Frage, die gerade in der Zeit, als Mannheims Kollege Max Weber das Wort von der ‚Entzauberung der Welt‘ durch die Moderne prägte, oft gestellt wurde. Mannheim bezeichnet als Traditionalismus „ein vegetatives Festhalten am Althergebrachten“, eine Verhaltensweise, die er eine „formalpsychische Eigenschaft“ nennt, als allgemein gegeben annimmt und mit „magischen Restbeständen des Bewusstseins“ in Zusammenhang bringt. Erst wenn ein solcher Traditionalismus in

einem „objektiv-geistigen Strukturzusammenhang“ reflexiv werde und sich einem Handlungsprogramm verschreibe, werde Konservatismus daraus.²⁵ Das ist zwar in sich stringent gedacht, aber in seiner Begrifflichkeit vielleicht doch etwas abstrakt. Sehr viel eingängiger ist dieser Gedankengang literarisch gestaltet, in einem 1875 geschriebenen Text von Ferdinand Kürnberger. Kürnberger (1821-1879) war Essayist, Feuilletonist, Erzähler, schrieb auf der Seite der Revolution von 1848, musste nach ihrem Scheitern ins Exil. Nach seiner Rückkehr betrieb er als ein ruppiger Altliberaler immer wieder Kritik am real existierenden Liberalismus. In seinem Feuilleton-Essay *Ich suche im Nebel meinen Weg* führte er seine affektive Betroffenheit über die Veränderung Wiens durch Stadterweiterung und monumentale Ringstraßen-Bauten in geschliffene Polemik über: „Habe ich das Recht meiner Heimatsliebe oder haben die Baugesellschaften bloß das Recht des Gewinnes?“²⁶ Der Nebel, in dem er, dem Titel entsprechend, wie das Maultier in Goethes Mignon-Lied *Kennst du das Land, wo die Zitronen blühn?* seinen Weg sucht – „Kennst du den Berg und seinen Wolkensteg, / Das Maultier sucht im Nebel seinen Weg“ –, das ist der Staubnebel von der Demolierung alter, menschlich dimensionierter Gebäude zugunsten eines neuen Protz-Historismus (den wir Heutigen allerdings nicht mehr so harsch beurteilen, weil es inzwischen Protzigeres gibt). Kürnberger, ein Befürworter des Fortschritts im Sinne des politischen Liberalismus, konzediert, dass der Staat seine materiellen Werte, sein Eigentum etwa, durchaus mit Gesetzen schützt, dass er aber seine immateriellen Werte, z.B. seine Heimatliebe zum alten Wien oder, wie Karl Mannheim es genannt haben würde, sein „vegetatives Festhalten“ an der Gestalt seiner Geburtsstadt, vor Veränderung nicht schützt. Das ist Ausdruck eines kritischen Traditionalismus, ein halbes Jahrhundert, bevor der Soziologe ihn begrifflich definierte.²⁷

Auch Marie von Ebner-Eschenbach, Vertreterin des Spätrealismus in Österreich, war eine literarische Wikingerin. Sie hatte ein auffallendes Gespür für gesellschaftliche Probleme, thematisierte nicht nur kritisch ihre aristokratische Herkunftsschicht – die das gar nicht gerne las –, sondern hatte auch einen besonderen Blick für die Lage der Unterschichten und des ländlichen Proletariats. Ihr heute bekanntestes Werk ist der Roman *Das Gemeindegeld* (1887), eine Dorf- und Schlossgeschichte. (Nebenbei: Besonders geschätzt werden nach wie vor auch ihre Aphorismen. Einen hat z.B. die Frauenbewegung schon immer gern zitiert und häufig vergessen hinzuzufügen, von wem er ist: „Eine gescheite Frau hat Millionen geborener Feinde: – alle dummen Männer.“²⁸) Ebner-Eschenbach war nicht entgangen, dass es zum Ende des 19. Jahrhunderts hin eine Zunahme von Suiziden gab. Thomas Garrigue Masaryk, der spätere Begründer der CSR und ihr erster Präsident, hatte schon 1881 in Wien eine Studie *Der Selbstmord als soziale Massenerscheinung der modernen Civilisation* veröffentlicht. Auch eine einschlägige französische Studie des hier schon erwähnten Émile Durkheim lag seit 1897 vor. Ebner-Eschenbach jedoch richtete ihren Blick auf die ansteigende Zahl von Schüler-Suiziden, von denen die beiden Wissenschaftler nicht explizit sprachen. Literarisch war sie darin nicht die Erste, Frank Wedekinds Drama *Frühlings Erwachen* war seit 1891 bekannt. Aber Wedekind konzentrierte sich auf das Thema der Sexualnot und Sexualunterdrückung

bei jungen Menschen, hingegen richtete sich Ebner-Eschenbachs Interesse in der Novelle *Der Vorzugsschüler*, 1898 in der *Deutschen Rundschau* und 1901 in Buchform erschienen, auf das Thema der Leistungsüberforderung, die auf Jugendlichen lasten kann und der Grund für den Selbstmord ihres jungen Protagonisten ist.²⁹

An dieser Stelle möchte ich auf die 1936 verfasste Studie *Autorität und Familie* des Sozialphilosophen Max Horkheimer zu sprechen kommen und dann Ebner-Eschenbachs Novelle daneben stellen. Horkheimer untersucht die Rolle der Familie in seiner Gesellschaft und in den Jahrzehnten zuvor und ihr Funktionieren im Rahmen des ökonomischen Systems. Um das angemessen beschreiben und kritisieren zu können, meint er, müsse man wissen, wie sich der sogenannte Sozialcharakter der Menschen in den sozialen Gruppen „im Zusammenhang mit allen kulturellen Bildungsmächten der Zeit gestaltet hat“.³⁰ Er hebt auf den Begriff der gesellschaftlichen Autorität ab, auf dem sowohl „sklavische Ergebung“ als auch „bewusste Arbeitsdisziplin“ beruhen. Für seine Zeit setzt er an: „Die möglichst vollständige Anpassung des Subjekts an die verdinglichte Autorität der Ökonomie ist zugleich die Gestalt der bürgerlichen Wirklichkeit.“³¹ Sie hören gewiss, dass das die Sprache der späteren *Dialektik der Aufklärung* (1947) von Max Horkheimer und Theodor Adorno ist. Der Familie, so Horkheimer, kommt in diesem Anpassungsprozess besondere Bedeutung zu. „Die Vorgänge in ihr formen das Kind von seinem zartesten Alter an und spielen bei der Entfaltung seines Charakters eine entscheidende Rolle.“ Ein zentraler Satz: „Die Familie besorgt, als eine der wichtigsten Agenturen“ – das heißt der Gesellschaft – „die Reproduktion der menschlichen Charaktere, wie sie das gesellschaftliche Leben erfordert“³² und, so ist zu ergänzen: verschleißt. Horkheimer spricht davon, dass in einer solchen Gesellschaft der Eigenwille des Kindes gebrochen und der ursprüngliche Wunsch nach freier Entwicklung seiner Triebe durch den inneren Zwang zur unbedingten Pflichterfüllung ersetzt wird.³³ Horkheimer vergisst allerdings nicht zu erwähnen, dass die Familie auch in einem „antagonistischen Verhältnis zum Ganzen der Gesellschaft“ gestanden ist, dies vor allem „in der mütterlichen Sorge“, in der sich eine „Ahnung eines besseren Zustands“ gezeigt habe. Es könne sich in der Familie „kraft der durch die Frau bestimmten menschlichen Beziehungen ein Reservoir von Widerstand gegen die völlige Entseelung der Welt“ ausbilden.³⁴ Soweit der Sozialphilosoph.

Ebner-Eschenbachs Erzählung *Der Vorzugsschüler*³⁵ spielt in der Familie eines niederen, schlecht bezahlten Beamten der Eisenbahn, der keine Laufbahnaussichten mehr hat. Die Mutter kann, weil es sich für eine Beamtenfrau nicht gehört, keine Arbeit annehmen, tut es heimlich aber doch, und sie verpfändet auch heimlich Gegenstände, um die Familie angemessen versorgen zu können. Die materielle Seite des von Horkheimer erwähnten humanen Elements, für das sie als Frau gleichsam zuständig ist, bringt sie gegen den Willen ihres Mannes und ohne sein Wissen ein. Das war die Falle, in der sich die niedere Beamtschaft befand: am Rande der Proletarisierung, aber durch Standesverpflichtungen gefesselt. Und dies alles, so ist zu ergänzen, in einer Gesellschaft, die begonnen hat, vertikale Mobilität, soziale Beweglichkeit, zu belohnen, in der allerdings auch Abstiege schneller vor sich gehen konnten. Georg, Sohn und

Schüler in dieser Kleinfamilie, ist, wie der Titel sagt, Vorzugsschüler, droht aber abzusinken, Mittelmaß zu werden oder Schlimmeres. Der Vater setzt ihn unter enormen Druck, damit er nicht, wie er, im Leben stecken bleibt. Er, der Offizial Pfanner, muss sich enorme Mengen an Arbeit mit nach Hause nehmen, weil man sie ihm unbarmherzig, wie es heißt, aufbürdet; er tut es, um sich die Gunst seiner Vorgesetzten zu bewahren. Seine Frau steht, als Mutter, mit ihrem Sohn in einem „Schutz- und Trutzbündnis“ gegen den Vater, der aber seinerseits von seinem Sohn unbarmherzig fordert, Klassenbester zu bleiben. In der Familie, die Horkheimer „Agentur“ der Gesellschaft nennt, ist also der Vater der Agent. Die Härte des Lebens wird durch ihn gleichsam in die Familie hinein gehandelt. Da die Gesellschaft mobiler geworden ist, ist der Kampf um Sozialchancen schärfer geworden.³⁶ Es ist die Zeit, die den Begriff ‚Sozialdarwinismus‘ geprägt hat, an dem übrigens Charles Darwin selbst unschuldig ist. Er hat seine Evolutions-Entdeckungen – the survival of the fittest – nicht auf die menschliche Gesellschaft übertragen.³⁷ Der verschärfte Kampf um Sozialchancen: Das will einem heute doch bekannt vorkommen.

Aber der junge Georg Pfanner hat auch glückliche Momente; er hat nämlich ein Vogelstimmenplättchen erworben. Auf diese Idee hat ihn der Gesang einer Nachtigall in einem Fenster im Haus gegenüber gebracht. Der jüdische Hausierer Bub Salomon, dessen Waren sich großer Solidität erfreuen – und der nichts lieber täte, als in die Schule zu gehen, die Georg so sehr zusetzt –, hat ihm dieses Pfeifplättchen verkauft. Es ist das letzte Exemplar, der Verkäufer gebraucht es, um zu zeigen, wie man Nachtigallenmelodien hervor bringt, und so wandert das Pfeifplättchen von Mund zu Mund und wird, wie es die Gattungspoetik verlangt, ein Dingsymbol der Novelle. (Kurz angerissenes Nebenthema der Erzählung: Ebner-Eschenbachs Anti-Antisemitismus.) Auch einer Poetik des Raumes verleiht Ebner-Eschenbach Wirksamkeit: Draußen ist der Raum der Freiheit, der Sonne, der Nachtigallentöne, drinnen ist der Raum des Leistungsdrucks, nur durch die Mutter ein wenig gemildert. Die Härte des Lebenskampfes, die Vater Pfanner in seinem Sohn aufbürdet, erstickt alles Weiche, Phantasievoll-Spielerische, Musikalische zugunsten von Anstrengung und Entzauberung des Lebens. Bald nämlich entdeckt der Vater die Nachtigall und wirft sie zum Fenster hinaus: große Szene, Wut des Vaters, gewisser stilistischer Übereifer Ebner-Eschenbachs. Es kommt, wie es sich abgezeichnet hat: Georg versagt in einer entscheidenden Prüfung, von der der Karriere öffnende Vorzug abhängt. (Übrigens sagt Ebner-Eschenbach nichts gegen die Inhalte dieser Prüfung: das Herunterbeten aller Kaiser des Hauses Habsburg.) Georg fühlt sich, nach Verlust der Nachtigall und dem Versagen in der Prüfung, dem Leben nicht mehr gewachsen, schenkt Salomon noch seine Schuhe und geht in die Donau.

Wer Sozialgeschichte oder Sozialphilosophie schreibt, dem geht es vorrangig um gesellschaftliche Strukturen, nicht um ihre individuellen Träger. Im Sinne Michel Foucaults kann man der Analyse Horkheimers noch hinzufügen: In den Strukturen herrschen immer Machtbeziehungen, auch innerhalb der Familie. Wer hingegen Literatur schreibt, dem geht es um Individualisierung, um Personenkonstellationen in

Handlungsverläufen, um Gesichter, Gedanken und Gefühle. So auch in dieser Novelle Ebner-Eschenbachs, allerdings fast vier Jahrzehnte vor Horkheimers Befund.

Im Kapitel *Bürgerlichkeit* seiner *Betrachtungen eines Unpolitischen*, 1918 veröffentlicht, schrieb Thomas Mann mit Blick auf seinen Roman *Buddenbrooks*: „Ich lege einigen Wert auf die Feststellung, daß ich den Gedanken, der modern-kapitalistische Erwerbsmensch, der Bourgeois mit seiner asketischen Idee der Berufspflicht sei ein Geschöpf protestantischer Ethik, des Puritanismus und Calvinismus, völlig auf eigene Hand, ohne Lektüre, durch unmittelbare Einsicht erfüllte und erfand und erst nachträglich, vor kurzem, bemerkt habe, daß er gleichzeitig von gelehrten Denkern gedacht und ausgesprochen worden.“ Mann meint vor allem Max Weber und seine Abhandlung *Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus*, 1904 und 1905 in zwei Teilen erschienen, also drei bzw. vier Jahre nach dem Roman *Buddenbrooks*.³⁸ Im Jahre 1913, schreibt Mann, sei er dann diesem Gedanken, „auf die Spitze getrieben“, in Werner Sombarts Buch *Der Bourgeois* – „welches den kapitalistischen Unternehmer als Synthese des Helden, Händlers und Bürgers deutet“ – wieder begegnet. Und Thomas Mann setzt fort: „Daß er in hohem Grade recht hatte, geht aus der Tatsache hervor, daß ich seine Lehre zwölf Jahre, bevor er sie aufstellte, als Romanschriftsteller gestaltet hatte: gesetzt nämlich, daß die Figur des Thomas Buddenbrook, die vorwegnehmende Verkörperung seiner Hypothese, ohne Einfluß auf Sombarts Denken gewesen ist.“³⁹ Sie merken, ausgeprägte Bescheidenheit war zu jenem Zeitpunkt nicht mehr Thomas Manns Sache. Er schließt nämlich an dieser Stelle nicht aus, dass Sombart den Sozialcharakter des Bourgeois seinem Romancharakter Thomas Buddenbrook nachgezeichnet hat.

Im Folgenden geht es mir vor allem um Max Webers Protestantismus-Kapitalismus-These und Thomas Manns Hauptfigur. Die Arbeit am Roman, der den Untertitel *Verfall einer Familie* trägt, begann Mann 1897, fertig war das Manuskript im August 1900. Was einer der frühen Rezensenten über den Roman schrieb – „Er wird wachsen mit der Zeit und noch von vielen Generationen gelesen werden“⁴⁰ –, bewahrheitet sich bis heute. Im Vorjahr wurde eine Dramatisierung mehrfach aufgeführt – Hamburg, Bregenz, Wien –, und die vierte Verfilmung kam in die Kinos. In seiner Rede *Lübeck als geistige Lebensform* von 1926 gab Thomas Mann ein Kondensat des Romans: „Prozeß der Entbürgerlichung, der biologischen Enttückung durch Differenzierung, durch das Überhandnehmen der Sensibilität.“⁴¹ Der alte Johann Buddenbrook, der robuste Bürger, spricht sowohl Plattdeutsch als auch Französisch, lebt nach außen und ist am wenigsten von allen Figuren mit sich selbst befasst. Sein Urenkel Hanno lebt nach innen, ist hochmusikalisch, aber ‚enttückt‘, ohne jenes Maß an Formwillen und bürgerlichem Arbeitsethos, das Thomas Mann auch für den Künstler, und für sich selbst, für unerlässlich hielt. Hannos Vater Thomas Buddenbrook aber ist jene Figur, mit der Mann glaubte, Max Weber und Werner Sombart zugekommen zu sein.

Max Weber wird heute als der Klassiker par excellence der Kultur- und Sozialwissenschaften im 20. Jahrhundert gesehen. Sein Werk ist „so komplex, dass eine systematische Interpretation ausgeschlossen ist“.⁴² Er hat in der erwähnten Abhandlung

Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus Religionssoziologie und Sozial- und Wirtschaftsgeschichte gleichzeitig in den Blick genommen. Als Sozialhistoriker wusste Weber, dass es kapitalistischen Geist auch früher und anderswo gegeben hatte, als Religionssoziologe positionierte er ihn im kalvinistischen Protestantismus.⁴³ Hier ist ein kleiner Abstrich nötig: *Buddenbrooks* spielt im lutherischen Lübeck des 19. Jahrhunderts, aber in Norddeutschland hatte es nach 1800 einen Pietismus-Schub gegeben, der die Unterschiede zum Calvinismus verringerte.⁴⁴

Jean Calvin (Johann Calvin, 1509-1564), gebürtiger Franzose und Reformator in Genf, ging von der sogenannten ‚Gnadenwahl‘ aus, das ist die Grundlage seiner ‚Prädestinationslehre‘. Demnach steht fest, dass ein Teil der Menschen selig wird, der andere ist verdammt. Kein Prediger, kein Sakrament, keine Kirche, so Weber nach der Vorgabe Calvins, könne das beeinflussen.⁴⁵ Jeder Mensch müsse sich fragen, ob er zu den Erwählten gehöre und wie er sich – vielleicht – der Erwählung vergewissern könne.⁴⁶ Man kann sich für erwählt halten – aber ohne jegliche Sicherheit, dass man es ist –, oder man kann sich die Gewissheit durch „rastlose Berufsarbeit“ einschärfen.⁴⁷ Das ist die Quelle der protestantischen Leistungsethik, die durchaus ambivalent einzuschätzen ist. Da es keine Mittlerinstanz gibt, steht jeder Mensch für sich vor Gott, und die innere Vereinsamung des Einzelnen ist gleichsam glaubensstrukturell. Ich folge dem amerikanischen Kulturosoziologen Richard Sennett in einer Kompaktversion von Webers aus dem Calvinismus abgeleiteter These: „Man versucht, seinen Wert vor Gott durch Selbstdisziplinierung zu beweisen. Meine Selbstverleugnung soll meine Würdigkeit erweisen, und zwar, anders als ein katholischer Büsser im Kloster, durch Arbeit, Opferung von Genuß, Sparen, Abstinenz.“⁴⁸ Die These Max Webers ist als nicht schlüssig genug angegriffen worden. Man hat zwar anerkannt, wie er das moderne rationalistische Wirtschaftsethos mit der Ethik des asketischen Protestantismus verbinden wollte,⁴⁹ man hat aber auch in seinem Begriff der daraus sich ergebenden „innerweltlichen Askese“⁵⁰ ein potenziell selbstschädigendes Prinzip gesehen. Zudem vermisst man bei ihm ein den Kapitalismus antreibendes Moment: den Konsum mit Muße, der durchaus entlastend und die Strenge mildernd wirken kann.

Blicken wir nun, wie Thomas Mann es wollte, auf Thomas Buddenbrook, so muss man zuvor festhalten: Die Säkularisierung des 19. Jahrhunderts ist vorangeschritten, aber die protestantische Ethik behält auch losgelöst von der unmittelbaren Verantwortung vor Gott ihre Leben und Arbeit dirigierende Kraft. Thomas Buddenbrook ist, anders als sein Vater und seine Mutter, nicht gläubig. Aber man muss nun nicht mehr hochmotivierter Protestant sein, um Arbeits- und Leistungsethiker zu werden. Thomas Mann hat Sinn und Ziel beruflicher Unermüdlichkeit nicht mehr im Glauben verankert.⁵¹ Die „rastlose Berufsarbeit“, die in Max Webers These vom Bemühen, der Gnadenwahl teilhaftig zu werden, hergeleitet wird, ist bei Thomas Mann durchaus doppelt beleuchtet. Ein Beispiel, gleichzeitig ein Beispiel für die gerühmte Thomas Mann'sche Ironie in diesem Roman: Er lässt den Heiratsschwindler und Bankrotteur Bendix Grünlich sagen und damit das Ja-Wort von Tony Buddenbrooks Vater gewinnen: „Rastlose Tätigkeit ist für mich Lebensbedingung.“⁵² Thomas Buddenbrooks „rastlose Tätigkeit“ hingegen setzt

Mann nicht der Ironie aus: „... über und über ausgefüllt mit Denken, Reden, Handeln, Schreiben, Berechnen, Hin- und Widergehen ...“.⁵³ „Jedermann anerkannte mit Neid oder freudiger Teilnahme seine Tüchtigkeit und Geschicklichkeit“, mit der er es bis zum Senator der Stadtstaats-Regierung bringt. Allerdings, und hier beginnt Ironie ihr Werk, nimmt zwar sein Ansehen zu, seine Spannkraft aber nimmt ab. Er fühlt sich „beständig zum Verzweifeln im Rückstande“ hinter seiner „planenden Phantasie“, die von seiner Leistungsethik beherrscht wird.⁵⁴ Das Haus, das er sich, aus „Rastlosigkeit“, baut, fällt zu groß aus. Nicht nur seine Frau Gerda mit ihrer Violine und sein Sohn Hanno am Klavier, sondern auch er selbst sitzt darin in innerer Vereinsamung, und das nicht mehr vor Gott.

Ich möchte jetzt noch zeigen, wie Thomas Manns Roman auch wichtige Elemente der Theorie vom Prozess der Zivilisation, wie sie der 1990 verstorbene Kulturosoziologe Norbert Elias entworfen hat, vorweg nimmt, und wie andererseits aber auch Aspekte dieser Theorie als Augenöffner für die Romanlektüre wirken können. Der Untertitel von Elias' Hauptwerk *Über den Prozeß der Zivilisation* lautet: *Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen*.⁵⁵ Das bedeutet nicht weniger, als dass Elias es unternommen hat, einerseits die Herausbildung unserer Gesellschaft seit der frühen Neuzeit sozialgeschichtlich zu beschreiben, andererseits die Herausbildung unserer psychischen Struktur und die Modellierung unseres Habitus dazu in verzahnte Entsprechung zu setzen. Dazu verschaffte er sich nicht nur die Übersicht über die europäische Geschichte – beginnend bei den Oberschichten, die modellbildend wirkten –, sondern benützte auch im weiteren Sinne literarische Zeugnisse wie zum Beispiel Erziehungsanleitungen und Benimmbücher. In dem Maße, wie sich kleine Territorien zu größeren Herrschaftsbereichen integrieren oder gewaltsam integriert werden, entstehen, wie er es nennt, ‚Interdependenzketten‘, die das Verhalten der Menschen regeln – von der Einschätzung von Machtbalancen bis hin zu den Tischsitten. Je länger und verzweigter diese Interdependenzketten werden, desto mehr wird von den Menschen verlangt: dass sie ihre Impulse kontrollieren, ihre Affektausschläge abflachen, Selbstzwänge habitualisieren, dass sie lernen, wie man sich nach außen auf dosierte Weise öffnet und dabei Scham- und Peinlichkeitsschwellen beachtet, sein Mitteilungsbedürfnis kontrolliert, das An-sich-Halten einübt, wie man das Verhalten anderer beobachtet und dabei das eigene einschätzt, das heißt, psychologisiert, und wie man sein Leben und das der Familie auf Langsicht anlegt. Es ist an dieser Stelle zu betonen, dass in diesem über Jahrhunderte laufenden Zivilisationsprozess – den man übrigens als Kind binnen weniger Jahre nachzuvollziehen hat – sich auch der Roman als Literaturgattung, die sich für Psychologisierung besonders eignet, herausbildet.

Thomas Mann hat nicht nur gemeint, dass er mit dem Roman „ein Stück Seelengeschichte des deutschen Bürgertums“ geschrieben hat,⁵⁶ sondern er hat auch gemeint, der Roman sei dazu bestimmt gewesen, zu einer „wahren deutschen Hauspostille“ zu werden.⁵⁷ Dass Norbert Elias ihn gekannt hat, ist wahrscheinlich, aber nicht belegt.

Aspekte der Zivilisationstheorie findet man in wichtigen Handlungselementen und Motiven.

Vom Kleineren zum Größeren: Beim Hauseinweihungssessen zu Anfang des Romans, das der Konsul für Freunde und Verwandte gibt, sitzt auch der Weinhändler Köppen, „mit dem großen dunkelroten Gesicht“, der noch nicht lange reich ist und auch nicht aus einer der Lübecker Patrizierfamilien stammt. „Er war viel röter geworden während des Speisens und schnob vernehmlich.“ Es geht um Tischsitten als Merkmal von Zivilisiertheit und sozialer Zugehörigkeit, und auch um das An-sich-Halten: Der Weinhändler „verspürte das deutliche Bedürfnis, ein paar Knöpfe seiner Weste zu öffnen; aber das ging wohl leider nicht an, denn nicht einmal die alten Herren erlaubten sich dergleichen. Lebrecht Kröger“ – das ist der Schwiegervater des Gastgebers – „saß noch so aufrecht an seinem Platze wie zu Beginn der Mahlzeit“.⁵⁸ Wenig später ist davon die Rede, dass die allzu muntere Tony nicht zuletzt deshalb ins Internat der Sesemi Weichbrodt – eine der unvergesslichen Nebenfiguren des Romans – gegeben wird, weil ihre Tischsitten zu wünschen übrig lassen.

Eine der überlappenden Schnittmengen von Elias' Theorie mit der Max Webers ist die Zeitökonomie. Max Weber hat die Autobiographie des Amerikaners Benjamin Franklin deshalb analysiert, um zu zeigen, wie sich der Umgang mit Zeit dem Leistungsethos eines kapitalistischen Unternehmers einordnet. Das Gegenbild zu Thomas Buddenbrook ist in diesem und anderen Aspekten sein Bruder Christian, zu dessen besonderen Anekdoten, die er aus Valparaiso mitgebracht hat und mit denen er im Club seine Lacherfolge erzielt, die des Zeitvertreibers und Arbeitsverweigerers Johnny Thunderstorm ist: „Bei der Hitze! Na, der Chef kommt ins Comptoir ... wir liegen, acht Mann, wie die Fliegen umher und rauchen Cigaretten, um wenigstens die Mosquitos wegzujagen. [...] ‚Nun‘, sagt der Chef. ‚Sie arbeiten nicht, meine Herren?! ... ‚No, Sir!‘ sagt Johnny Thunderstorm. ‚Wie Sie sehen, Sir!‘ Und dabei blasen wir ihm alle unseren Cigarettenrauch ins Gesicht.“⁵⁹ Der ‚Gegenbruder‘ Christian (von dem Thomas viel in sich hat, es aber nur einmal preisgibt: in einem grotesken Streit an der Bahre ihrer Mutter) ist es auch, der, nachdem er, mit hoher Affektkurve, einen Lacherfolg verbucht hat, plötzlich ernst zu werden pflegt und mit unruhigen Augen hin und her blickt. Schon als Kind ist er „launenhaft“, während Thomas „gleichmäßig“ und „ruhig und verständig“ ist.⁶⁰ Das bedeutet auch, dass Christian nicht dazu disponiert ist, seine Affektausschläge zu kontrollieren, was ihn wiederum dazu disponiert, Scham- und Peinlichkeitsschwellen zu überschreiten. Dazu gehören z.B. seine ausführlichen Schilderungen seiner körperlichen und psychischen Beschwerden bei Tisch. Alles das macht ihn unfähig, sich in die Interdependenzketten der Bürgerwelt einzugliedern. Seine Versuche, sich in der Kaufmannswelt zu etablieren, scheitern.

Die Elias'sche Kategorie der Langsicht, die eng mit der Abflachung von Affektkurven zusammen hängt, findet man in mehreren Varianten vor. Nach dem Einweihungsdinner spielt man, d.h. spielen die Männer Billard. Dieses Spiel ist hochsymbolisch für Leben in Langsicht. Man hat dann Erfolg, wenn jeder Stoß so geführt wird, dass er nicht nur in sich erfolgreich ist, sondern dass die Kugeln auch nach dem Stoß so konstituiert

bleiben, dass andere Stöße nachfolgen können, dass man also sozusagen an der Kugel bleibt. Es ist nicht ohne Bedeutung, dass das Billard in der Folge im Roman nicht mehr auftaucht. Es gehört zu den Ironien Thomas Manns, dass der zu religiösen Schwärmereien neigende Jean Buddenbrook von einem verschuldeten Geschäftsmann mit christlichem Getue getäuscht wird, dass er seiner Tochter Tony die Heirat als Verpflichtung zur Langsicht, zum Wohle der Firma, auferlegt, dass sie ihm gehorcht und dass, trotz ihrer Mitgift, Bendix Grünlich Bankrott macht und die Ehe scheitert. Und so hat der Vater der widerstrebenden Tochter zum vermeintlichen Wohl der Firma Langsicht nahe gebracht: „Wir sind, meine liebe Tochter, nicht *dafür* geboren, was wir mit kurzsichtigen Augen für unser eigenes, kleines, persönliches Glück halten, denn wir sind nicht lose, unabhängige und für sich bestehende Einzelwesen, sondern wie Glieder in einer Kette“.⁶¹ Der Bankrott, die Ehescheidung und der Verlust der beträchtlichen Mitgift werden zu einer Etappe des Niedergangs.

Ein letzter Aspekt bei Norbert Elias, der bei Thomas Mann vorweg genommen erscheint, allerdings auch in anderer Literatur der Epoche aufscheint und daher verallgemeinerungsfähig ist: Im Prozess der Zivilisation, so haben wir gesehen, mussten die Menschen in dem Maße, wie sich die gesellschaftlichen Interdependenzketten verlängert und verflochten haben, lernen, Affekte und leidenschaftliche Impulse zu dämpfen. Auf diese Weise entstand, so Elias, in den Menschen die Vorstellung, gerade die innersten Regungen und Strebungen, ihr Spontanstes, einschließen, verkapseln zu müssen. Das ist das Selbstbild des „homo clausus“ bzw. der „femina clausa“.⁶² Das kann sein Gutes haben. Marie von Ebner-Eschenbach in einem ihrer Aphorismen: „Es gäbe keine Geselligkeit, alle Familienbände würden gelockert, wenn die Gedanken der Menschen auf ihrer Stirn zu lesen wären.“⁶³ In Figuren der Literatur ist dieses Selbstbild nicht selten mit Stolz auf individuelle Unverwechselbarkeit besetzt. Aber dieses Selbstbild geht einher mit beträchtlichen psychischen Folgekosten: Einsamkeit, Isolation, Leiden an Unverstandensein. Arthur Schnitzler hat sich einmal notiert: „In gewissem Sinne [...] hat die ganze Kultur hauptsächlich die Aufgabe, die sozusagen tierische Vereinsamung der Individuen aufzuheben.“⁶⁴ Blicken wir auf *Buddenbrooks*: Der Konsul Jean schreibt schwärmerische Lobpreisungen auf den Herrn Zebaoth in die Familienchronik, Sohn Christian äußert sich bereitwilligst über seine medizinischen Selbstbefunde, Gerda, Thomas' Frau, hat ihre Violine, Sohn Hanno sein halt- und zielloses Improvisieren am Klavier. Firmenchef Thomas Buddenbrook, der nicht mehr gläubige Leistungsethiker, auf dem alles lastet, kann nicht mehr im Sinne Jean Calvins bzw. Max Webers die Vergewisserung erstreben, erwählt zu sein. Aber er hat, durch einen Zufall, wie ihn nur ein Schriftsteller herbeiführen kann, ein vierstündiges Lese-Erlebnis. Es ist das 41., ergänzende Kapitel aus dem 2. Band von Arthur Schopenhauers Hauptwerk *Die Welt als Wille und Vorstellung*; es ist überschrieben mit *Ueber den Tod und sein Verhältnis zur Unzerstörbarkeit unseres Wesens an sich*.⁶⁵ Dort liest er, dass jede Individuation ein Irrtum sei, ein Fehltritt,⁶⁶ dass während des Lebens der Mensch unfrei, weil vom großen, unbewusst waltenden ‚Willen‘ gelenkt sei, dass die Sehnsucht des Menschen sich auf das Verlassen seiner Individualität richte, auf Heimkehr in die

Gattung, wo alle sind, und dass das Sterben eine „Befreiung von der Einseitigkeit einer Individualität, welche nicht den Kern unseres Wesens [...] ausmacht“, sei.⁶⁷ Und Thomas Buddenbrook, der erkannt hat, dass sein Sohn Hanno seine Langsicht-Hoffnungen nicht erfüllen wird, spricht zu sich auf Schopenhauers Denkbahnen: „War nicht jeder Mensch ein Missgriff und Fehltritt? Geriet er nicht in eine peinvolle Haft, sowie er geboren ward? Gefängnis! Gefängnis!“ Und er setzt in jener Metaphorik fort, die Elias für sein Konstrukt des ‚homo clausus‘ finden wird: „Durch die Gitterfenster seiner Individualität starrt der Mensch auf die Ringmauern der äußeren Umstände, bis der Tod kommt und ihn zu Heimkehr und Freiheit ruft.“⁶⁸ Thomas Buddenbrook hat für die Dauer seines Lektüre-Erlebnis seine Psycho-Askese, seine ihn bedrückende Abstinenz von aller Selbsterforschung, ablegen können. Aber Thomas Mann hat ihm nur eine vorübergehende Erlösung gewährt. Er hat sie gleich wieder vergessen und befindet sich schnell wieder in seinem quälenden Alltag, der zum Untertitel des Romans führt: *Verfall einer Familie*. Er stirbt an einer Zahnsepsis, sein Sohn an Typhus, übrig bleiben Frauen an einem Tisch, vor dem Auszug aus dem Haus. Gibt es ein Wiedersehen mit allen? Wenn es doch so wäre... Darauf antwortet Sesemi Weichbrodt, die gebrechlichste: „Es ist so!“

Ich habe versucht, Thomas Manns Verschränkung von chronikalischem und psychologischem Erzählen aufzuweisen, und habe einige Male seine meisterliche Handhabung von Ironie zumindest angedeutet. Ich habe nur andeuten können, wie in diesem Roman der Individualismus als Leitbild der persönlichen Lebensführung auf dem Prüfstand steht, etwas, worüber gerade heute aufs Neue nachgedacht werden sollte. Ich habe nicht genug gesagt über die an Richard Wagner geschulte Leitmotiv-Erzählweise, die sich bis in die Schilderung des Körperhabitus und der Redewendungen der Figuren erstreckt. Aber darüber gibt es eine reichhaltige Forschungsliteratur. Mir ging es dieses Mal, an diesem Beispiel und den vorherigen, auf einer mehr figuren- und handlungsorientierten Schiene, um eine Engführung von literarischen Texten und sozialwissenschaftlichen Theorien und um den Nachweis, dass man über das Wissens-Potenzial von Literatur staunen darf.

Mit allen guten Wünschen für die Innsbrucker Germanistik in den nächsten 150 Jahren, besonders aber für jetzt und die allernächste Zeit, sage ich vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit.

Anmerkungen

Vortrag bei der Feier zum 150-Jahre-Jubiläum des Instituts für Germanistik der Universität Innsbruck.

- 1 Alfred von Berger: Die Dichter hat sie für sich. In: Psychoanalytische Bewegung 4, 1932, 73-76. Das ist der um den referierenden Teil gekürzte Wiederabdruck von A. v. B.: Chirurgie der Seele. In: Neue Freie Presse, 2.2.1896, Feuilleton der Morgenausgabe.
- 2 Heinz Schlaffer: Poesie und Wissen. Die Entstehung des ästhetischen Bewußtseins und der philosophischen Erkenntnis. Frankfurt/M. 1990, 234 u. 237.
- 3 Ebenda, 7.

- 4 Johann Wolfgang Goethe: Zur Metamorphose der Pflanzen. In: J. W. G.: Schriften zur Morphologie. Hg. v. Dorothea Kuhn. Frankfurt/M. 1987 (Sämtliche Werke, Briefe, Tagebücher und Gespräche I, 24), 419, 420.
- 5 Dürr, nicht zu verwechseln mit dem Ethnologen Hans Peter Duerr, dem Kritiker der Zivilisationstheorie von Norbert Elias, ist der 1929 geborene Mitarbeiter Werner Heisenbergs und vormalige Direktor des Max-Planck-Instituts in München. Vgl. Christa Wolf: Ein Tag im Jahr, 1960-2000. München 2003, 485, hier 27. September 1991. Dieses Buch enthält von 1960 bis 2000 alle Notizen, die sich Wolf für jeden 27. September machte.
- 6 Wolf Lepenies: Der Wissenschaftler als Autor. Über konservierende Funktion der Literatur. In: Akzente 25, 1978, 129. Vgl. dazu auch die Anglistin Ina Schabert in ihrem Aufsatz *Die Trennung von naturwissenschaftlicher und dichterischer Wahrheit im England des 17. Jahrhunderts*. In: Sebastian Neumeister u. Conrad Wiedemann (Hg.): Res Publica Literaria. 2 Bände. Wiesbaden 1987, Bd.1, 349-364, hier 349: „Diese Dissoziation von Wissenschaft und Dichtung konnte nie mehr wirklich rückgängig gemacht werden, obgleich von Seiten der englischen Poetik – in der Romantik wie in der frühen Moderne – emphatische Versuche dazu unternommen wurden.“
- 7 Schrott, Da könnte ich genauso gut LSD nehmen. In: Der Standard, 31.1./1.2.2009, 32. – Es ist gewiss kein Zufall, dass Literatur- und Kulturwissenschaft den Zusammenhängen von Literatur und Naturwissenschaft nicht von einer heutigen Position aus, sondern am Beispiel von Goethes Roman „Die Wahlverwandtschaften“, 1809 veröffentlicht, auf die Spur kommen wollen. Goethe hat sich zu diesem Roman vom Stand einer (damals schon nicht mehr ganz) zeitgenössischen Chemie inspirieren lassen. Der Ausdruck „Wahlverwandtschaft“ stammt vom schwedischen Chemiker Torbern Bergman. Goethe benützt dessen Erkenntnisse über die Anziehung und Auflösung chemischer Verbindungen für seine berühmte gewordene chemische Gleichnisrede über die Anziehung und Auflösung zwischenmenschlicher Beziehungen im Roman. Obwohl diese poetisch verwendete Analogie im Roman nicht aufrecht erhalten wird – Menschen haben letztlich, anders als chemische Elemente, einen freien Willen –, fasziniert dieser Ansatz bis heute. Vgl. z.B. den Beitrag von Christine Lubkoll: *Wahlverwandtschaft. Naturwissenschaft und Liebe in Goethes Eheroman*. In: Gabriele Brandstetter (Hg.): Erzählen und Wissen. Paradigmen und Aporien ihrer Inszenierung in Goethes 'Wahlverwandtschaften'. Freiburg i. Br. 2003; hierzu auch das Vorwort der Herausgeberin. Ferner die Beiträge des Bandes Joseph Vogl (Hg.): *Poetologien des Wissens um 1800*. München 1999, besonders auch die Einleitung des Herausgebers, 7-16. – Man darf sich verblüffen lassen von der Ähnlichkeit von Aussagen, die man einerseits beim Psychologen Mihaly Csikszentmihalyi über das Verhältnis von Entropie und Evolution, andererseits beim sizilianischen Schriftsteller Giuseppe Tomasi di Lampedusa über die Revolution Garibaldis (1860), den Sturz der Bourbonen auf Sizilien und die Einigung Italiens lesen kann. Der Psychologe spricht über Entropie als ein Gesetz des Universums, demzufolge jede Struktur zur Auflösung, zum Auseinanderstreben, zum Wenigerwerden neigt, der nur gegenbalanciert werden kann durch Evolution, dem Aufbau eines Systems zur Zunahme seiner Komplexität. „Die Entwicklung von immer effizienteren, unglaublich komplexen Systemen bezeichnen wir als Evolution. Sie wird uns von der Tatsache aufgezwungen, daß Systeme zur Auflösung neigen, wenn sie nicht effizienter werden. Wir können nicht stehenbleiben. Auch wenn wir nur unseren heutigen Zustand bewahren wollen, müssen wir uns weiterentwickeln.“ In Tomasi di Lampedusas berühmtem Roman „Der Gattopardo“ erläutert der junge Adelige Tancredi seinem Onkel, dem Fürsten Salina, warum er bei der Revolution Garibaldis mittut: „Wenn wir nicht auch dabei sind, bescheren die uns die Republik. Wenn alles bleiben soll, wie es ist, muß sich alles ändern.“ Vgl. Mihaly Csikszentmihalyi: *Dem Sinn des Lebens eine Zukunft geben. Eine Psychologie für das 3. Jahrtausend*. Aus dem Amerikanischen von Maren Klostermann. Stuttgart 1995, 41; Giuseppe Tomasi di Lampedusa: *Der Gattopardo*. (1958). Hgg. und mit einem Nachwort von Gioacchino Lanza Tomasi. Aus dem Italienischen neu übersetzt und mit einem Glossar von Giö Waeckerlin Induni. München, Zürich 2005, 35. Ob die Ähnlichkeiten von Aussagen wie diesen zu Augenöffnern für Analogien zwischen Naturwissenschaft und Geschichte bzw. Literatur werden könnten, würde gewagte Thesen erfordern.
- 8 So der Titel des von Ulf Abraham und Christoph Launer herausgegebenen Bandes mit dem Untertitel *Literarisches Lernen im fächerverbindenden Unterricht*, Hohengehren 2000.
- 9 Johann Peter Eckermann: Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens. Wiesbaden o. J. (Sonderausgabe Die Tempel Klassiker), 66 u. 9f.
- 10 Jung, Verlagsprospekt Sommer – Herbst 2008, 1.
- 11 Dazu Pfoser: *Literatur und Austromarxismus*.

- 12 Sigrid Weigel: Wissenskünste. In: Trajekte Nr. 2, 2. Jg. (September 2001), 17-19, hier 19.
- 13 Markl, Gehirn und Geist, 1071. Ein resümierender Satz eines Frankfurter Soziologen sekundiert indirekt dem Biologen. In seiner Abschiedsvorlesung sagte Karl Otto Hondrich: „Der soziologische Blick sieht überall Beziehungen *zwischen* den Menschen. Der Blick dazwischen fällt mir bis heute ungeheuer schwer. Immer wieder will er und fährt er zurück auf den einzelnen Menschen, das individuelle Phänomen“, also auf das, wofür der Biologe nicht allein der Psychologie, sondern auch der Dichtung und deren Erforschern Kompetenz zugesteht. Vgl. Hondrich, Damals und heute, 281.
- 14 Reiner Wild: Literatur im Prozeß der Zivilisation. Entwurf einer theoretischen Grundlegung der Literaturwissenschaft. Stuttgart 1982, 129.
- 15 Thomas Mann: Die Entstehung des Doktor Faustus. Roman eines Romans (1949). In: T. M.: Doktor Faustus. Die Entstehung des Doktor Faustus. Frankfurt/M. 1967, 679-848, hier 776. Es sei nicht verschwiegen, dass eine solche Position auch Ablehnung erfährt. Der Philosoph Rudolf Burger etwa lässt nur eine reagierende Funktion der Literatur gelten. Vgl. Rudolf Burger: Die Inszenierung schlechter Manieren. In: Die Presse, 7.6.2008, 41. Und es gibt, das sei ebenso wenig verschwiegen, eine Literatur des Hinterher. Émile Zola hat z.B. in seinem Roman „Thérèse Raquin“ (1867, und auch in anderen Romanen) eine Versuchsanordnung nach dem Modell der Naturwissenschaften konstruiert: Man nehme einen schwachen Mann mit starker Mutterbindung, gebe ihm eine blutvolle Ehefrau an die Seite und führe in diese Dreierkonstellation einen jungen Mann von außen ein. Der Verlauf ist absehbar: Der Ehemann wird beseitigt. Das ist aber noch nicht das Ende des Romans. Zola führt seelenzergliedernd, gleichsam in einer Psycho-Vivisektion, vor, wie das Gewissen von Täter und Täterin ihre Lebenskraft attackiert, bis sie zusammen Gift nehmen.
- 16 Lepenies, Der Wissenschaftler als Autor, 145.
- 17 Ebenda, 142f.
- 18 Ebenda, 143.
- 19 Henri-Frédéric Amiel: Intimes Tagebuch. Ausgewählt, übersetzt u. eingeleitet v. Ernst Merian-Gast. München 1986.
- 20 „Jede Landschaft ist ein Seelenzustand.“ Hugo von Hofmannsthal: Das Tagebuch eines Willenskranken. Henri-Frédéric Amiels „Fragments d’ un journal intime“. In: H. v. H.: Reden und Aufsätze I, 1891-1913. Frankfurt/M. 1979 (Fischer TB 2166), 106-117, hier 113.
- 21 Sigmund Freud: Das Unheimliche. In: S. F.: Studienausgabe, Bd. IV: Psychologische Schriften. Frankfurt/M. 1982, 241-274. Zum Thema ‚Fremde‘ vgl. Karlheinz Rossbacher: Allerlei Fremde. Ein Rundblick. In: Eduard Beutner u. Karlheinz Rossbacher (Hg.): Ferne Heimat – Nahe Fremde. Bei Dichtern und Nachdenkern. Würzburg 2008, 33-47.
- 22 Wolf Lepenies: Die drei Kulturen. Soziologie zwischen Literatur und Wissenschaft. München 1985, 180.
- 23 Ebenda, 389.
- 24 Karl Mannheim: Konservatismus. Ein Beitrag zur Soziologie des Wissens (1925). Hg. v. David Keller, Volker Meja u. Nico Stehr. Frankfurt/M. 1984 (stw 478).
- 25 Ebenda, 93.
- 26 Ferdinand Kürnberger: Ich suche im Nebel meinen Weg (1875). In: F. K.: Fünfzig Feuilletons. Wien 1905, 396-403, hier 397.
- 27 Vgl. Karlheinz Rossbacher: Literatur und Liberalismus. Zur Kultur der Ringstraßenzeit in Wien. Wien 1992, 229-234.
- 28 Marie von Ebner-Eschenbach: Aphorismen. Nachwort v. Ingrid Cella. Stuttgart 1988 (RUB 8455), 15.
- 29 Wolf Wuchterpfennig hat seinem Buch *Kindheitskult und Irrationalismus in der Literatur um 1900*, München 1980, dieses Thema in einen größeren Rahmen gestellt. Es verdient übrigens Erwähnung, dass Ebner-Eschenbachs Erzählung ein Jahr vor dem berühmt gewordenen Buch von Ellen Key, *Das Jahrhundert des Kindes*, erschien.
- 30 Max Horkheimer: Autorität und Familie (1936). In: M. H.: Traditionelle und kritische Theorie. Fünf Aufsätze. Frankfurt/M. 1992 (Fischer TB 11240), 130.
- 31 Ebenda, 159f.
- 32 Ebenda, 178.
- 33 Ebenda, 176.
- 34 Ebenda, 195.

- 35 Marie von Ebner-Eschenbach: Der Vorzugsschüler (1901). In: M. v. E.-E.: Das Gemeindegeld. Novellen. Aphorismen. München 1956 (Sonderausgabe für die Wissenschaftliche Buchgesellschaft Darmstadt, Band 1), 515-554.
- 36 Wucherpfennig: Kindheitskult (Anm.29), 181.
- 37 Zu diesem Thema vgl. Werner Michler: Darwinismus und Literatur. Naturwissenschaftliche und literarische Intelligenz in Österreich, 1859-1914. Wien 1999.
- 38 Thomas Mann: Buddenbrooks. Verfall einer Familie. Roman (1901). Frankfurt/M. 1989 (=Fischer TB 9431)
- 39 Thomas Mann: Betrachtungen eines Unpolitischen(1918). Mit einem Vorwort v. Hanno Helbling. Frankfurt/M. 2001 (Fischer TB 15052), 162f.
- 40 Samuel Lublinski im Berliner Tageblatt 466, 13. 9. 1902, zit. bei Jochen Vogt: Thomas Mann, Buddenbrooks. München 1983, 148. Die Begründung für den Nobelpreis 1929 bezog sich ausdrücklich auf diesen Roman.
- 41 Thomas Mann: Lübeck als geistige Lebensform (1926). In: T.M.: Über mich selbst. Autobiographische Schriften. Frankfurt/M. 1994 (Fischer TB 12123), 28-50, hier 36.
- 42 Hans-Peter Müller: Max Weber. Eine Einführung in sein Werk. Wien u.a. 2007, 21. Dass Thomas Mann im Jahre 1926 die Meinung äußerte, Max Weber müsste, lebte er noch, in die Sektion Dichtkunst der Preußischen Akademie der Künste aufgenommen werden, erweitert Webers geistige Breite um eine überraschende Facette. Vgl. Thomas Mann: Rede zur Eröffnung der ‚Münchener Gesellschaft‘, 1926. Zit. bei Lepenies: Die drei Kulturen (Anm.22), 371.
- 43 Max Weber: Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus (1904, 1905). In: M. W.: Schriften zur Soziologie. Hg. u. eingeleitet v. Michael Sukale. Stuttgart 1995 (RUB 9387), 333-356 (gekürzt), hier 351.
- 44 Pierre-Paul Sagave: Zur Geschichtlichkeit von Thomas Manns Jugendroman: Bürgerliches Klassenbewußtsein und kapitalistische Praxis in „Buddenbrooks“. In: Literaturwissenschaft und Geschichtsphilosophie. Festschrift für Wilhelm Emrich. Hg. v. Helmut Arntzen. Berlin 1956, 436-452, hier 439f.
- 45 Weber: Die protestantische Ethik (Anm.43), 346f.
- 46 Ebenda, 349.
- 47 Ebenda, 350.
- 48 Richard Sennett: Der flexible Mensch. Die Kultur des neuen Kapitalismus. Wiesbeck 2000, 137ff.
- 49 Müller: Max Weber (Anm.), 84.
- 50 Weber: Die protestantische Ethik (Anm.43), 351.
- 51 Vogt: Thomas Mann (Anm.40), 67.
- 52 Mann: Buddenbrooks (Anm.38), 94.
- 53 Ebenda, 361.
- 54 Ebenda, 419.
- 55 Norbert Elias: Über den Prozeß der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen. Erster Band: Wandlungen des Verhaltens in den weltlichen Schichten des Abendlandes. Zweiter Band: Wandlungen der Gesellschaft. Entwurf zu einer Theorie der Zivilisation (1939). Frankfurt/M. 1976 (stw 158, 159). Die Zusammenfassung im zweiten Band, 312-454, enthält die Hauptaspekte beider Bände in lese-ökonomischer Kompaktheit.
- 56 Mann: Lübeck (Anm.41), 35.
- 57 Mann: Über mich selbst (Anm.41), 67.
- 58 Mann: Buddenbrooks (Anm.38), 17, 21, 28, 34.
- 59 Ebenda, 273.
- 60 Ebenda, 67, 75.
- 61 Ebenda, 146.
- 62 Norbert Elias: Die Gesellschaft der Individuen. Hg. v. Michael Schröter. Frankfurt/M. 1987, 166ff.
- 63 Ebner-Eschenbach: Aphorismen (Anm.28), 24.
- 64 Arthur Schnitzler: Aphorismen und Betrachtungen. Band 2: Der Geist im Wort und der Geist in der Tat. Bemerkungen und Aufzeichnungen. Frankfurt/M. 1983 (Fischer TB 11968), 159.
- 65 Mann: Buddenbrooks (Anm.38), 9. Teil, 5. Kapitel, 642-662.
- 66 Arthur Schopenhauer: Die Welt als Wille Vorstellung, 2. Band, welcher die Ergänzungen zu den vier Büchern des ersten Bandes enthält. Stuttgart 1987 (RUB 2762), 638.
- 67 Ebenda, 660.
- 68 Mann: Buddenbrooks (Anm.38), 657.

Von den Burgen des Mittelalters zum Kommunikationsdesign. 150 Jahre germanistische Lehre in Innsbruck von Sigurd Paul Scheichl (Innsbruck)

„Die deutschen Burgen des Mittelalters und das Leben auf ihnen“ war Gegenstand einer der drei Lehrveranstaltungen von Ignaz Vinzenz Zingerle im ersten Semester, in dem man in Innsbruck Germanistik studieren konnte, dem Wintersemester 1859/60. Knapp 150 Jahre danach, im Sommersemester 2008, hat Thomas Schröder die Lehrveranstaltung „Kommunikationsdesign“ angeboten.¹ Diesen Titel hätten nicht nur Zingerles Hörer, sondern gewiss auch er selbst nicht verstanden; bei MorizENZinger und Karl Kurt Klein wäre das Wort kaum auf geringeres Staunen gestoßen (und von Klein zudem als Fremdwort missbilligt worden); ob ich selbst es wirklich verstehe, lasse ich dahin gestellt. Andererseits könnte es durchaus sein, dass heute Studierende sich unter Konrad Zwierzinas Vorlesungstitel „Germanische Mythologie“ (SS 1907) nichts Genaues vorstellen können. (Übrigens scheint dieses in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, nicht zuletzt wegen der endemischen Wagner-Verehrung, eher beliebte Thema schon mit dieser Vorlesung aus dem Innsbrucker Lehrprogramm verschwunden zu sein.)

Wenn wir schon kontrastieren: In jenem fernen ersten Semester, in dem hier Germanistik gelehrt worden ist, gab es genau drei Lehrveranstaltungen; im laufenden Semester (SS 2009) bieten wir 74 Vorlesungen, Seminare, Übungen usw. an – und vielleicht war das Angebot vor einigen Semestern sogar noch ein bisschen größer.

Diese Vielfalt hat sich aus dem Ein-Mann-Betrieb Zingerles heraus entwickelt; wie sich das abgespielt hat, werde ich Ihnen in einigen Grundzügen darzulegen versuchen, wobei mich vor allem die Einschnitte interessieren, nach denen sich in der Lehre Grundlegendes geändert hat. Es wird nicht möglich sein jeden einzelnen Lehrenden in der gebotenen Breite vorzustellen, auch sonst wird es einige Lücken geben, aus verständlichen Gründen umso mehr, je näher wir der Gegenwart kommen. Für die Forschung, die nicht Gegenstand dieses Vortrags ist, kann ich auf die Bibliografie in unserer Jubiläumsbroschüre verweisen, die einen Querschnitt der Publikationen der Institutsangehörigen aus der Zeit ihrer Tätigkeit in Innsbruck bietet, mit Berücksichtigung aller Schwerpunkte.

Ausgehen möchte ich von den rechtlichen und organisatorischen Rahmenbedingungen, unter denen in Innsbruck wie an den anderen österreichischen Universitäten deutsche Sprache und Literatur gelehrt worden sind. An ihnen lassen sich fast interessantere Beobachtungen machen als an den langen Listen von Lehrveranstaltungen (von denen ja in der Regel nur der, oft überdies sehr unbestimmte, Titel bekannt ist, während Materialien dazu, Vorbereitungen wie Mitschriften oder gar Tonaufnahmen, nur in Einzelfällen erhalten sind und auch kaum Erinnerungen an frühere Lehrer vorliegen). In Wandel und Kontinuität hatten die rechtlichen Vorschriften auf den Inhalt der

akademischen Lehre großen Einfluss; zugleich lassen sie die ideologisch geprägten Vorstellungen vielleicht mehr der Behörden als der Germanisten selbst erkennen.

Den Anstoß für die Errichtung einer Lehrkanzel für Deutsche Sprache und Literatur an der k. k. Universität Innsbruck (und nicht nur an ihr) gab die Notwendigkeit einer soliden Ausbildung der Deutschlehrer; nichts beweist diese Notwendigkeit besser als die Tatsache, dass die beiden Kandidaten für die erste Innsbrucker germanistische Professur Deutschlehrer an einem Gymnasium gewesen sind – der eine von ihnen, Zingerle, als Absolvent einer theologischen Ausbildung, der andere, Adolf Pichler, gar als Doktor der Medizin.

Lange, viel zu lange – in Innsbruck bis 1983 – wurde die Lehramtsausbildung durch eine von den Ideen der beginnenden Germanistik geprägte Lehramtsprüfungsordnung geregelt, die trotz einigen Novellierungen (die letzte 1937) ihre im 19. Jahrhundert liegenden Wurzeln nie abgeschüttelt hatte, deshalb das Mittelalter und die germanische Zeit betonte. Noch Klein fühlte sich 1962 verpflichtet im Rahmen einer für Lehramtskandidatinnen vorgeschriebenen Vorlesung zur „Germanischen Altertumskunde“ ausführlich den Helm von Negau zu behandeln. Dass Johannes Erben diese Vorlesung zu totem Recht gemacht und einfach nicht mehr angeboten hat, dürfte weder die Studierenden betrübt noch deren künftigen Unterricht negativ beeinflusst haben; gleichwohl war ihr Fehlen bis in die 80er Jahre eigentlich gesetzwidrig – wie neue Anforderungen, die sich in der Praxis bewährten, ohne dass sie in der entsprechenden Verordnung gestanden hätten, in der beispielsweise das Absolvieren von Seminaren nicht vorgesehen war. Wann sich diese Praxis – dass je zwei Proseminare und je zwei Seminare in der so genannten älteren und in der neueren Abteilung besucht werden mussten – herausgebildet hat, lässt sich nicht mehr feststellen. (Dass Joseph Eduard Wackernell und Josef Schatz 1920/21 ihre Seminare – „Neuhochdeutsche Übungen“ und „Mittelhochdeutsche Übungen“ – mit dem Vermerk „Unentgeltlich“ angekündigt haben, dafür also kein Kolleggeld zu entrichten war, lässt vermuten, dass diese Lehrveranstaltungen damals auch de facto noch nicht obligatorisch gewesen sind.)

Zum Abschluss des Studiums musste man – aus zwei Fächern! – eine halbwegs umfangreiche Hausarbeit vor- und dann die sehr aufwändige Lehramtsprüfung ablegen, deren schriftlicher Teil einen 4-stündigen Aufsatz über ein Thema aus der neueren deutschen Literatur – ich habe über „Das junge Deutschland“ geschrieben, die Themen konnten aber viel spezieller sein –, eine Übersetzung aus dem Mittelhochdeutschen (2 Stunden) und einen 2-stündigen Aufsatz zu einem sprachwissenschaftlichen oder mediävistischen Thema umfasste. Bei der mündlichen Prüfung (je eine halbe Stunde neuere Literatur und ältere deutsche Sprache und Literatur) konnte man wählen zwischen Gotisch und Althochdeutsch – was jene vor 40 Jahren noch nicht seltenen Kollegen begünstigte, die des Griechischen mächtig waren, denn sie übersetzten dann de facto nicht aus Wulfila, sondern aus der griechischen Vorlage. Mir war dieser Weg verschlossen, ich musste mich – übrigens nicht ungern – auf das Althochdeutsche vorbereiten. (Einige Monate vorher oder später hatte man eine analoge Prüfung in der

zweiten Studienrichtung abzulegen; dazu kam noch eine Prüfung aus Pädagogik und Jugendpsychologie.)

Die Möglichkeit, mit einer Dissertation und fachspezifischen Rigorosen den Doktorgrad der Philosophie zu erwerben, wurde für Österreich durch ein Gesetz nach mehr oder minder preußischem Muster erst etwa zwei Jahrzehnte nach der Berufung Zingerles geschaffen; die erste germanistische Dissertation in Innsbruck war die Wackernells. Für das Studium vor der Übernahme eines Dissertationsthemas gab es bis in die 80er Jahre des 20. Jahrhunderts so gut wie keine Vorschriften; als Usus bildete sich heraus, ungefähr die gleichen Lehrveranstaltungen zu besuchen wie die Lehramtsstudenten. Insgesamt überwogen diese, nur von den 1950er bis in die späten 1970er Jahre schrieben sehr viele Südtiroler und Südtirolerinnen Dissertationen, weil Italien das Lehramtsstudium lange nicht als einer italienischen laurea gleichwertig anerkannte, somit das Doktorat die Voraussetzung dafür war, an höheren Schulen in Südtirol zu unterrichten.

Die Lehramtsprüfungsordnung, in der zuletzt gültigen Fassung von 1937, schrieb unter anderem den Besuch von Lehrveranstaltungen aus Sprechkunde vor, damit die künftige Deutschlehrerin Gedichte schön vorzutragen vermöge, ferner (sehr wenig) Fachdidaktik, Phonetik – eine gefürchtete Prüfung –, Althochdeutsch oder Gotisch und Mittelhochdeutsch. Literaturwissenschaftliche Lehrveranstaltungen waren vom Gesetz her nur in geringer Zahl erforderlich; für die Abschlussprüfung war die „besondere Berücksichtigung der klassischen Periode und der österreichischen Dichtung“ vorgesehen. Geprüft werden sollte ferner der „Bau der neuhochdeutschen Literatursprache und ihr Verhältnis zu der örtlichen Umgangssprache“ – eine in Hinblick auf die Aufwertung des österreichischen Deutsch in den letzten Jahrzehnten modern wirkende Forderung –, doch wurden Fragen über dieses Thema tatsächlich erst nach 1965, dem Jahr der Berufung von Erben, gestellt.

Noch eine kleine Anmerkung zur Praxis dieser Lehramtsausbildung: Die Lehrveranstaltungen aus der relativ bedeutungslosen (und zumindest in den 50er und 60er Jahren ungeliebten) Sprechkunde waren, vermutlich, die ersten und lange die einzigen, die man einer Frau anvertraute (Maria Riha). Zur Erkenntnis, dass Sprechkunde mehr sein kann als die Vorbereitung auf mittelmäßiges Rezitieren, gelangte das Institut erst um 1980 – durch eine Initiative der Hals-Nasen-Ohren-Klinik.

Die Prüfungsnormen änderten sich, viel zu spät, erst mit dem Allgemeinen Hochschulstudiengesetz von 1966 und dessen Nachfolgegesetzen – das uns betreffende hieß im Universitätsjargon ‚Geistergesetz‘ (Bundesgesetz über geistes- und naturwissenschaftliche Studienrichtungen) – sowie den daraus abgeleiteten Studienordnungen und Studienplänen. Diese führten 1983 ein Diplomstudium ein, also einen der Lehramtsprüfung gleichwertigen Studienabschluss unter bzw. vor dem Doktorat und als Voraussetzung für dieses, und orientierten sich stärker an den vermeintlichen oder wirklichen Bedürfnissen der Studierenden. Unter Einem wurden die Regelungen für das Lehramt modernisiert, wobei der Unterschied zwischen den beiden Abschlüssen gering war. Mit den neuen Studienplänen wurde die Linguistik

im Studium verankert – was in Innsbruck de facto, aber extra legem schon in den späten 60er Jahren geschehen war –, in Ansätzen Sprachpraxis und Textproduktion eingeführt – übrigens eine Anregung des Ministeriums –, der Anteil der fachdidaktischen Lehrveranstaltungen erhöht, das Mittelalter und die Sprachgeschichte zurückgedrängt und die Abschlussprüfung weitgehend durch ein nicht unproblematisches Credit-System, durch das Kumulieren von Einzelzeugnissen ersetzt.

Es war jetzt auch möglich im Diplomstudium praxisorientierte Lehrveranstaltungen einzuführen, etwa über den Literaturbetrieb, über die Praxis des Lektorierens im Verlag, über Literaturkritik usw. Innsbruck dürfte da eine Pionierrolle gehabt haben, obwohl wir uns die betreffenden Lehrenden oft aus Wien oder von anderswo holen mussten. In den letzten Jahrzehnten konnten Veranstaltungen dieser Art auch in Zusammenarbeit mit Projekten des Forschungsinstituts Brenner-Archiv durchgeführt werden, einer ehemaligen Abteilung des Instituts für Germanistik, die sich 1979 als Forschungsinstitut verselbstständigt hat. Die Vorschläge zur Ergänzung des Lehrangebots durch solche Veranstaltungen kamen übrigens von Assistenten, aber Alfred Doppler, Achim Masser und Hans Moser haben sie zustimmend aufgegriffen – wie die Einführung ebenfalls praxisnaher Lehrveranstaltungen zum Unterricht von ‚Deutsch als Fremdsprache‘, die in Innsbruck schon recht früh – d.h. in der Mitte der 1980er Jahre – angeboten worden sind. Gerade in diesem Fall ist es nicht bei der Praxisorientiertheit geblieben: Die Einführung der kontrastiven Linguistik in das Lehrangebot (vor allem durch Oskar Putzer) bietet den am Deutschunterricht für Nicht-Muttersprachler Interessierten auch eine theoretische Grundlage.

Weitere wichtige Veränderungen in diesen Studienplänen waren eine gewisse Abwertung des Lehrveranstaltungs-Typs ‚Vorlesung‘ und eine Aufwertung der Übungen und Seminare, in der Sprache des Gesetzes: der ‚Lehrveranstaltungen mit immanentem Prüfungscharakter‘, und vor allem die de-facto-Demokratisierung der Lehre, in der nun alle Habilitierten gleichberechtigt agieren konnten; man konnte nach 1985 in Innsbruck Germanistik studieren, ohne auch nur eine einzige Lehrveranstaltung eines Professors² zu besuchen. Der Vielfalt der Lehre hat diese Enthierarchisierung gut getan.

Eine zusätzliche Neuerung war die Möglichkeit, die zweite Studienrichtung durch das so genannte ‚Fächerbündel‘ (später: ‚freie Wahlfächer‘) zu ersetzen, durch (zumeist in Hinblick auf Berufspläne) frei gewählte Lehrveranstaltungen aus mehreren Studienrichtungen. Dadurch ermöglichte Kombinationen waren für manche Absolventinnen und Absolventen in der späteren Laufbahn von großem Nutzen.

Diese im Ganzen trotz einer, noch leichten, Tendenz zur ‚Verschulung‘ und gewissen, immerhin erträglichen, Einschränkungen der akademischen Freiheit positiv zu beurteilende Reform war unter anderem eine Reaktion auf die große Zahl der Studienabbrecher, die an der Schlussprüfung oder an der zu früh übernommenen Dissertation scheiterten; bis zu einem gewissen Grad hatte das Studium vor diesen Eingriffen auf dem didaktischen Prinzip des survival of the fittest beruht. Die weiteren Reformen, die eine totale Trennung von Diplom- und Lehramtstudium brachten, für Lehramtsstudierende die fachbezogenen zugunsten pädagogisch-didaktischer

Lehrveranstaltungen zurückdrängten und im Diplomstudium die bewährte Vorschrift, zwei Studienrichtungen zu kombinieren, abschafften, beurteile ich kritischer.

Das alles ist ohnehin Schnee von gestern: Ab Herbst 2009 gibt es keine Studienpläne mehr, sondern curricula und das Bachelor-Studium; der Bologna-Brei, den viele – mehr juristische als germanistische – Köche zubereitet haben, wird hoffentlich nicht so heiß gegessen werden müssen, wie er derzeit ist. Ein gewaltiger Einschnitt sind diese curricula auf jeden Fall.

Denn sie bedeuten eine viel größere Einschränkung der zu Recht gepriesenen bisherigen akademischen Freiheit, als es auf den ersten Blick scheinen mag. Das alte Lehramts- wie das Doktoratsstudium und zu einem guten Teil noch das Diplomstudium waren für die Studierenden (wie für die Lehrenden) eine Zeit großer Freiheit. Die (an sich nicht unproblematischen) großen Abschlussprüfungen überließen es weitgehend der Studentin, woher sie sich ihr Wissen beschaffte. Damit brauchte auch der Lehrende sich nicht viel Gedanken über die Themen seiner Lehrveranstaltungen machen, konnte über sehr spezielle Fragen sprechen. Das wird durch die neuen curricula fast unmöglich, wenn denn den Studierenden das Kernwissen des Fachs vermittelt werden soll.

Spezielle Fragen der Germanistik wurden immer schon von den Professoren behandelt; im Grunde genommen gehören auch Zingerles „Deutsche Burgen des Mittelalters“ in diese Kategorie. Seit den 50er Jahren gab es neben der Lehre der beiden Ordinarien zunehmend – zunächst eher schlecht bezahlte – Lehraufträge zu alles eher denn prüfungsrelevanten, aber doch wichtigen und interessanten Fragestellungen; diese besonders stark forschungsgeleiteten Lehrveranstaltungen fanden auch ihr (kleines) Publikum.

Der Schatz-Schüler Karl Finsterwalder konnte so, schon seit den 1940er Jahren, Interessierten seine breiten Kenntnisse im Bereich der Namenkunde vermitteln. Der Stil seiner Lehre war chaotisch, seine Begeisterung für sein Thema gleichwohl faszinierend. Was er geboten hat, konnte man in dieser Form wohl an keiner anderen Universität hören: Namen-, zumal Ortsnamenkunde aufgrund gründlichster eigener Recherche vor Ort (auch im Sinne geografischer Genauigkeit). Heute würden solche Lehrveranstaltungen trotz ihrer Qualität vermutlich negativ ‚evaluiert‘ werden, einfach weil sie in kein ‚Modul‘ passen; zudem muss bei der Lehre viel mehr gespart werden als noch vor 20 Jahren. Das gilt ähnlich für die sehr spannenden Vorlesungen zum Altnordischen, die nach 1960 Alois Wolf angeboten hat – am späten Freitagnachmittag, an dem heute kein Mensch mehr eine Lehrveranstaltung anzusetzen wagen würde.

Dass die Möglichkeit, solche Spezialthemen anzubieten, nur noch eingeschränkt gegeben ist, ist zwar auch ein Problem der Zahl der Mitarbeiter, aber vor allem Folge der Zwänge der Studienpläne: Die obligatorischen Lehrveranstaltungen für lange wachsende und immer noch hohe Zahlen von Studierenden beanspruchen die Lehrenden in so hohem Maß, dass ihnen kaum Zeit bleibt kontinuierlich Themen zu behandeln, die nicht zu den – vermeintlichen – Kernbereichen der Germanistik gehören. Umgekehrt müssen die Studierenden Lehrveranstaltungen zu bestimmten Themen absolvieren, so

dass ihnen wenig Zeit bleibt, um über mehrere Semester einen inhaltlichen Schwerpunkt zu setzen. Diese straffere Organisation des Studiums, polemisch, aber nicht falsch als ‚Verschulung‘ bezeichnet, ist der Preis dafür, dass die Abbrecherquoten deutlich gesunken sind.

Noch eine kleine Bemerkung zum Altnordischen am Freitagnachmittag: Ein solcher Termin war nur möglich, weil die Studierenden in den 1960er Jahren unter anderen sozialen Voraussetzungen studierten. Einerseits war das Studium damals ein soziales Privileg; viele brauchten sich aufgrund des Einkommens oder der Opferbereitschaft der Eltern nicht um eigene Einkünfte kümmern, sondern bekamen von zuhause, was nötig war; manche fanden mit den Beträgen der 1963 eingeführten Studienbeihilfe ihr Auskommen. Heute sind viel mehr Studierende darauf angewiesen selbst Geld für das Studium zu verdienen. Außerdem hatte die Freizeitkultur, die Zeit wie Geld kostet, meine Generation noch nicht in den Klauen; daher war der Freitag für viele Lehrveranstaltungstaglich. Die weitere Entwicklung des Studienangebots wird noch viel mehr Rücksicht auf die neben dem Beruf Studierenden nehmen müssen, der Vollzeitstudent gehört der Vergangenheit an.

Etwas, was in keinem Gesetz und keiner Verordnung steht noch stehen könnte, ist die Veränderung des Stils der Lehre. Sie beginnt mit der Generation der um 1940 Geborenen, denen seit etwa Mitte der 1960er Jahre wegen der gestiegenen Hörerzahlen vor allem die einführenden Lehrveranstaltungen anvertraut worden sind, zuerst von Erben, dann auch von Eugen Thurnher, Masser und Doppler. Der geringere Altersunterschied zwischen Studierenden und Lehrbeauftragten hat die Lehre weniger formell gemacht; der Lehrende ist in seiner eigenen Wahrnehmung wie in jener der Studierenden nicht mehr in erster Linie Respektperson, die die gültigen Ansichten verkündet, sondern jemand, mit dem man ein Gespräch führt. Vorlesungen werden heute gehalten, nicht mehr zelebriert. Diese veränderte Einstellung ist dieser Generation der Lehrenden geblieben, als sie selbst älter geworden ist.

Am meisten mag zu diesem Wandel beigetragen haben, dass der ‚Mittelbau‘ des Instituts nach 1965 sehr schnell angewachsen ist. Dass an die zehn ungefähr Gleichaltrige, die sich obendrein persönlich sehr gut verstanden haben, zugleich in Forschung und Lehre eingetreten sind, hat die Bereitschaft zu Innovationen sehr gefördert.

Von den Regeln zu den Inhalten. Die damalige Philosophische Fakultät, die 1851 vom Ministerium aufgefordert wurde, einen Kandidaten für die neue Professur zu benennen – an eine Kandidatin wäre selbstverständlich nicht zu denken gewesen, es hätte gar keine geben können –, suchte, anders als die Grazer Fakultät, nicht einen an einer Universität in Deutschland ausgebildeten Germanisten, sondern wollte einen Kollegen aus dem Kreis der lokalen Literaten und Intellektuellen, einen der Platzhirsche des örtlichen Kulturlebens. Weder Pichler noch Zingerle – die beiden Kandidaten – hatte trotz einigen einschlägigen Publikationen ein spezifisch germanistisches Profil; ihre Verdienste lagen in den 1850er Jahren im Bereich ihrer Leistungen im Literaturbetrieb und ihrer literarischen Werke, im Fall Zingerles zudem in Sagen- und Märchensammlungen, die

den Beifall Jacob und Wilhelm Grimms gefunden hatten; Wilhelm Grimm bat Zingerle (1854, also lange vor dessen Berufung) auch um Hilfe bei einem Forschungsvorhaben. Warum – nach acht Jahren! – schließlich vom Minister der eher konservative Zingerle ernannt und nicht der von der Fakultät einstimmig gewünschte liberale Pichler berufen worden ist, ist eine Detailfrage; dazu nur: Manches deutet darauf hin, das Zingerle nicht allein aus politischen Gründen bevorzugt worden ist, dass solche dagegen hinter dem Votum der Fakultät für Pichler standen.

Ich vergleiche noch einmal mit Graz: Die Berufung Karl Weinholds, der in Breslau und Berlin studiert hatte und Extraordinarius in Breslau und Ordinarius in Krakau gewesen war, war eine Entscheidung für eine enge Verbindung mit der sich als neue Wissenschaft entwickelnden, an vielen Universitäten der deutschen Staaten seit einigen Jahrzehnten etablierten Germanistik. Dass Zingerle, anders als Pichler, einige damals prominente Germanisten, etwa Karl Simrock in Bonn, an ihren Arbeitsstellen besucht und sich mit ihnen beraten hatte, ändert nichts daran, dass er im Wesentlichen Autodidakt war und dass seine Wahl eine Tiroler und nicht eine germanistische Entscheidung gewesen ist.

Über Zingerles Lehre und seine Prüfungsweise berichtet an entlegener Stelle (Beilage zum *Tiroler Grenzboten* vom 20. November 1892) einer seiner Schüler, der aus Tirol stammende Gymnasiallehrer und Literaturwissenschaftler Simon Marian Prem (1853–1920), Anekdotisches:

[...] Seine Kehle war rau. Das Organ schnarrend, zahlreiche „Nun“ schmückten seine Rede und häufig strich er seinen mächtigen Bart nach der Quere und nach der Länge. Zingerle besaß alle Vorzüge und Mängel des Autodidakten. Gelehrte Kritik war seine starke Seite nicht, dagegen weckten seine Vorträge die lebhafteste Empfindung des Wahren, Positiven und durch ehrliche Selbstarbeit Erworbenen. Sein Held war das „Alte“, nämlich Gotisch, Alt- u. Mittelhochdeutsch; hier war er zuhause und pflegte auch von dem Lehramtskandidaten viel zu verlangen. Er war imstande, einem hintereinander ein gotisches Evangelium, Tatian oder Otfried, Nibelungenlied oder Parzival, Ortnit oder Walther vorzulegen. Da konnte der „alte Naz“ gefährlich genug werden! In der Clausurprüfung stellte er z. B. mir neben einer Würdigung des Nibelungenliedes die Interpretation der ganzen 15. Aventure als Aufgabe für 4 – 5 Stunden. Um so angenehmer war die mündliche Prüfung aus der Litteraturgeschichte. Über Hans Sachs hinaus forderte er kaum mehr als im kleinen Handbuch von Kluge steht. Goethes Leben und Werke las er als ein einstündiges Semestercolleg, daneben erklärte er Goethes „Faust“ recht anregend, namentlich wenn er auf deutsche Volksbräuche zu sprechen kam. Aus der neuesten Litteratur konnte er vielleicht noch über Uhland fragen, [...] Seine Vorlesung über neuere deutsche Litteraturgeschichte war nur eine gedrängte Skizze; er behandelte die deutschen Dichter von Drollinger, Haller und Hagedorn bis zu Goethe in einem Semester zweistündig. [...]

Dass Zingerle ein Schloss in Südtirol kaufte und dort Freunde in altdeutscher Tracht empfangen haben soll, passt gut zu diesem Bild eines spätrömantischen Gelehrten, der in der Lehre tatsächlich das Gotische und die mittelalterliche Literatur in den Mittelpunkt rückte. Während er neben häufig wiederholten Lehrveranstaltungen wie „Erklärung des Nibelungenlieds“ (WS 1874/75, 3stündig; im WS 1886/87 sogar 4stündig) und „Interpretation des Tristan“ (WS 1881/82, 3stündig) vereinzelt Ulrich Boner (SS 1862, 3stündig), ältere deutsche Novellendichtung (SS 1884, 2stündig), Oswald (SS 1869) und Konrad von Würzburg behandelte – diesen verbunden mit „Übungen in der mhd. Formenlehre“ – (SS 1888, 1stündig), beschränkte sich seine Lehre der neueren deutschen Literatur, für die er bis zur Ernennung Wackernells (1888) ebenfalls zuständig gewesen wäre, im Wesentlichen auf Goethe und Schiller und eine gelegentlich angebotene 2stündige Vorlesung „Literaturgeschichte seit Schillers Tode“ (SS 1886). Höchstens ein Viertel der von ihm angebotenen Lehrveranstaltungen und damit durch fast drei Jahrzehnte des gesamten germanistischen Lehrangebots in Innsbruck galten der nachmittelalterlichen Literatur. Bei den (noch wenigen) von Zingerle betreuten Dissertationen überwogen selbstverständlich mittelalterliche Themen – was aber die Verhältnisse in Innsbruck nicht grundsätzlich von denen an anderen Universitäten unterschied.

Bei den Schülern des Gelehrten fanden sein Stil und seine Schwerpunktsetzung nicht unbedingt Beifall, wie Prems im Grunde wohlwollende Erinnerungen zeigen. Aufschlussreich ist ein Brief Alois Brandls, der in Innsbruck mit dem Studium der Germanistik begonnen hatte und es in Wien fortsetzte, bevor er sich dort der Anglistik zuwandte. Er schreibt am 3. Dezember 1876 an Pichler, der Zingerle nicht mochte und sich über die Sottise seines jüngeren Freundes gefreut haben mag: „.... das Herz fehlt dieser Klasse von Wissenschaftlern, und dadurch unterscheiden sie sich von ihrem Abgott Scherer, der uns, nebenbei bemerkt, in Innsbruck nicht einmal dem Namen nach bekannt war.“ Wenn das stimmt, und es gibt keinen Grund, an der Aussage zu zweifeln, heißt das schlicht und einfach, dass Zingerle wichtige neue Entwicklungen der Germanistik – die sich mit dem Namen Wilhelm Scherer verbinden – nicht zur Kenntnis genommen, zumindest seinen Studenten vorenthalten hat. Ähnliches hat sich später wiederholt – im Sinne einer provinziellen Verspätung einerseits, in einer Tradition der Theorie-Skepsis andererseits. (Bis heute ist die Zahl der Innsbrucker Veröffentlichungen zu Theorie- und Methodenfragen klein geblieben.)

Zingerles Hang zu regionalen Themen und zu regionalem Engagement, zu dem auch seine Forschungen über den vermeintlichen Tiroler Walther gehören, will ich wenigstens erwähnen. Er hat gelegentlich auch „Über ältere tirolische Literatur“ gelehrt (SS 1886; 1stündig), während spätere Germanisten zwar – eingehend – Tiroler Literatur in ihrer Forschung behandelt, aber kaum Lehrveranstaltungen mit diesem Schwerpunkt angeboten haben. Ausnahmen sind erst in jüngerer Zeit Max Siller (für das Mittelalter) und Johann Holzner (für die neuere Zeit).

Man würde erwarten, dass die, von Zingerle vermutlich mehr aus persönlichen denn aus fachlichen Gründen einige Zeit verhinderte, Habilitation seines ebenfalls aus Südtirol stammenden Schülers Wackernell und dessen Ernennung zum zweiten Professor (1888) die Lage geändert und das Spektrum der Lehre erweitert hätte. Die Erweiterung blieb jedoch begrenzt: Der Schwerpunkt Wackernells in der Lehre lag auf Schiller (mit dem sich seine unveröffentlichte erste Habilitationsschrift beschäftigt hatte) und Goethe, ja diese waren fast ausschließlich Gegenstand seiner Veranstaltungen, wobei er sich auf die Lyrik konzentrierte. Daneben behandelte er, der bis 1920 tätig gewesen ist, Lessing, Herder, Grillparzer und Uhland sowie die deutsche Literatur zwischen 1450 und 1624. Man muss annehmen, dass auch die häufig angekündigten „Neuhochdeutschen Übungen“ sich im Rahmen dieses Kanons bewegten. Am nächsten an die Gegenwart kommt ein Seminar „Drama des 19. Jahrhunderts“ (SS 1919) heran, wobei aber zu befürchten ist, dass es auch da in erster Linie um Grillparzer und vielleicht noch um Hebbel (wahrscheinlich aber nicht um Büchner und fast sicher nicht um Raimund und Nestroy) gegangen ist.

Oft las Wackernell über neuhochdeutsche Metrik und erstaunlich häufig, unter verschiedenen Titeln, über „Grammatik der neuhochdeutschen Schriftsprache“, schon seit 1882 (vgl. den Titel der Lehrveranstaltung z.B. im SS 1897); was darunter im Einzelnen zu verstehen war, muss offen bleiben. Offensichtlich richtete sich diese Vorlesung vor allem an Lehramtskandidaten, in Wackernells letzten Jahren auch schon an Lehramtskandidatinnen. Auf jeden Fall behandelte er einmal im Rahmen einer eigenen Lehrveranstaltung „Grundzüge der deutschen Satzlehre“ (SS 1889; 3stündig), also wird die Syntax auch in seinen Grammatik-Vorlesungen vorgekommen sein. Synchrone Sprachwissenschaft, die Wackernell kaum aufgrund eigener Forschung behandelt hat, kam gleichzeitig bei Zingerles Nachfolger Joseph Seemüller vor, später gelegentlich auch bei Schatz (z. B. „Syntax“ im WS 1918/19 und „Deutsche Wortbildung“ im WS 1919/20 – wobei aufgrund der Titel nicht zu entscheiden ist, wieweit in diesen Lehrveranstaltungen der diachrone Aspekt nicht doch überwog). Als Walter Weiss, von Klein gefördert, Ende der 50er Jahre wieder Grammatik unterrichtet hat, betrat er also für Innsbruck nicht Neuland. Fest verankert in der Lehre wurde dieser Bereich dann nach der Berufung Erbens 1965.

Nachfolger Zingerles wurde der (nun schon regulär habilitierte) Wiener Gymnasiallehrer Josef Seemüller, der erste Innsbrucker Germanist, der von auswärts kam – auch Wackernell hatte in Innsbruck studiert –, und übrigens bis heute der Einzige, der von der Universität Wien (an die er 1906 zurückgekehrt ist) an die Innsbrucker Germanistik berufen worden ist. (Werner M. Bauer war zwar vor seinem Wechsel nach Innsbruck in Wien Assistent gewesen, hat sich aber in Innsbruck habilitiert.) Zum Teil hat Seemüller das Lehrveranstaltungs-Programm seines Vorgängers weiter geführt, hat es allerdings durch das Altsächsische und Altnordische ergänzt und trotz vielen Themen aus der mittelalterlichen Literatur einen stärker sprachwissenschaftlich-sprachhistorischen Schwerpunkt gesetzt. Obwohl Seemüller – kurz nach seiner Rückkehr nach Wien – einiges zur Mundartforschung veröffentlicht

und im Rahmen der Akademie das Bayerisch-Österreichische Wörterbuch betreut hat, obwohl seine habilitierten Schüler Schatz und Viktor Dollmayer (der in Innsbruck bei ihm promoviert worden ist) sich vor allem als Dialektologen hervorgetan haben und obwohl er sich bemüht hat eine Professur für Schatz mit einem Schwerpunkt auf der Mundartforschung zu schaffen, kommt in der Liste seiner Lehrveranstaltungen diese sich damals herausbildende Teildisziplin nicht vor. Allerdings betreute er die ersten Innsbrucker Dissertationen aus diesem Bereich und begründete insofern einen neuen Schwerpunkt am damaligen, 1875 gegründeten, ‚Germanistischen Seminar‘. Das an Zingerle beobachtete Autodidaktische lässt sich bei Seemüller nicht feststellen, und manches deutet darauf hin, dass er eine attraktive Lehrerpersönlichkeit gewesen ist und sehr innovativ gewirkt hat. Mehr als Zingerle, mehr auch als Wackernell dürfte er in der deutschen Germanistik ‚vernetzt‘ gewesen sein. Es lässt sich kaum beweisen, doch kann ich mich des Eindrucks nicht erwehren, dass seine Tätigkeit ein wichtiger Einschnitt in der Entwicklung der Innsbrucker Germanistik, dass Seemüller ein entschiedener und entscheidender Modernisierer des Faches an dieser Universität gewesen ist. Mit ihm wurde die Germanistik in Innsbruck endgültig professionalisiert; Zwierzina, Schatz und nochENZINGER konnten auf diesem Neuansatz aufbauen.

Zwierzina, 1906 aus Freiburg i.Ü. nach Innsbruck, schon 1912 von hier nach Graz berufen, las zwar auch über historische Grammatik, der Schwerpunkt seiner Lehre lag aber eindeutig auf der Literatur des Mittelalters (einschließlich der altisländischen Dichtung); als Erster in Innsbruck scheint er im Seminar „Frühneuhochdeutsche Übungen“ (Schwerpunkt: Hans Sachs) betrieben und damit ein Stiefkind der Sprachgeschichte behandelt zu haben (SS 1911). Unter den Titeln seiner Lehrveranstaltungen lässt allein „Die mundartlichen Schwankungen der mhd. Dichtersprache“ (WS 1910/11; 1-stündig) sein in der Forschung sehr prononciertes Interesse an Stilfragen der Literatur erkennen – wie überhaupt bei ihm wie bei anderen die Lehre nicht unbedingt die persönlichen Forschungsinteressen spiegelt. Zwierzina fällt nicht zuletzt dadurch auf, dass er kaum je Lehrveranstaltungen mehrfach angeboten hat.

Gegen die Berufung von Schatz zu seinem Nachfolger scheint Zwierzina Vorbehalte gehabt zu haben, wohl weniger wegen der Person des 1913 aus Lemberg nach Innsbruck Zurückgeholten als wegen der durch ihn zu erwartenden Neuorientierung des Unterrichts in der ‚älteren Abteilung‘ weg von der mittelalterlichen Literatur hin zur Mundartforschung, über die Schatz dissertiert und sich habilitiert hatte. Tatsächlich hat Schatz’ Lehre regelmäßig die Lautlehre der Mundarten, die Bergnamen in den Alpen u. dgl. behandelt – neue Ansätze in der Lehre am Institut –; die erste Vorlesung „Die tirolische Mundart (Lautstand)“ hat er schon 1903 als Privatdozent gehalten. Gleichwohl hat der Gelehrte ein breites Spektrum an Lehrveranstaltungen zur mittelalterlichen Literatur angeboten, selbstverständlich auch Gotisch und Altnordisch berücksichtigt. Der sehr tirolische Schwerpunkt seiner Forschungen hat sich in seinem Lehrveranstaltungsangebot kaum niedergeschlagen.

Das Ansehen Schatz' im Bereich seiner Schwerpunkte zeigt sich darin, dass der bayerische Germanistikstudent Finsterwalder München als Studienort mit Innsbruck vertauschte, wie in einem Empfehlungsschreiben von Schatz' Lehrer Seemüller an seinen zweiten Nachfolger: Schatz möge sich des begabten Kärntner Studenten Eberhard Kranzmayer annehmen, der ja dann in der Tat ein sehr bedeutender Dialektologe geworden ist, allerdings schließlich nicht in Innsbruck studiert hat.

Wie Zwierzina durch eine Berufung Schatz' eine Umorientierung des Instituts befürchtete, so wollte Schatz nach seiner Emeritierung aus Altersgründen (1939) die Kontinuität seiner Form von Sprachwissenschaft sichern. Ihm schwebte wohl sein Schüler Leo Jutz, damals Professor in Graz, als Nachfolger vor. Aus politischen Gründen kam aber Kurt Herbert Halbach aus Tübingen zum Zug, ein Literaturwissenschaftler, der als ‚Reichsdeutscher‘ und Nationalsozialist zur ideologischen Umorientierung der Universität Innsbruck beitragen sollte. Daran hat ihn der Kriegsdienst gehindert.

Der 1922 als Nachfolger Wackernells berufene Enzinger, ein nüchterner August-Sauer-Schüler, hat in der Lehre die große literaturwissenschaftliche Vorlesung eingeführt und in einem Zyklus einen Überblick über die deutsche Dichtung vom 16. bis zum 19. Jahrhundert zu geben versucht. Methodisch war er in der Forschung ein Positivist, was man auch seinen biografie- und quellenlastigen Vorlesungen angemerkt haben soll; Didaktik scheint ihn nicht interessiert zu haben. Nur bei der Behandlung einiger weniger Autoren, darunter Mörike und Meyer, habe der sonst als eher trocken beschriebene Enzinger Begeisterung spüren lassen.

Der Literatur der neuesten Zeit ist er, der – wohl der Erste unter den Innsbrucker Literaturwissenschaftlern, der literaturkritische Rezensionen verfasst hat – gelegentlich Neuerscheinungen für die katholische Tageszeitung *Reichspost* besprochen hat, als Person nicht aus dem Weg gegangen, sehr wohl aber als akademischer Lehrer. Die erste Lehrveranstaltung über die – damalige – Gegenwartsliteratur (also über Kolbenheyer) hielt erst Enzingers 1944 habilitierter Schüler Herbert Seidler, gewiss in Einklang mit dem Zeitgeist von 1944. Nach 1945 wurde Eduard Lachmann, den es aus Frankfurt nach Innsbruck verschlagen hatte, wohl maßgeblich von Enzinger damit betraut, über Literatur des 20. Jahrhunderts zu lesen, insbesondere über George, Rilke und Trakl, wobei Lachmanns Zugang zu diesen Autoren wohl wenig mit dem zu tun hatte, was Enzinger unter Wissenschaftlichkeit verstanden hat – man kann mit Fug behaupten, der ‚Schöngest‘ Lachmann habe eigentlich gar keinen methodischen, nur einen ästhetischen Zugang zu seinen Themen gehabt.

Durch Enzingers Abgehen von einer Konzentration auf die Klassiker und auf einzelne Werke hat sich die Lehre der Literaturwissenschaft gegenüber seinem Vorgänger Wackernell stark umstrukturiert und sich durch die erwähnte Lehre von Dozenten auch der Gegenwart angenähert.

Klein, 1946 mit der Vertretung der durch die Annullierung von Halbachs Berufung frei gewordenen Professur für ältere deutsche Sprache und Literatur betraut, nach Langem

1952 zum Professor ernannt, ein großartiger Lehrer, hat sich bemüht den gesamten Bereich seiner beiden Teildisziplinen in großer Breite zu behandeln. Dialektologie war einer seiner wichtigen Arbeitsbereiche, in dem auch viele Dissertationen entstanden sind. In der Mediävistik griff er auf die Walther-Forschungen Zingerles zurück und behandelte den Dichter auch in seinen Vorlesungen.

Methodische Neuansätze gegenüber Schatz wird man wohl vor allem in der Literaturwissenschaft annehmen müssen. In den einschlägigen Vorlesungen war Klein, der bis 1944 in Rumänien vor allem neuere deutsche Literatur gelehrt und über sie geforscht hatte, stark geistes- und ideengeschichtlich orientiert, was bei seinem Vorgänger wohl nicht der Fall gewesen ist. In der Sprachwissenschaft distanzierte er sich in der Theorie mehr als in der Praxis seiner Lehre von den junggrammatischen Ansätzen, die offenbar noch Schatz' sprachhistorische Werke bestimmen.

Als Erster in Innsbruck hat Klein die Methodengeschichte der Germanistik behandelt. Folgenreich waren seine Anregungen, die Grammatik der Gegenwartssprache wenigstens ansatzweise in das Lehrprogramm aufzunehmen, durch den Trick, dass man eines der an sich vorgeschriebenen ‚altdeutschen Proseminare‘, wiederum extra legem, durch ein Proseminar aus Grammatik ersetzen konnte. (Solche geduldeten Verstöße gegen obsolet werdende Studienvorschriften zeigen, wie flexibel die Universität in der Anpassung an neue Entwicklungen des Faches ohne großen juristischen Aufwand sein konnte, wenn Professoren einsahen, dass Reformen geboten waren.)

Umgekehrt war Klein der Letzte, in dessen Ära Gotisch und Altnordisch (das vor allem sein Assistent Alois Wolf betrieb) regelmäßig angeboten worden sind; seither sind sie den Aktualisierungen der Studienpläne fast völlig zum Opfer gefallen – vielleicht ein notwendiger, aber doch ein bedauerlicher Einschnitt. Die für Schatz so wichtige Namenkunde wurde weiterhin durch dessen Schüler Finsterwalder in Lehrveranstaltungen mit geringer Hörerzahl betrieben, für deren Besuch Klein in fast rührender Weise warb.

Zuletzt sei noch erwähnt, dass Klein sich Gedanken über die didaktische Gestaltung seiner Lehrveranstaltungen machte, vielleicht als erster unter den Professoren; über die Lehre von Seemüller, Wackernell u.a. wissen wir ja fast nichts. Im Weiteren wurde dieser Aspekt der Lehre immer wichtiger; ich nenne als Beispiele nur die auf optimale Vermittlung der Inhalte hin geplanten Vorlesungen und Seminare Erbens und Dopplers. Auch das mag man als ‚Verschulung‘ bezeichnen – aber in einem sehr positiven Sinn.

Ähnlich wie Klein im Wesentlichen, auch in der Forschung, Themen von Schatz wieder aufgenommen hat, hat Thurnher, mit einem geistesgeschichtlichen Akzent – nicht umsonst hatte er in München bei Herbert Cysarz promoviert – und wohl mit mehr Temperament als sein Vorgänger, die großen literarhistorischen Zyklen Enzingers, bei dem er sich habilitiert hat, fortgeführt. In seiner und Kleins Ära begann der rasche Anstieg der Zahl der Studierenden; die Seminare waren voll, Prüfungen und die Benotung von Hausarbeiten wie Dissertationen beanspruchten mehr und mehr Zeit, freilich gab es jetzt auch Assistenten, die zur Entlastung des Professors herangezogen

werden konnten.³ Ein besonderes Merkmal des Lehrers Thurnher war sein intensives Interesse an der mittelhochdeutschen Dichtung, über die er auch einiges veröffentlicht hat. Nach Kleins frühzeitiger Emeritierung hat er sogar, sozusagen als späte spiegelverkehrte Wiederholung der Lehre Zingerles, durch 3 Semester (1963-1965) die Lehrveranstaltungen über ältere Literatur gehalten, mit großer Begeisterung, wenn auch vielleicht nicht auf dem letzten Stand der Forschung. Bei allen Studienreformen hat er denn auch am energischsten für ein möglichst vollständiges Lehrangebot der ‚Älteren Abteilung‘ plädiert.

Methodische und inhaltliche Neuerungen kamen von anderen am Institut Tätigen: von Seidler, der als Dozent, stärker an Form und Sprache interessiert, bis zu seiner Übersiedlung nach Südafrika (1958) die Verbindung zur textimmanenten Methode hergestellt hat. Die bei Thurnher habilitierten, bald wegberufenen Dozenten Wolfram Mauser und Walter Weiss boten methodisch stringente Lehrveranstaltungen über Literatur des 20. Jahrhunderts an, Mauser beispielsweise über Rilke, Weiss über Thomas Mann. Weiss' besonderes Markenzeichen war die sprachliche Analyse literarischer Texte; bei ihm haben seine Schüler sehr genau lesen gelernt.

Dass Literatur des 20. Jahrhunderts im Lehrangebot erst spät Berücksichtigung fand, ist kein Innsbrucker Spezifikum, sondern eine Folge der allgemeinen traditionalistischen Stimmung in ganz Österreich nach 1945, speziell in der Kulturpolitik und auch an den Universitäten. (Die Verhältnisse in der Bundesrepublik Deutschland scheinen aber nicht so viel anders gewesen zu sein.) Mit der Aufbruchsstimmung Ende der 1960er Jahre wurde dann auch die ganz aktuelle Literatur Gegenstand der Lehre. Eine erste Lehrveranstaltung über Gegenwartsliteratur – im Sommersemester 1969 ohne Remuneration gehalten von den Assistenten Walter Methlagl und Gerald Stieg⁴ – setzten die Studierenden durch, ein Jahr nach dem in Innsbruck nicht sehr hohe Wellen schlagenden 1968, noch gegen den Widerstand Thurnhers. Innerhalb weniger Jahre wurde die aktuelle Literatur, vor allem nach der Berufung Dopplers auf die neue Professur für österreichische Literaturgeschichte und allgemeine Literaturwissenschaft (1971), fester Bestandteil des Unterrichts am Institut für Germanistik. Gegen die Abhaltung eines Proseminars über Frisch gab es im Sommersemester 1972 keinerlei Widerstand mehr.

Weitere Änderungen in der Organisation des Lehrbetriebs gehen ebenfalls auf Wünsche der Studierenden zurück, die, unter anderem aufgrund von Entwicklungen des Universitätsrechts, seit etwa 1970 eine zunehmend wichtige Kraft am Institut geworden sind, auch für die Planung des Lehrangebots. Auf Initiative des Studenten Werner Gürtler wurde etwa in Hinblick darauf, dass zunehmend mehr Studierende eine andere Berufslaufbahn als die des Lehrers anstrebten oder wegen der geringen Chancen auf eine Anstellung anstreben mussten, um eine über viele Jahre angebotene Arbeitsgemeinschaft „Berufsfelder außerhalb der Schule“ eingeführt.

Eine viel gewichtigere Neuerung als die Institutionalisierung solcher Ausblicke auf das Berufsleben war die endgültige Etablierung der Linguistik als eines unabdinglichen

Bestandteils der germanistischen Ausbildung durch den 1965 berufenen, wie kaum ein anderer Professor in der Geschichte des Instituts Schule bildenden Johannes Erben. Obwohl Erben die Verpflichtung, Sprachgeschichte und mittelalterliche Literatur zu lehren, sehr ernst nahm, lag ein Schwerpunkt seiner Lehrveranstaltungen von Anfang an auf der Sprache der Gegenwart, vor allem auf Syntax und Wortbildung. Auch seine Forschung, die bei ihm in vorbildlicher Weise mit seiner Lehre verknüpft war, und bald auch die seiner Schülerinnen und Schüler (darunter seines Nachfolgers Hans Moser) entwickelte sich immer stärker in diese Richtung; die Zahl der Hausarbeiten und Dissertationen mit linguistischen Themen stieg rasch. Innsbruck hatte da eine Pionierrolle für Österreich. Erben, der 1979 einen Ruf nach Bonn annahm, hat den Grundstock für die starke Stellung der Linguistik und damit auch die kontinuierliche Weiterentwicklung des linguistischen Lehrangebots gelegt, das sich auch für die neuen Arbeitsfelder der Sprachwissenschaft geöffnet hat. Erbens Lehre hat übrigens auch auf die Literaturwissenschaft ausgestrahlt.

1965 markiert so das Ende des bisherigen ‚alten Fachs‘; die synchrone Sprachwissenschaft wird zu einem eigenständigen zentralen Teil der germanistischen Lehre in Innsbruck. Das war vielleicht der größte Innovationsschub in der bisherigen Entwicklung des Instituts, vergleichbar allenfalls der Professionalisierung und Entprovinzialisierung des Fachs durch Seemüller, jedenfalls ein entscheidender Einschnitt – mit der unvermeidlichen Schattenseite, dass andere bisher wichtige Themen im akademischen Unterricht nur noch eingeschränkt vorkommen. Die bei Schatz und Klein so dominante, noch von Erben in unvergesslichen Vorlesungen ausführlich vorgetragene und immer wieder einbezogene Sprachgeschichte ist auf einführende Lehrveranstaltungen zurück gedrängt, die Dialektologie aus dem Lehrveranstaltungs-Angebot (und weitgehend auch aus der Forschung) nicht anders verschwunden als die Namenkunde. Das sind freilich nicht Innsbruck-spezifische Entwicklungen, sondern diese Fragestellungen verlieren in der Germanistik überhaupt an Bedeutung.

Wir geraten nun schon in die Nähe der Gegenwart, sind den Weg von den mittelalterlichen Burgen zum Kommunikationsdesign fast zu Ende gegangen.

Die Etablierung der Gegenwartsliteratur durch Doppler habe ich bereits erwähnt. In Zusammenhang damit steht das (mit Thurnhers Emeritierung 1990 wohl endgültige) Aufgeben des von einem Professor gelesenen großen Zyklus über die Literaturgeschichte zugunsten der genauen, textnahen Behandlung von Spezialfragen – auch das eine Entwicklung, die sich in der Germanistik überall vollzogen hat. (Der seit den 1990er Jahren von mehreren Lehrenden über 9 Semester angebotene Zyklus über die gesamte Geschichte der deutschen Literatur wird, nicht zuletzt wegen der Prüfungsbedingungen – keine Gesamtprüfung, aber viele Einzelprüfungen – nur selektiv angenommen, indem man eine oder zwei Teilvorlesungen besucht und darüber eine Prüfung ablegt.)

Mit Dopplers Arbeit an der historisch-kritischen Stifter-Ausgabe hat sich am Institut ein kleiner editionswissenschaftlicher Schwerpunkt herausgebildet, den es vorher mit wenigen Ausnahmen nur im Bereich der älteren Literatur gegeben hat. Er hat in letzter

Zeit auch Eingang in die Lehre gefunden – wie die Zeitschriftenforschung, die Doppler bei seinen Dissertantinnen angeregt hat, die dann von Assistenten aufgenommen worden ist und in letzter Zeit nicht nur Forschungsergebnisse erbracht, sondern auch zu Lehrveranstaltungen geführt hat. Dass eine neue Schwerpunktsetzung am Institut von Dissertationen ausgegangen ist, sei besonders hervorgehoben.

Der langjährige Gymnasiallehrer Doppler hat auch zur Aufwertung der Didaktik beigetragen. Wünsche nach stärkerer Berücksichtigung des gender-Aspekts hat er zwar (nicht anders als die meisten Angehörigen des Instituts) nicht durch eigene Lehre erfüllt, jedoch durch die Erteilung entsprechender Lehraufträge. Die Anstellung und die Habilitation von Elfriede Pöder (1994 bzw. 2002) haben genderorientierte Literaturwissenschaft dann institutionell verankert.

Wenn ich auf die Berufungen von Bauer, Klaus Müller-Salget (dem Nachfolger Thurnhers) und mir (dem Nachfolger Dopplers) nicht mehr näher eingehe, so hat das nicht nur den Grund, dass es schwer ist über zeitlich so nahe liegende Entwicklungen zu sprechen. Sicher hat diese Generation von Lehrenden – und mit ihnen im Großen und Ganzen die (nicht wenigen) seit etwa 1980 Habilitierten – einige neue Akzente gesetzt und manches verbessert, doch Grundsätzliches hat sich seit den Berufungen von Doppler und Zoran Konstantinovic (1971) in der Lehre der neueren Literaturwissenschaft bis zur Etablierung der Angewandten Literaturwissenschaft nicht geändert.

Die Berufung Massers (1970) hat eine viel stärkere Verankerung der Mediävistik im Lehrprogramm ermöglicht, schon weil sie nun nicht mehr bloß von der Sprachwissenschaft sozusagen mitbetreut wurde; andererseits markiert sie endgültig die Trennung von Sprachwissenschaft und Mediävistik – die durch die zunehmende Spezialisierung ohnehin unvermeidlich geworden ist. Nicht in seinem methodischen Zugang, aber in seiner Schwerpunktsetzung entspricht Massers Tätigkeit der Vorstellung, die 1912 Zwierzina von seinem Nachfolger hatte, die aber Schatz nicht erfüllen konnte. Nie vorher gab es über die Jahre ein so vielfältiges Lehrveranstaltungsangebot zur gesamten Literatur des Mittelalters, zu dem auch die Dozenten Norbert Richard Wolf, Anton Schwob, Erwin Koller († 2010) und Siller, solange sie in Innsbruck tätig waren, und die regelmäßige ‚Altdeutsche Lektüre‘ der Lehrbeauftragten Notburga Wolf beigetragen haben.

Die Anregungen durch die Vergleichende Literaturwissenschaft – Berufung von Konstantinovic 1971 (nach einem kurzen Intermezzo von Wilhelm Grenzmann 1966/67) – kann ich nur ganz kurz würdigen, will gleichwohl dankbar daran erinnern, dass Konstantinovic, der bald aus dem damaligen Institut für deutsche Philologie ausscheiden, ein eigenes Institut begründen und eine eigene Studienrichtung aufbauen sollte, die Germanistik immer in seine Arbeit einbezog und seine Ausstrahlung auf die Germanistinnen und Germanisten nach der Trennung der Institute nicht nachließ. Die wechselseitige Anerkennung von Lehrveranstaltungen war ein positiver Faktor in der Entwicklung der literaturwissenschaftlichen Lehre. Der germanistische Blick auf

die mitteleuropäische Literatur (oder die mitteleuropäischen Literaturen) wurde durch Konstantinovic erweitert. Leider ist dieses Thema mit seiner Emeritierung aus der Lehre wieder mehr oder weniger verschwunden; eher lebt es noch in Forschungsansätzen fort. Insgesamt hat aber die Anziehungskraft des Lehrangebots der Vergleichenden Literaturwissenschaft auf die Studierenden der Germanistik kaum nachgelassen.

Dieser Erweiterung des Horizonts steht eine Verengung des Blicks mehr der literaturwissenschaftlichen Forschung als der literaturwissenschaftlichen Lehre, aber doch auch dieser auf die Literatur Österreichs gegenüber. Während Enzinger und Thurnher, zum Teil schon Wackernell, in großem Maß über österreichische Themen geforscht haben, war ihre Lehre immer auf die Literatur des ganzen deutschen Sprachraums ausgerichtet; das gilt trotz der Benennung seiner Professur auch für Doppler. Diese Entkoppelung von Forschung und Lehre hat sich bei der zweiten Generation der bei Thurnher Habilitierten und den Schülern Dopplers nicht fortgesetzt: Der österreichische Forschungsschwerpunkt bestimmt zwar nicht ausschließlich, aber doch in hohem Maß auch das Lehrangebot – was vielleicht auch den Interessen der Studierenden entgegenkommt und gewiss dem wachsenden Österreichbewusstsein der Zweiten Republik entspricht. Die Berufung von Müller-Salget aus Bonn, der Kleist, Thomas Mann, Döblin und Frisch (und nur selten Autoren aus Österreich) behandelt hat, war ein gewisses Gegengewicht zu dieser Entwicklung.

Bevor mit einem Blick auf die neuesten Entwicklungen zu schließen ist, seien noch einige Worte gesagt über Abschlussarbeiten, Prüfungen und Prüfungsstil, ganz wesentliche Aspekte akademischer Lehre.

Hier sind seit 1877 (dem Jahr der Dissertation Wackernells) viele Hunderte, fast tausend, Dissertationen geschrieben worden; auch unter den noch viel zahlreicheren Hausarbeiten für die Lehramtsprüfung und noch mehr den seit etwa 1984 entstandenen Diplomarbeiten finden sich wertvolle Beiträge zur Wissenschaft – neben manchen lieblosen Schriften, die für den Verfasser einzig und allein die Funktion hatten eine für die angestrebte Berufslaufbahn notwendige Voraussetzung zu erfüllen. Tendenziell haben sich die Dissertationen vor allem seit den 1960er Jahren immer mehr von der bloßen Prüfungsarbeit zum (nicht immer, doch zunehmend häufig gedruckten) wissenschaftlichen Buch entwickelt. Von den Lehramts-Hausarbeiten (in der Tat meist bloßen Prüfungsleistungen) zu den Diplomarbeiten ist ein analoger Sprung festzustellen. Die Dissertationen aus der Zeit vor 1945 sind zu einem guten Teil nicht erhalten; ältere Hausarbeiten durchwegs unauffindbar.

Konfrontiert man Vergangenheit und Gegenwart miteinander, muss man den Wandel in der Betreuung dieser Abschlussarbeiten miteinbeziehen. Hier hat sich vor allem in den letzten 40 Jahren sehr viel getan. Klein hat einmal (im Sommersemester 1961) ein Dissertantenseminar gehalten – für eine regelmäßige Abhaltung solcher Lehrveranstaltungen hätte er nie die Zeit gehabt. Erst Erben hat seit 1965/66 in jedem Semester Seminare für Dissertantinnen und Dissertanten angeboten, was inzwischen, in

verschiedenen Formen, alle Lehrenden tun, soweit sie angehende Forscher zu betreuen haben, wenn auch in sich wandelnden Formen. Früher konnte sich der Dissertant allenfalls gelegentlich Rat bei einem Betreuer holen, war aber zumeist allein gelassen – weshalb viele an solchen Arbeiten scheiterten, zumal sie auf Grundlage der rechtlichen Bestimmungen, der so genannten Rigorosenordnung, sich oft schon im 4. Semester ‚ein Thema geholt‘ haben. Hausarbeiten waren ohnehin ohne Betreuung zu schreiben; dass eine solche für Diplomarbeiten ausdrücklich vorgesehen ist, hat zur Qualitätssteigerung beigetragen.

Eine Geschichte der Textsorte ‚Dissertationsgutachten‘ könnte in diesem Zusammenhang reizvolle Ergebnisse bringen – wobei das lakonische 10zeilige Gutachten ‚Schatz‘ über die erste promovierte Innsbrucker Germanistin (1915) keineswegs den Schluss zulässt, der Professor habe die Arbeit nicht genau gelesen. Enzingers Gutachten über eine Klinger-Dissertation aus dem Jahr 1929 ist umfangreicher und gründlicher, zeigt Kenntnis des Gegenstands wie der methodischen Fragen. Die Zweitgutachter äußern sich nur mit einer Zustimmung ohne Begründung. Manche, auch spätere, Gutachten dürften oberflächlicher gewesen sein – nicht zuletzt wegen der steigenden Zahl der zu beurteilenden Arbeiten. In den letzten Jahrzehnten kommt freilich kaum noch ein Gutachten (nicht nur Erst-, sondern sehr wohl auch Zweitgutachten) mit einer Seite aus; manche wachsen sich zu kleinen Rezensionen aus.

Das breite Spektrum der, zumeist von den Studierenden vorgeschlagenen, Themen sowohl bei Dissertationen als auch bei Haus- und Diplomarbeiten gehört eher in den Bereich der Forschung, soll hier also nicht weiter behandelt werden.

Gewandelt haben sich auch die Prüfungen, schon rein atmosphärisch: Dass die Kandidaten nicht mehr – wie noch Anfang der 1970er Jahre – im dunklen Anzug antreten, entspannt die Prüfungssituation. Dem entspricht die Entwicklung von der Wissens- zur Verständnisprüfung, vom Fragen und Antworten zum wissenschaftlichen Gespräch, für das sich die Kandidatinnen nicht allein mit ihren Mitschriften, sondern durch die Lektüre von Texten wie von spezieller Fachliteratur vorbereiten.

Trotz dieser grundsätzlich positiv zu sehenden Entwicklung ist der damit verbundene Rückgang des Wissens bedauerlich – ohne dass man an eine Rückkehr zum alten Prüfungssystem auch nur denken möchte.

Nicht mit Prüfungen, sondern mit den Seminaren (auch mit den Diplomarbeiten und Dissertationen) hat eine weitere Veränderung zu tun, deren Folgen für die Lehre man nicht unterschätzen sollte: die Einführung des Kopierers – und damit das Ende des Exzerpierens. Dadurch hat sich die Auseinandersetzung mit der Forschungsliteratur grundlegend verändert; das Internet hat diese Entwicklung noch zugespitzt.

Nun kurz zum letzten Jahrzehnt. Wenigstens mit ein paar Sätzen muss ich eine Veränderung erwähnen, die der Germanistik durch die Entwicklung der höheren Schule aufgezwungen worden ist. Da in dieser auf Sprachkompetenz weniger Wert gelegt wird als noch vor etwa drei Jahrzehnten, wird es zunehmend eine Aufgabe der Universitätsgermanistik die früher als selbstverständlich vorausgesetzte Beherrschung

der deutschen Sprache zu verbessern. Die zeitraubenden, weder bei den Studierenden noch bei den Lehrenden beliebten, aber notwendig gewordenen Übungen zur Sprachpraxis, in den neuen curricula verstärkt vorgesehen, sind ein Element der vielfach beklagten ‚Verschulung‘ der universitären Lehre, als Folge der ‚Entschulung‘ der höheren Schulen.

Eine entscheidende Innovation war die endgültige Etablierung der Angewandten Literaturwissenschaft durch die Berufung von Stefan Neuhaus aus Bamberg 2004, vorbereitet durch den Aufbau des Innsbrucker Zeitungsarchivs, der schon von Michael Klein als Studenten begonnenen, von ihm als Assistenten und Dozenten systematisch erweiterten und schließlich von der Universität angekauften riesigen Sammlung von Rezensionen, die weltweit genützt wird und ohne die die Schaffung der neuen Professur wenig Sinn gehabt hätte. (Es gehört sich hier auch an den sehr engagierten, viele Studierenden gerade in den einführenden Proseminaren sehr prägenden Lehrer Michael Klein zu erinnern.) Neben Klein hat Müller-Salget ab 1993 Schritte in die Richtung Angewandte Literaturwissenschaft gesetzt, durch die Behandlung von Literaturverfilmungen, wofür wiederum Michael Klein durch eine über viele Jahre hinweg angelegte große Video-Sammlung die Voraussetzung geschaffen hatte. Vereinzelte Lehrveranstaltungen mit ähnlicher Zielsetzung haben in Zusammenarbeit mit dem Tiroler Landestheater schon in den 1980er Jahren stattgefunden, in denen Studierende die Entstehung einer Inszenierung von den frühen Proben bis zur Premiere verfolgen und mit dem Regisseur diskutieren konnten.

Ich kann nicht leugnen, dass ich in der Angewandten Literaturwissenschaft auch eine gewisse Gefahr sehe: Da die Zeit für das Studium beschränkt ist, bedroht die Konzentration auf Literaturvermittlung (die sinnvoller Weise besonders an aktueller Literatur demonstriert wird) weitere bisherige Kernbereiche, letztlich die Analyse der – ich übertreibe leicht! – gesamten deutschen Literatur vor dem 21. Jahrhundert, gewiss gegen die Intentionen jener, die diesen Schwerpunkt aufbauen, gewiss aber eher im Sinn der Studierenden, deren Hauptinteresse in der Regel vorwiegend der aktuellen Literatur gilt (zumal der in Österreich entstandenen), was sich durch die für literaturwissenschaftliche Diplomarbeiten und Dissertationen gewählten Themen leicht beweisen lässt. Es wird eine wichtige Aufgabe sein die bisherige Lehre und den Kanon mit den Innovationen zu verbinden, wobei die Wünsche und Bedürfnisse der Studierenden ebenso zu beachten sind wie die Forschungsschwerpunkte der Lehrenden und der Gesamtzusammenhang der Germanistik.

Das gilt analog für die neue Professur „Linguistische Medien- und Kommunikationswissenschaft“, die Thomas Schröder aus Tübingen innehat: Auch dieser attraktive und in den neuen curricula stark verankerte Schwerpunkt droht andere Themen der Linguistik an den Rand zu drängen, wiederum ganz gewiss nicht ein Wunsch des neuen Professors und seiner Mitarbeiterinnen.

Andererseits, das gilt für die Literaturvermittlung nicht anders als für die Medienlinguistik, berücksichtigen die neuen Professuren nicht nur stärker die Berufswelt, sondern sie spiegeln auch die Ausdifferenzierung des Fachs; in der beschränkten Zeit,

die für das Studium zur Verfügung steht, müssen eben manche traditionell wichtige Themen zurücktreten, damit neue Entwicklungen in der Ausbildung Platz finden. Einige solche Verluste habe ich erwähnt; der vorerst letzte ist mit dem Ruhestand von Bauer eingetreten: Nach ihm steht, von Spezialthemen abgesehen, vorerst niemand mehr für forschungsgeleitete Lehre über die neuere deutsche Literatur vor Lessing zur Verfügung.

Es wird eine schwierige Aufgabe sein jeweils neu zu bestimmen, welche Kerngebiete der ‚alten Germanistik‘ in vollem Umfang bewahrt werden müssen, welche zumindest eingeschränkt auch in Zukunft gelehrt (vielleicht nur für besonders Interessierte gelehrt) werden sollen, bei welchen ein radikaler Schnitt erfolgen muss. Umgekehrt wird eine langfristige Planung nicht jeder Neuerung sofort einen Platz in der Lehre einräumen können. Die Schnelligkeit, in der sich die Germanistik ausdifferenziert, wird – in Verbindung mit den einengenden curricula und mit den notwendigen Sparmaßnahmen – die Verantwortlichen vor schwierige Entscheidungen stellen.

Am vorläufigen Ende dieses Wegs der Innovationen – aber auch der Preisgaben! – steht das derzeitige (selbstverständlich nur noch elektronisch vorliegende) Vorlesungsverzeichnis, in dem ältere Absolventinnen vieles vermissen werden, was für sie essentieller Bestandteil ihrer Germanistik gewesen ist – und manches finden, mit dem sie keine genaue Vorstellung verbinden, wie etwa mit dem Begriff ‚Kommunikationsdesign‘.

Literatur

- Beirer, Anna L.: Die Lehrkanzel für Germanistik an der Philosophischen Fakultät Innsbruck und ihre Träger (1859 - 1920). Hausarbeit (unveröff.) Innsbruck 1958.
- Brandl, Alois siehe: Pichler, Adolf
- Eggmaier, Herbert Hans: Die Errichtung von Lehrkanzeln für deutsche Philologie in Österreich nach der Universitätsreform der Jahre 1848/49. In: Walter Höflehner (Hg.): Beiträge und Materialien zur Geschichte der Wissenschaften in Österreich. Graz 1981 (Publikationen aus dem Archiv der Universität Graz 11). 359-411.
- Eggmaier, Herbert Hans: Entwicklungslinien der neueren deutschen Literaturwissenschaft in Österreich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts und zu Beginn des 20. Jahrhunderts. In: Jürgen Fohrmann; Wilhelm Vosskamp (Hg.): Wissenschaftsgeschichte der Germanistik im 19. Jahrhundert. Stuttgart 1994. 204-235.
- Foltinek, Herbert: Eugen Thurnher. In: Almanach der Österreichischen Akademie der Wissenschaften 157. 2008. 623-632.
- Gebhardt, Michael: Ignaz Vinzenz Zingerle, Adolf Pichler und der germanistische Lehrstuhl an der Universität Innsbruck. In: Mitteilungen aus dem Brenner-Archiv 11. 1992. 28-38.

- Gebhardt, Michael: Wilhelm Grimm, Theodor von Karajan und Adolf Pichler. Briefe zwischen Berlin, Wien und Innsbruck. In: Brüder Grimm Gedenken 10. 1993. 152-161.
- Goller, Peter; Gerhard Oberkofler: Universität Innsbruck – Entnazifizierung und Rehabilitation von Nazikadern (1945-1950). Unveröff. Manuskript. Innsbruck: Universitätsarchiv 2003.
- Holzner, Johann: Positivismus als Strategie der Anpassung. Zur Neugermanistik in Innsbruck. In: Klaus Amann; Albert Berger (Hg.): Österreichische Literatur der dreißiger Jahre. Wien: Böhlau 1985. 99-108.
- <http://www.uibk.ac.at/germanistik/institutsgeschichte/> (2010 05 09): Materialien zur Ausstellung „150 Jahre Germanistik in Innsbruck“ (Brenner-Archiv 2009).
- König, Christoph (Hg.): Internationales Germanistenlexikon 1800-1950. 3 Bände. Berlin: de Gruyter 2003.
- Kühebacher, Egon: Univ. Prof. Dr. Karl Finsterwalder †. In: Der Schlern 69. 1995. 302f.
- Labenbacher, Gertrud: Tiroler Bibliographien IX. Dissertationen-Verzeichnis der Universität Innsbruck. Band I: Philosophische Fakultät. Innsbruck: Tyrolia 1982 (Beihefte zu Tiroler Heimat).
- Larcher, Angelika: Neuere deutsche Literatur an den Instituten für Germanistik in Graz und Innsbruck (1945 - 1995). Lehrangebot und studentische Wünsche. Diplomarbeit (unveröff.) Graz 1996.
- Masser, Achim: Joseph Seemüller an Josef Schatz. Ein Streiflicht aus der Geschichte der Germanistik in Österreich. In: Johann Holzner; Oskar Putzer; Max Siller (Hg.): Literatur und Sprachkultur in Tirol. Innsbruck: Institut für Germanistik 1997 (Innsbrucker Beiträge zur Kulturwissenschaft. Germanistische Reihe 55). 143-156.
- Masser, Achim: Walther von der Vogelweide und die Innsbrucker Germanistik seit Ignaz Vinzenz Zingerle. In: Sieglinde Klettenhammer (Hg.): Kulturraum Tirol. Literatur – Sprache – Medien. Jubiläumsband „150 Jahre Germanistik in Innsbruck“. Innsbruck: iup 2009 (Innsbrucker Beiträge zur Kulturwissenschaft. Germanistische Reihe 75). 27-51.
- Mitteilungen aus dem Brenner-Archiv 11. 1992. 8-81: Ignaz Vinzenz Zingerle-Symposion (mit Beiträgen von Helga Rogenhofer-Suitner, Leander Petzoldt, Ingo Schneider, Michael Gebhardt, Max Siller, Johanna Dehler, Andrea Egger).
- Motzan, Peter; Stefan Sienerth; Anton Schwob (Hg.): Karl Kurt Klein (1897-1971). Stationen des Lebens – Aspekte des Werkes – Spuren der Wirkung. München: Südostdeutsches Kulturwerk 2001 (Veröffentlichungen des Südostdeutschen Kulturwerks B 87). (Darin auch einige Erinnerungen an Klein als Lehrer.)
- Müller-Kampel, Beatrix: Vom Seminar für deutsche Philologie Universität Graz zum Institut für Germanistik Karl-Franzens-Universität Graz. Forschung am Institut für Germanistik. Lebensläufe und Werkverzeichnisse. Katalog zur Ausstellung an der Universitätsbibliothek Graz. Graz: Universitätsbibliothek 1984.

- Ausbruch aus der Provinz. Adolf Pichler – Alois Brandl. Briefwechsel (1876–1900). Hg. von Johann Holzner und Gerhard Oberkofler. Innsbruck: Institut für Germanistik 1983 (Innsbrucker Beiträge zur Kulturwissenschaft. Germanistische Reihe 16).
- Pilder-Klein, Hermine: Karl Kurt Klein. Ein Gelehrtenleben im Umbruch der Zeit. Versuch einer Darstellung. Jassy: Verlag der Universität „Alexandru Ion Cuza“, und Konstanz: Hartung-Gorre 1997 (Jassyer Beiträge zur Germanistik 7).
- Rogenhofer-Suitner, Helga: Ignaz Vinzenz Zingerle 1825–1892. Ein Lebensbild. Gedenkschrift zum 100. Todesjahr. Meran: Landwirtschaftliches Museum Brunnenburg (Schriften des Landwirtschaftlichen Museums Brunnenburg N. S. 7).
- Scheichl, Sigurd Paul; Julia Zangerl u. a.: 150 Jahre Germanistik in Innsbruck. Streiflichter zu Geschichte und Gegenwart des Instituts für Germanistik. Innsbruck: iup 2009 (mit zahlreichen aufschlussreichen Facsimilia).
- Scheichl, Sigurd Paul: Eugen Thurnher [Nachruf]. In: Montfort 59. 2007. 7–10; Nachruf auf Eugen Thurnher. 18. Juli 1920 – 30. Januar 2007. In: Jahrbuch Adalbert-Stifter-Institut des Landes Oberösterreich 15. 2008. 132–136.
- Thurnher, Eugen: Joseph Eduard Wackernell. Der Begründer der neueren deutschen Literaturgeschichte an der Universität Innsbruck. In: Der Schlern 51. 1977. 579–585.
- Wagner, Leopold: Ignaz Vinzenz Zingerle. Diss. (unveröff.) Innsbruck 1962.

Anmerkungen

Dieser Text war, am 10. Juni 2009, einer der beiden Eröffnungsvorträge bei der Tagung der Österreichischen Gesellschaft für Germanistik, die aus Anlass des Institutsjubiläums in Innsbruck stattfand. Wegen der – trotz einigen Erweiterungen beibehaltenen – Vortragsform wurde auf Quellenangaben in den Anmerkungen verzichtet; die Veröffentlichungen, auf denen der Text beruht, sind im Literaturverzeichnis angeführt. Der Vortrag wäre nicht möglich gewesen ohne das Engagement der Studierenden, die gemeinsam mit mir die Ausstellung „150 Jahre Germanistik in Innsbruck“ und die Broschüre zum Jubiläum vorbereitet haben. Besonderen Dank schulde ich Julia Zangerl für ihre Archiv-Recherchen.

- 1 http://orawww.uibk.ac.at/public_prod/owa/lfuonline_lv.details?sem_id_in=08S&lvnr_id_in=608049.
- 2 Zur Terminologie: Ich unterscheide hier nicht zwischen „ordentlichen“ und „außerordentlichen“ Professoren, spreche allerdings weiterhin von „Dozenten“ und „Habilitierten“, obwohl diese nach der letzten Gesetzesänderung, zu Recht, den Titel „außerordentlicher Professor“ tragen, aber gleichwohl dem so genannten ‚Mittelbau‘ angehören.
- 3 Die Ermittlung der Hörerzahlen über die Jahrzehnte war mir leider nicht möglich, obwohl selbstverständlich diese Zahlen das Lehrangebot und noch mehr den Charakter der Lehrveranstaltungen stark mitbestimmt haben.
- 4 Stieg verließ Innsbruck 1969, promovierte in Frankreich und wurde dort Professor an der Universität Paris III, hat aber bis heute enge Kontakte zum Innsbrucker Institut.

Durchbrochene Grenzlinien

von Sabine Gruber (Wien)

in memoriam Luise Monauni (1918-2008)

I Ahnen und Ahnungen

Als Kind hatte ich einmal die Hände zu einem Sprachrohr geformt und Worte hineingerufen, abwechselnd auf Deutsch und auf Italienisch. Ich steckte daraufhin immer wieder meine Nase in die Mulden der geöffneten Handflächen, weil ich herausfinden wollte, wie die eine und wie die andere Sprache riecht. Das Experiment ergab keinen Unterschied.¹

„Staatsbürger kann nur sein, wer Volksgenosse ist. Volksgenosse kann nur sein, wer deutschen Blutes ist, ohne Rücksichtnahme auf Konfession! Kein Jude kann daher Volksgenosse sein!“ Dieses Motto steht im Ahnenpaß, welcher der reichsdeutschen Sippenforschung diente und während der Zeit des Nationalsozialismus von den meisten deutschsprachigen Südtirolern pflichtgetreu ausgefüllt worden war.

Väterlicherseits fand ich Eintragungen, die bis ins Jahr 1728 zurückreichen, bis zur Generation des Großvaters meines Urgroßvaters. Die Gruber waren allesamt Südtiroler aus Lana und aus dem Ultental; die dazugehörigen Frauen trugen ebenfalls deutschsprachige Namen wie *Kröss*, *Weger*, *Schwiebacher* und *Bart*.

Mütterlicherseits hören die Eintragungen bei meinem Urgroßvater Karl Monauni auf; er war Jahrgang 1876, Sohn des Johann Monauni, von dem nichts bekannt ist, außer daß er mit einer Frau namens Aloisia Annesi verheiratet gewesen war.

Der Ahnenpaß, so steht es auf der ersten Seite des 48 Seiten dicken Büchleins, sei nur für „Deutschblütige“ bestimmt. Der Vater meiner Mutter wußte wenig bis gar nichts über seine Familie, weil er früh Vollwaise geworden war. Nachforschungen haben inzwischen ergeben, daß die Monauni – der Name ist äußerst selten – mit großer Wahrscheinlichkeit aus dem Nonstal im Trentino stammen. Ein Namensforscher vor Ort hat Spuren bis ins 15. Jahrhundert nachverfolgen können.² Die Etymologie des Namens ist umstritten, denkbar wäre eine Ableitung von Anaunia – so die ursprüngliche lateinische Bezeichnung der Valle di Non; Anaunia soll einer Hypothese Felice Zadras³ zufolge hebräischen Ursprungs sein. Als jüdischer Familienname wäre Monauni auch in der Bedeutung von *Vorgesetzter/Vorsteher*⁴ belegbar. Waren die Monauni im Mittelalter noch Mitglieder der jüdischen Gemeinde der Valle di Non oder der Val di Sole, an die heute noch Ortsnamen wie *Rabbi* und viele aus dem Trentino stammende Südtiroler Familiennamen wie *Abram* und *Zadra* erinnern? Waren sie Rätoromanen? Auf jeden Fall waren die Monauni über Jahrhunderte Italiener.

Der Vater meiner Mutter hatte kohlrabenschwarze Haare und eine dunkle Haut. Als es am 21. Oktober 1939 zum Optionsabkommen zwischen Hitler und Mussolini

kam, stimmte mein Großvater Karl Monauni – verheiratete und minderjährige Frauen waren nicht stimmberechtigt – gemeinsam mit 86% der Südtiroler für eine Umsiedlung ins *Deutsche Reich*. Tatsächlich ausgewandert waren bis zum Sturz Mussolinis nur ein Drittel der Südtiroler (rund 75.000 von insgesamt 213.000), meist besitzlose, unselbständig erwerbstätige Familien, zu denen auch die Eltern meiner Mutter gehörten. Väterlicherseits hatten Teile der Familie für, Teile gegen eine Umsiedlung ins Deutsche Reich gestimmt, ausgewandert war niemand, denn es gab Häuser und eine kleine Buchdruckerei zu verlieren.

In meiner Kindheit, ich bin Jahrgang 1963, erinnerten die Identitätskarten meiner Eltern – so heißen die Personalausweise in Südtirol in Anlehnung an die *carta d'identità* – an die faschistische Italianisierungspolitik. Mein Vater hieß noch in den 70er Jahren *Umberto* statt Hubert und meine Mutter *Anna Maria* statt Annemarie. Umgekehrt bin ich nach der römischen Heiligen Santa Sabina getauft worden, doch der deutschsprachige Gemeindebeamte hielt sich nicht an den Taufschein und besserte das A in ein E aus, weil ihm Sabina zu wenig deutsch erschien.

Mein Vater war zu Kriegsende sieben Jahre alt, meine Mutter vier; sie hatten den Zweiten Weltkrieg nicht aktiv erlebt, vielleicht fiel es ihnen deswegen leichter, ihre Kinder von nationalen Zuschreibungen und Vorurteilen fernzuhalten. Es gab zuhause weder sprachliche Maßregelungen – wir durften zu den Telephonmünzen *gettoni* und zum Autokennzeichen *targa* sagen – noch hörten wir im familiären Umfeld abwertende Bemerkungen über die andere Volksgruppe. Wir wurden bestraft, wenn wir die pejorative Bezeichnung *Walsche* für die Italiener benützten. Meine Mutter hatte ihre frühe Kindheit im Zuge der Umsiedlung im Nordtiroler Oberland verbracht. Ihrer Familie war nicht – wie von der NS-Propaganda versprochen – ein Stück Land im *deutschen Reichskörper* zugewiesen worden, sondern sie kam in provisorischen Sammellagern unter, später in einer Zimmer-Küche-Wohnung ohne Fließwasser im Inzinger Posthaus. Aus dem Blickwinkel der österreichischen Reichsdeutschen waren die Südtiroler ärmliche Zuwanderer aus Italien gewesen. Meine Mutter war als Mädchen abschätzig *Katzelmacherin* gerufen worden; *Katzel/Gatzel* hat sich aus dem spätlateinischen *cattia* entwickelt und meint einerseits die hölzernen Schöpflöffel, welche die fahrenden ladinischen Holzschnitzer zum Kauf anboten, andererseits läßt sich das Wort auch vom althochdeutschen *Chezzil* ableiten. *Katzelmacher* im Sinne von *Kesselmacher* bzw. *Kesselflicker* ist ein Ethnophaulismus, der auch gewisse soziale Kategorien wie Armut oder eine andere Hautfarbe inkludiert. Die negative Konnotation für Italiener gewann es übrigens im Ersten Weltkrieg.

In Nordtirol war meine schwarzhaarige, dunkelhäutige Mutter noch eine *Katzelmacherin* gewesen, an der Seite ihres Mannes, der wie sie im Burggräfler Dialekt spricht, wurde sie in einer Menschenschlange vor einer Gelateria in Rimini zur Ehefrau eines *crucco*. Mein Vater hatte sich gegen einen vordrängenden Italiener zur Wehr gesetzt und wurde aufgrund seiner Zweisprachigkeit sofort jenen *estremisti altoatesini* zugerechnet, welche angeblich die Italiener haßten und einen eigenen Staat anstrebten.

Crucco kommt nicht von *Krücken*, sondern vom Wort *kruh*, was im Serbokroatischen und Slowenischen *Brot* heißt. Die italienischen Soldaten nannten im Ersten Weltkrieg die kroatischen Gefangenen österreichischer Nationalität *kruh*, weil sie ständig um *kruh* bettelten; der Nordosten war demgemäß die *terra crucca*; später bezeichneten auch die italienischen Partisanen alles Deutsche abwertend als *crucco*.

Meine Mutter wollte mich, obschon sie mit einer aus Chioggia stammenden Italienerin befreundet war, die einen Sohn in meinem Alter hatte, in den deutschsprachigen Kindergarten geben. Bei der Anmeldung sollten Maurizio und ich, nach Sprachgruppen separiert, verschiedenen Betreuerinnen zugeteilt werden. Nachdem ich realisiert hatte, daß man mich von meinem italienischen Spielgefährten trennen würde, soll ich mich als Dreijährige derart aufgeführt haben, daß Mutter nachgab und mich ebenfalls bei Maestra Chiara anmeldete.

Das Kind der vermeintlichen *Katzelmacherin* und des *crucco* begab sich aus freien Stücken in eine *walsche* Kindergruppe, obwohl es laut *Sprachgruppenzugehörigkeits-erklärung*, die sein Vater später, 1981, abgeben mußte, nicht dorthin gehörte.

Diese frühe Italophilie wurde konterkariert von meinem Lieblingskleidungsstück, der Lederhose, aus der ich – den Erzählungen meiner Mutter zufolge – nicht einmal dann herauszukriegen gewesen war, als die Familie das Auto bestiegen hatte, um ans Meer zu fahren.

II Rund- und Spitzköpfe

„Eine Gemeinschaft,“ schreibt der Soziologe Zygmunt Baumann, „ist entweder stumm – oder erloschen. [...] Sobald sie beginnt, ihre Werte zu preisen, von ihrer unverfälschten Schönheit zu schwärmen und Manifeste zu plakatieren [...] kann man sicher sein, daß die Gemeinschaft nicht mehr [...] existiert.“⁴⁵

Zuhause sprachen wir ausschließlich deutsch, doch gab es in den 70er Jahren mit Ausnahme des ORF1 und des ZDF keine deutschsprachigen Fernsehkanäle, so daß ich auch über das italienische Fernsehen mit der anderen Sprache und Kultur in Berührung kam. Darüber hinaus las mein Vater am Wochenende regelmäßig den *Corriere della sera*. Die Familie unternahm Reisen nach Venedig, nach Rom, an den Gardasee, nach Rimini und Ancona, wo eine Kusine meiner Mutter mit einem italienischen Finanzbeamten verheiratet war. Es gab – im Unterschied zu anderen deutschsprachigen Südtiroler Familien – keine Berührungängste mit der italienischen Kultur. Die verbalen Seitenhiebe auf die Italiener, die in der Südtiroler Öffentlichkeit zu hören waren, paßten nicht ins Familienvokabular. Ich sah sie als Äußerungen unbedachter Menschen und schenkte ihnen in meiner Kindheit keine größere Beachtung.

Vielleicht hatten die familiären Städtereisen dazu beigetragen, daß ich als Volksschulkind eine Vorliebe für die faschistische Architektur entwickelte; ich würde nicht so weit gehen und darin eine frühe Hinwendung zur Moderne sehen. Als Acht-/Neunjährige hatte ich eine Schwäche für Marcello Piacentinis Siegesdenkmal in Bozen,

das den Märtyrern des Ersten Weltkrieges gewidmet ist und für den Sieg Italiens steht. Ich blickte mit Stolz auf den monumentalen weißen Bau, in dem ich eine Art Triumphbogen des Konstantin sah; die stilisierte Siegesgöttin, die einen Pfeil gegen den germanischen Norden abschießt, interpretierte ich damals als Liebesgöttin. Ich wußte die an den Säulen und Pilastern angebrachten Liktorenbündel ebenso wenig zu interpretieren wie die lateinische Inschrift an der Frontseite des Denkmals: „Hic Patriae fines siste signa. Hinc ceteros excolimus lingua legibus artibus. / Hier an den Grenzen des Vaterlandes setze die Zeichen. Von hier aus bildeten wir die übrigen durch Sprache, Gesetze und Künste.“ Erst viel später erkannte ich in derlei Gebäuden die symbolische Präfiguration des Faschismus. Ich lernte nach und nach deren expressive, lapidare (zu den Steinen gehörige) Sprache zu lesen und streng ideologische, provokatorische Bauten von den avantgardistisch-rationalistischen Projekten zu unterscheiden. Die kindlichen Augen hatten in so manchem faschistischen Gebäude oder fragwürdigen Denkmal gut erhaltene Relikte aus der Römerzeit erblickt, ohne zu erkennen, daß diese Art von faschistischer Architektur bewußt auf die Größe und Macht des imperialen Rom rekurrierte.

Gelegentlich bereits in der Mittelschule, jedoch verstärkt am Humanistischen Gymnasium, das ich ab Herbst 1977 in Meran besuchte, sah ich mich politisch verhärteten Positionen gegenüber. Eine kleine gesellschaftliche Minderheit setzte sich Ende der 70er Jahre für die Einführung der zweiten Sprache im Kindergarten ein, sowie für den Schüleraustausch zwischen dem deutsch- und dem italienischsprachigen wissenschaftlichen Gymnasium in Meran; vergebens: die SVP(Südtiroler Volkspartei)-Mehrheit unter Landeshauptmann Silvius Magnago verbot den Unterricht der zweiten Sprache im Vorschulalter, ebenso den Schüleraustausch an den Gymnasien. Von „Mischkultur“ und „Assimilation“ war die Rede. Die Aufführung von Bertolt Brechts *Die Rundköpfe und die Spitzköpfe*, in der die Instrumentalisierung des Rassismus bzw. die Verlagerung des Klassenkonflikts auf ethnisch-nationalistische Konflikte lehrstückhaft vorgeführt wird, wurde 1980 zum Skandal. Circa 100 ladinisch-, deutsch- und italienischsprachige Südtiroler traten unter der Regie von Götz Fritsch auf und rezitierten die jeweiligen Textpassagen in ihrer Muttersprache. Brechts parabolisch-kritische Verarbeitung des Nationalsozialismus – hinter den rundköpfigen Tschuchen verbargen sich die Arier, hinter den spitzköpfigen Tschichen die Juden – wurde vom Wiener Regisseur dahingehend aktualisiert, daß er tschichisch, also jüdisch mit dem Attribut italienisch versah.

In der Tageszeitung *Dolomiten* wurde Brecht als „Stalinpreisträger“ bezeichnet; man fürchtete „daß die Neue Linke die Zugehörigkeitserklärung zu den Sprachgruppen verwässern will“. „Scheinheilig wird dieser Brecht in einer ‚versöhnlichen‘ Sprachmixture aus den drei Landessprachen serviert – und gleichzeitig wird ein Manöver inszeniert, um die Brandfackel der Zwietracht unter die Jugend zu werfen.“⁶ Der Besuch von Schülervorstellungen wurde untersagt, auch der Direktor meiner Schule erlaubte uns nicht, das Stück anzuschauen.

Obwohl das deutschsprachige und das italienischsprachige Humanistische Gymnasium im selben Gebäude untergebracht waren, trafen die Schüler nie aufeinander. Zeitlich verschobene Beginnzeiten und Pausen sorgten dafür, daß die Wahlkampfparole des damals amtierenden SVP-Kulturlandesrats Anton Zelger Wirklichkeit wurde: *Je klarer wir trennen, desto besser verstehen wir uns.*

Im Maturajahr behandelten wir Brecht in einer einzigen Unterrichtsstunde, dagegen war J. W.v. Goethes *Faust I* und *Faust II* über zwei Jahre Klassenlektüre. Wo der eine Lehrer Kultur mit Traditionspflege gleichsetzte und einem romantischen Nationalismus-Begriff anhing, brachte uns der andere im Geschichts- und Philosophieunterricht durch die Analyse von Zeitungstexten bei, das Denunziatorische in der herrschenden politischen Begriffssprache zu entlarven. Ich lernte, mit anderen Augen zu sehen, lernte zu lesen, vor allem das Ausgesparte. Und ich begann zu schreiben, um mir Platz zu schaffen. Die gesellschaftliche Wirklichkeit und die öffentliche Meinung, die ich als junge Erwachsene Ende der 70er / Anfang der 80er Jahre vorfand, strebten noch immer eine Homogenisierung der deutschsprachigen Volksgruppe an und konstruierten ein Gemeinschaftsgefühl, das auf der Ablehnung ethnischer Diversität gründete. Ich flüchtete in die Literatur, in der ich weder meine Loyalität gegenüber der deutschsprachigen Minderheit beweisen mußte, noch lief ich beim Schreiben Gefahr, einen Verrat zu begehen: Die ersten Gedichte waren komplexe Verschlüsselungen, hermetische Gebilde, in denen ich sowohl vor den neugierigen Augen meiner Mutter Zuflucht suchte als auch vor der politisch reglementierten Wirklichkeit. Ich entdeckte, daß sich in den fiktiven Simulationsräumen der Poesie das Festgefahrene lockern ließ, daß sich die ideologischen Verankerungen durch die phantasievoll kombinierte Sprache wie von selbst lösten. Und ich schrieb – beeindruckt von der Lyrik Giuseppe Ungarettis und Salvatore Quasimodos – auch in der anderen Sprache, weil sich durch sie noch leichter Fremdheit erzeugen und eine vorschnelle Rückkoppelung auf die eigene Biographie und deren gesellschaftlichen Kontext vermeiden ließ.

III Rückkehr der „deutschen Kultur“

Südtirol ist ein Land der vorgefertigten Antworten. Wer anders antwortet, wird nicht mehr gefragt.⁷

In einem 1996 erschienenen Aufsatz schreibt der deutsche Schriftsteller Jurek Becker, daß das kulturelle Niveau einer Gesellschaft vom Selbstbewußtsein ihrer Mitglieder und von deren Vertrauen in die Zukunft abhängt. Eine zwingende Folge von fehlendem Selbstbewußtsein sei Intoleranz.⁸ „Dort wo Selbstbewußtsein am schlechtesten ausgeprägt ist, werden es die anderen immer am schwersten haben. Das können Kritiker sein, Protestierer, Ausländer, Juden, eben andere. [...] Wir leben in Gesellschaften, die ihren Zusammenhalt in hohem Maße Feindbildern verdanken.“⁹

Das Parteiprogramm der SVP stand in der Nachkriegszeit und auch noch in den Jahren meiner Jugend unter dem Motto „Südtiroler! Sammelt euch und seid einig

unter dieser Fahne!“. Die Ausgrenzung der Italiener blieb Programm. Man zog sich auf das deutschsprachige katholisch-konservative Milieu zurück; alle diejenigen, die sich nicht unter das Postulat der Einigkeit subsumieren ließen, zählten zu den politischen Feinden, und weil Universitäten Herde kritischen Denkens sind, verhinderte man in Südtirol Jahrzehnte lang die Errichtung von Hochschulen. Das hatte eine willkommene Abwanderung kritischer Geister vornehmlich ins deutschsprachige Ausland und in italienische Großstädte zur Folge.

Im Gegensatz zu Deutschland fand in Südtirol keine Aufarbeitung der faschistischen und nationalsozialistischen Vergangenheit statt; man zog sich auf die Position des doppelten Opfers zurück. Antinationalsozialisten oder erklärte Nazis, Dableiber oder Optanten – sie alle sollten sich unter der Fahne der deutschen Volksgruppe versammeln. Die politischen Differenzen von 1939 – von den Dableibern sagte man, sie hätten das eigene Volk verraten, von den Optanten, sie hätten die Heimat Erde preisgegeben, sie den Italienern überlassen – wurden ebensowenig öffentlich debattiert wie die Unterschiede zwischen der NS-Diktatur und dem faschistischen Regime. Die Täter kehrten nach dem Krieg in ihre früheren Positionen zurück. Jeder Ansatz einer öffentlichen Debatte über Schuld und Verstrickung wurde als Angriff auf die deutsche Ethnie interpretiert und im Keim erstickt. Das Argument der „gefährdeten deutschen Volksgruppe“ diente stets als Begründung für die Ablehnung moderner Einflüsse und kultureller Austauschversuche. Bis heute versuchen führende Politiker immer wieder, den Nationalsozialismus zu rehabilitieren; zuletzt hatte der amtierende Vizebürgermeister Oswald Ellecosta von Bozen im April 2009 in der Tageszeitung *Alto Adige* erklärt, daß der eigentliche „Tag der Befreiung“ nicht der 25. April sei, sondern der Tag der Okkupation durch die Deutsche Wehrmacht: „Wenn wir schon von Befreiung reden, dann sollten wir den 9. September 1943 nennen. Damals sind die Deutschen einmarschiert, sie sind von den Südtirolern mit Blumen empfangen worden.“ Ab dem 9. September 1943 sei die deutsche Kultur zurückgekehrt, so Ellecosta.¹⁰

In der Literatur wurde nach dem Krieg an eben diese Kultur angeknüpft, die anderswo durch Kahlschlag überwunden wurde. Die Poesie in der Tradition der 30er Jahre diente der Verzierung von Tirolensien und sollte deutsche Touristen anlocken. Noch Mitte der 70er / Anfang der 80er Jahre erschienen in der von Alfred Gruber beim Athesia-Verlag herausgegebenen *Werkreihe Südtiroler Autoren* literarische Bücher mit Titeln wie *Geliebte Erde*, *Feuer im Herbst* und *Kroud sitzn*.¹¹ Literarische Verdrängung funktionierte durch konventionelle Schreibweisen. In ihnen werde die Welt als etwas schon Bekanntes reproduziert und bestätigt, schreibt Dieter Wellershoff.¹²

Kulturpolitische Maßnahmen, wie sie in Deutschland im Sinne einer Reeducation stattgefunden haben, die die Veränderung des politisch-kulturellen Wertsystems und der ideologischen Einstellung der Bevölkerung zum Ziel hatten, wurden in Südtirol erst gar nicht ins Auge gefaßt, im Gegenteil: das Völkische und Deutschnationale, das man in Deutschland als Mitursache für den Aufstieg des Nationalsozialismus verantwortlich machte, wurde in Südtirol als Propaganda gegen die Italiener eingesetzt. Die Sammel- und Monopolpartei SVP bastelte an einem gemeinsamen Geschichtsbild, das aus den

deutschsprachigen Südtirolern eine Erinnerungsgemeinschaft konstruieren sollte. Sie bestimmte maßgeblich, wie diese Erinnerungen auszusehen hatten, indem sie auch die Medien kontrollierte. Die Familie Ebner um den langjährigen SVP-EU-Parlamentarier Michl Ebner ist heute mit einem Südtiroler Marktanteil von 85 Prozent Besitzerin aller wichtigen Zeitungen, Radio- und TV-Sender; im Vergleich dazu kann Silvio Berlusconi in Italien nur (!) mit einem Marktanteil von 80 Prozent aufwarten.

Der italienischsprachige Meraner Autor Paolo Valente beschreibt in seinem Essay *Scrivere nel Sudtirolo plurilingue* die Südtiroler als „un coacervo di storie diverse“, einen „bunten Haufen unterschiedlichster Geschichten“. „Estrarne identità pure è una forzatura, una finzione.“/ „Daraus den Begriff einer eindeutigen Identität filtern zu wollen, wäre ein Gewaltakt oder eine pure Erfindung.“¹³

Politik differenziert selten, sie ist oft Verallgemeinerung und Vereinfachung, jedoch liegt in der Regel die Verfügungsgewalt über die Medien nicht bei denselben politisch einflußreichen Personen, die auch für die Tradierung eines Kulturverständnisses verantwortlich sind, das die eigene ideologische Weltanschauung über die ästhetische stellt.

Es ist mir keine deutschsprachige Literaturlandschaft bekannt, in der sich die Antimoderne so lange halten konnte, in der Kunst als Dekoration und Bekräftigung eigener Vorurteile eingesetzt wurde. Im *Merian*-Heft sprach Gertrud Fussenegger noch 1957 vom „deutschen Volksraum“¹⁴ Südtirol. Doch nicht nur die von der herrschenden Politik anerkannten Dichter und Dichterinnen bemühten immer wieder dieses nur allzu bekannte Vokabular, auch Innsbrucker Germanisten wie Eugen Thurnher und Moriz Enzinger trugen zur Entlastung der NS-Autoren bei und bevorzugten Texte „tirolischer Artung“. „[...] internationale Asphaltgeckerei“ habe „nach wie vor keinen Platz im Lande“,¹⁵ schreibt Enzinger. „Asphalt“ war ein vor allem von Goebbels in seinen Reden eingesetzter nationalsozialistischer, antisemitischer Kampfausdruck. Unter „Asphaltliteratur“ verstand man damals Werke wurzelloser (jüdischer) Großstadtliteraten, die als undeutsche Entartungen galten.

Es bedurfte mehr als zweier Jahrzehnte, bis sich die Südtiroler Literatur vom herrschenden politischen Druck zu befreien vermochte, und es verwundert nicht, daß Franz Tumlner, der erste ernstzunehmende und herausragende Schriftsteller Südtirols, erst aus der Distanz mit der traditionellen Schreibweise brach. In einem Werkstattgespräch mit Peter Demetz nannte er als Gründe für die literarische Zäsur: die Übersiedlung nach Berlin, die Bekanntschaft mit Gottfried Benn und die Beschäftigung mit der literarischen Moderne und mit der amerikanischen und englischen Literatur.¹⁶

IV Wider die Einschließung

Romane schreiben, Dichten, Phantasieren – das bedeutet: die Wirklichkeit bestimmen zu können und nicht von ihr verschlungen zu werden.¹⁷

Fünfzehn Jahre nach Norbert Conrad Kasers berühmter Brixner Rede, die vom Klagenfurter Germanisten Klaus Amann zurecht als „Gründungsurkunde der modernen Literatur in Südtirol“¹⁸ bezeichnet wird, weil der 22 Jahre junge Dichter darin radikal mit der herrschenden Kultur abrechnet, veröffentlichte ich zum ersten Mal Gedichte aus den Jahren 1981-1983 in der Kulturzeitschrift *sturzflüge*. Es waren deutschsprachige Texte, die sich vom hermetischen Impetus befreit hatten und einen prosaischen Ton anschlugen. Kaser hatte ich erst zum Zeitpunkt seines Todes bewußt wahrgenommen, obschon ich mich außerhalb der Schulzeiten mit einem Lehrer und mehreren interessierten Schülern regelmäßig in einem Meraner Gasthaus traf, um zeitgenössische Literatur zu lesen; ich erinnere mich an meine erste Begegnung mit der anarchischen Sprachkunst von Ernst Jandl und H.C. Artmann, aber auch an die Entdeckung der Gedichte von Cesare Pavese im Frühjahr 1980. In der Einaudi-Taschenbuchausgabe der *Poesie del disamore* fand ich unlängst Blätter mit frühen Übersetzungsversuchen. Auf der letzten, leeren Buchseite hatte ich – die Schriftzüge sind die der Gymnasiastin – ein italienisches Gedicht von Norbert C. Kaser notiert: *la pioggia d'ottobre* (Oktoberregen).

Der für mich prägendste Text jener Jahre war Franz Tumlers *Volterra. Wie entsteht Prosa*. Von Tumlers früher Begeisterung für das NS-System wußte ich als Schülerin noch nichts. Einige Jahre später reagierte ich auf die Entdeckung, daß er Mitglied der NSDAP und SA gewesen war und den Anschluß Österreichs an das Dritte Reich begrüßt hatte, mit jahrelangem Lektüreboykott. Daß der Verfasser von *Volterra*, diesem Text ohne nacherzählbare Fabel, der die klassischen Gattungsgrenzen sprengte, zwei Jahrzehnte vorher dem völkischen Gedankengut angehangen und zu den geförderten NS-Autoren gehört hatte, empfand ich als große Enttäuschung.

In dem lyrischen Prosa-Text *Volterra* hatte ich zum ersten Mal etwas vorgeführt gefunden, das ich heute als das spezifisch Österreichische an der Südtiroler Literatur bezeichnen würde: die über den deutschen Sprachraum hinausreichenden engen Kontakte zu einer fremden Topographie und anderen Kultur und Sprache und die damit einhergehende Suche nach Worten, die diese Orte und deren Kultur nicht abbilden, sondern auf poetische Weise erschaffen, ohne simplifizierenden nationalen Klischees zu verfallen.

Der Untergang der österreichischen Monarchie hatte mit der Gründung neuer Nationalstaaten dazu beigetragen, daß die deutsche Sprache in verschiedenen Gesellschafts- und Kultursystemen in unterschiedlichen Standardvariationen als Minderheiten- oder Mehrheitssprache gesprochen und mehr oder weniger von vielsprachigen und multiethnischen Konstellationen, wie sie in Mitteleuropa vorherrschen, mitgeprägt wurde / noch immer mitgeprägt wird.

Volterra ist nicht nur der Text eines in Bozen geborenen und in Linz aufgewachsenen mehrsprachigen Autors, es ist auch ein Text, der zwar auf das toskanische Volterra anspielt, jedoch keine realen historischen und geographischen Koordinaten anbietet. Tumler läßt bereits Anfang der 60er Jahre die traditionellen Erzählmuster hinter sich und spart – weil er um die Gefahren des allzu Deutlichen, des in der Vorstellung längst Vorweggenommenen weiß – den Gegenwartsbezug aus. Erst im Akt des Schreibens, des Suchens nach Worten, entsteht Volterra, „in der Nähe“ – so Tumler – „verschwindet es.“¹⁹ Volterra ist zurückgeholte Erinnerung, auch Nachgezeichnetes von Nicht-Erlebtem. In der Gegenüberstellung der beiden Etruskerstädte Volterra und des weiter südlich gelegenen Fischerhafens Ansedonia, der 1330 von Siena zerstört worden war und nur noch aus Ruinen besteht, macht Tumler deutlich, daß der Unterschied zwischen der bewohnten und der unbewohnten Stadt, zwischen dem Ort der Lebenden und dem Ort der Toten nicht groß ist. Über Ansedonia schreibt er: „Und wenn es auch keine Häuser gab, es fehlte nichts. Alles, was an ihre Stelle gekommen war, hatte seinen bestimmten Platz; der Ort war deutlicher eine Stadt als mit Häusern.“²⁰ Das Lebendige läßt sich sprachlich ohnehin nicht einfangen, leichter ist es, das Nicht-mehr-Vorhandene zu rekonstruieren, das Nicht-Vorhandene zu erzählen, wahrzunehmen, was während des Schreibens geschieht, das Ungenügen an der erfahrbaren Realität offenzulegen. Der Entwurzelte muß sich seine Orte wieder und wieder erfinden.

„[...] ich hatte Worte gehört und sie nicht verstanden“ oder „ich hatte etwas versäumt und konnte es nicht einholen – und daß ich es schreiben wollte, war nur ein Versuch, es einzuholen“, schreibt Tumler in seinem Essay *Wie entsteht Prosa*.²¹ Es geht beim Schreiben nicht um die Wiedergabe von Stereotypen, von feststehenden Phänomenen, sondern um deren Unterwanderung und Umgehung. Es ist der andere, nicht so bekannte Kulturkreis, der diese Umgehung geradezu herausfordert.

V Einverleibung des Fremden

Niemand ist berechtigt, sich mir gegenüber so zu benehmen, als kennte er mich.
Robert Walser

In Südtirol nach dem Krieg aufzuwachsen bedeutete, die deutschsprachige und die italienischsprachige Kultur voneinander getrennt zu erfahren. Die familiären Verbindungen zu italienischen Freunden und Verwandten veranlaßten mich früh, nach Verbindendem und Verbindlichem zu suchen. Doch wird man die beiden Kulturen auch dann noch als disparate wahrnehmen, wenn das Trennende längst überbrückt ist. Brücken schlagen heißt, daß die Verbindungen sichtbar bleiben. Die Unterschiede zwischen den verschiedenen Volksgruppen wurden immer mit dem Anderssein der Italiener erklärt; das Verfahren privilegierte von Anfang an diejenige Volksgruppe, deren Werthierarchien zur Beurteilung der anderen eingesetzt wurden. Die deutschsprachigen Südtiroler legten ihre Beurteilungsmaßstäbe an den Italienern an, und die Medien veröffentlichten zumeist Pauschalurteile, ohne jemals die Selbstwahrnehmungen der

politisch Abgeurteilten als Korrektiv abzdrukken. Die so entstandenen Vorurteile wirken bis heute fort. Da hilft auch der Blick in die Geschichte nicht, zu wissen, daß das „alte Kronland Tirol“ – wie Ulrike Kindl bei einer Tagung zum Thema „Literatur in Südtirol“ bemerkte – „immer eine Nahtstelle zwischen deutsch- und italienischsprachigem Kulturkreis“ war und das Zusammenleben schon beinahe funktioniert hatte, bevor „der Ungeist eines pervertierten Nationalismus hie *Teitsche* und *Walsche* und da *italiani* und *crucchi* aufeinanderhetzte“.²²

Als 1981 die Südtiroler Bevölkerung aufgerufen war, sich im Rahmen der allgemeinen Volkszählung zur deutschen, ladinischen oder italienischen Sprachgruppe zu bekennen, war ich 17 Jahre alt und noch nicht stimmberechtigt. Ich war zwar für die Anerkennung der Minderheiten, jedoch gegen den „ethnischen Proporz“, den ich nicht als Schlüssel zur Verteilungsgerechtigkeit von staatlichen Stellen sah, sondern als ethnische Zwangserhebung, als rassistisches Unterfangen, das mich neuerlich an das Brecht-Stück mit den Rund- und den Spitzköpfen erinnerte. Die Gegner der ethnischen Festschreibung sprachen von der „Option 1981“. Wer sich nicht als deutsch, italienisch oder ladinisch deklarierte, verlor wichtige Bürgerrechte wie beispielsweise den Anspruch auf Sozialwohnungen, auf Verwaltungsstellen oder auf die Kandidatur bei Wahlen. Mein Vater kam meinem Wunsch nach Verweigerung nicht nach, er dachte, ebenso wie meine Mutter, die mich nach meinem Studium händeringend bat, die Zweisprachigkeitsprüfung abzulegen, an meine Zukunft. Eben dieser Zukunft im Land der Volkstumskämpfer und Volksgruppenerhebungen sollte ich später den Rücken kehren, weil ich an der moralischen Legitimität einer eindeutigen „Sprachgruppenzugehörigkeit“ von Anfang an zweifelte. Auch hatte ich die gemischtsprachigen Ehen vor Augen, deren Kinder weder der einen noch der anderen Ethnie zuzurechnen waren, nicht berücksichtigt all jene, die auch aus anderen Staaten der Welt nach Südtirol gekommen waren. Die Zwangsethnifizierung hatte im Gemeindeamt mit der Eintragung der getauften Sabina als Sabine 1963 begonnen und war 1981 durch die vom Vater abgegebene Sprachgruppenzugehörigkeitserklärung abgeschlossen. Nach meinem Studium der Germanistik, Geschichte und Politikwissenschaft in Innsbruck und Wien kehrte ich nicht nach Südtirol zurück, sondern übersiedelte nach Venedig.

Italien jenseits von Südtirol – das war die Vorstellung von dunkelgrünen, kleinen Bäumen mit orangen und gelben Früchten, die Vorstellung von hügeligen Landschaften, von terrassenartigen Hainen und Feldern, von Zypressen, Agaven, Feigenbäumen – das war auch der Geschmack von sonnengereiften Tomaten, von dunkelvioletten Auberginen und weißen Pfirsichen. Nichts von alledem ist – wie ich heute weiß – italienisch: die Zitrusfrüchte haben die Araber eingeführt, die Zypressen stammen aus Persien, Agaven und Feigenbäume aus Amerika, die Tomaten kommen aus Peru, die Auberginen aus Indien und die weißen Pfirsiche aus China.

Italien also – Schnittpunkt vieler Welten, Mittelachse des Mittelmeeres, Touristenziel, Projektionsland für Sehnsüchte, irrationales Liebesobjekt, Traumstation. Ich wollte mittenhinein in das Land des politischen Feindes, in das Land der Unzuverlässigkeit, des Leichtsinns, des Verbrechens, des Chaos, der Instabilität.

Der erste Roman, den ich in Venedig zu schreiben begonnen hatte, trägt den programmatischen Titel *Aushäusige* und erzählt von den Aushäusigkeiten im Mitteleuropa der frühen 90er Jahre. Er ist als Antwort auf den Anti-Heimatroman gedacht und spielt mit den unterschiedlichsten Stimmen und Perspektiven, mit Mentalitäten und Zuschreibungen – eine formalästhetische Reaktion auf die Sozialisation im Land der ethnischen Trennungspolitik. Beim Schreiben dieses ersten längeren Prosatextes versuchte ich über ein zivilisiertes Zusammenleben von Italienern und deutschsprachigen Südtirolern nachzudenken. Die Darstellung unterschiedlicher Kultursysteme und bikultureller Sichtweisen bedingte auch unterschiedliche Spracheinflüsse. Der Lektor eines großen deutschen Verlages hatte das Manuskript mit der Begründung abgelehnt, der Text sei ihm zu österreichisch-italienisch, das möge an seiner Lesesozialisation liegen. Peter Handke empfahl den Roman seinem slowenischen Verleger Lojze Wieser, der ihn 1996 veröffentlichte. *Aushäusige* ist mit einem Glossar versehen, in dem nicht nur spezifisch venezianische Ausdrücke erklärt, sondern auch gebräuchliche italienische Wörter übersetzt werden. Erstaunlicherweise waren die sprachlichen Abweichungen für den großen Deutschen Taschenbuch Verlag kein Hindernis; er erwarb die Lizenzrechte für *Aushäusige*, obwohl – verglichen mit Büchern aus dem deutschen Sprachzentrum – Färbung und Form des Debütromans bereits zum damaligen Zeitpunkt alles andere als marktkonform waren.

Die italienische Hauptstadt Rom spielt bereits in meinem vorletzten Roman *Die Zumutung* eine wichtige Rolle, im jüngsten Roman *Über Nacht* wird sie neben Wien zum zentralen Schauplatz. *Über Nacht* verknüpft zwei unterschiedliche Frauenleben in zwei Großstädten miteinander, das der italienischen, verheirateten und kinderlosen Altenpflegerin Mira mit dem der österreichischen, deutschsprachigen Alleinerzieherin Irma. Ich habe die beiden Frauenfiguren in unterschiedlichen Kulturkreisen angesiedelt, weil es in dem Roman auf mehreren Ebenen um die Frage der Übertragung und Einverleibung des Fremden geht. Die nierenkranke Irma erhält zu Beginn des Romans ein Spenderorgan und muß lernen, das Transplantat, das von einem anonymen Toten stammt, zu akzeptieren; im Text selbst, dessen römischer Teil konsequenterweise auf Italienisch geschrieben sein müßte (denn es handelt sich um italienisch sprechende Figuren in einem italienischsprachigen Kontext), wird der fremdsprachige in den deutschsprachigen Teil integriert; er wird ähnlich eingepflanzt/inkorporiert wie das fremde Organ.

Literatur ist für mich häufig eine Form von Transplantation, von Einverleibung des Fremden, von Einübung in fremde Lebenswelten. Für die chronischkranke Irma, die sich am Ende des Romans als Schreibende outet, ist Literatur auch Lebensgewinn. Denn obwohl beim Verfassen von Texten die Zeit verrinnt, läßt sich durch die Kunst des Schreibens das eigene bescheidene Leben erweitern, neues, fremdes hinzugewinnen.

In *Über Nacht* befinden wir uns einmal in Rom, dann wieder in Wien. Obwohl Südtirol in diesem Buch keine Rolle spielt, ist es präsent. Die getrennte Wahrnehmung der deutschsprachigen und der italienischsprachigen Kultur wird, wie ich sie bis zu meinem Fortgehen erlebt hatte, zur konzeptuellen Grundlage für den Roman. Die

Zerbrechlichkeit des menschlichen Körpers spiegelt sich im fragmentierten Textkörper. Es wird nicht eine Geschichte an einem Ort erzählt, sondern es wird eine andere Geschichte an einem anderen Ort dazwischengeschnitten und gleichzeitig das Verbindende und Verbindliche zwischen den beiden angedeutet.

Die Parallelgeschichten der beiden Frauen werden also im Wechsel erzählt, Ereignisse des einen Lebens spiegeln sich in Ereignissen des anderen Lebens. Die eine Lebensgeschichte schließt an die andere an und ist zugleich deren Voraussetzung.

Mira, die römische Altenpflegerin, das suggeriert der Roman, verunglückt auf der Autobahn; ihr Leben bricht mitten im Satz ab.

Der abgebrochene Satz, der auch die Verbindung zwischen den beiden Frauenfiguren Irma und Mira unterbricht, wird im letzten Kapitel des Romans, in dem sich Irma hinsetzen wird, um das Leben ihrer möglichen Spenderin zu erfinden, es selbst zu erschaffen, zu einer dauerhaften Verbindung zwischen den beiden. Oder einfacher gesagt: Die Unterbrechung stellt die Verbindung erst her. Der abgeschnittene Lebensfaden wird von Irma aufgenommen und neu verknüpft.

Irma sucht nach einer Formulierung für das Unklare, Ungewisse („ich habe Worte gehört und sie nicht verstanden“ steht bei Tumler). Der römische Teil des Romans, der Mira-Teil, wird zur Niederschrift dessen, was Irma nicht weiß, nur ahnen kann, ein Amalgam aus Zufall und dem, was für Irma der Fall ist.

VI Der fremde, befremdete Blick

Ein österreichischer Journalist hatte mich gefragt. „Und wie lebt man so mit diesen zwei Seelen in der Brust?“ Ich habe ihn verärgert, indem ich sagte: „Ah, dann wissen Sie, daß ich ein Fan von Napoli und Juventus bin!“

Gerhard Kofler, *Notizbuch der Wasserrosen*²³

„Südtirol wird eine Literatur haben, wie gut daß es niemand weiß. Amen.“ Dies waren die Schlußworte Norbert C. Kasers in seiner Brixner Rede im Jahr 1969.²⁴

Kaser und Joseph Zoderer studierten in Wien, bevor sie nach Südtirol zurückkehrten. Franz Tumler, Gerhard Kofler, Herbert Rosendorfer und Anita Pichler lebten zu Beginn ihrer Karrieren und zum Teil auch noch in späteren Jahren in Berlin, Wien, München und Venedig. Die Autoren und Autorinnen wanderten großteils ins Ausland oder südlich der Landesgrenzen ab, vielleicht um den Bruch mit der bodenständigen Tradition auch topographisch zu vollziehen und den Erfahrungsspielraum, der in Südtirol politisch und ideologisch besetzt war, zu erweitern und mit neuen Sichtweisen zu bereichern. Gewiß spielte auch die Verlagssituation eine entscheidende Rolle. Der Raetia-Verlag wurde erst 1991 gegründet, Folio folgte im Jahr darauf. Mit der Gründung dieser beiden Verlagshäuser gab es erstmals unabhängige literarische Buchpublikationsmöglichkeiten innerhalb der Landesgrenzen.

In einem Referat, das Gerhard Kofler 1987 an der Cusanus-Akademie in Brixen gehalten hat, bezeichnet er das Fremde als eine der wenigen „Antwortmöglichkeiten

[...] auf das Wort *Heimat*“. „Das Vertraute fremd wirken zu lassen, ist ohnehin eines der anregendsten literarischen Verfahren. Die Umkehrung jedoch gehört mit zu den Voraussetzungen: Erst durch die Anregung des Anderen ist eine Bewegung im vorgegebenen historischen, gesellschaftlichen und sprachlichen Bezirk möglich.“²⁵

Ich mußte mich von meinem Herkunftsland entfernen, um die Bilder und die Sprache aus der biographischen Verankerung lösen zu können, bedurfte der Distanz, um die Erinnerungen neu sehen zu können, versuchte es zunächst in *Aushäusige* mit einem ständigen Wechsel von Stimmen und Perspektiven, Einstellungen und Schnitten, die eine Neuorientierung abverlangten und eine vorschnelle Identifikation mit den Figuren unmöglich machten.

In dem Buch *Kulturen der Empathie* von Fritz Breithaupt²⁶ wird Empathie als die Fähigkeit definiert, Ähnlichkeit wahrzunehmen, die wir auf uns selbst beziehen. Ist diese Ähnlichkeit zu groß, tendieren wir zur „emotionalen Ansteckung“, vor der wir uns nur schützen können, indem wir Distanz aufbauen. In der Literatur läßt sich diese auf mannigfache Weise herstellen, indem das allzu Bekannte in ein neues Formkleid gesteckt wird und so wieder fremd erscheint oder indem – wie bei Tumlers *Volterra*-Text – der Ort erst im Akt des Schreibens entsteht.

Wenn man überhaupt von etwas spezifisch Südtirolerischem in der Literatur sprechen kann, ohne dabei in vereinfachende und verfälschende Klischees zu verfallen, so ist es das Aufeinandertreffen unterschiedlicher Kultursysteme, das sich für viele Schriftsteller und Schriftstellerinnen aus und in Südtirol als prägend erwiesen hat und sie auch zu Übersetzern und Übersetzerinnen werden ließ (Gerhard Kofler übertrug beispielsweise Domenico Starnones *Via Gemito*, Anita Pichler Vincenzo Consolos *Die Steine von Pantalia*, Maria Elisabeth Brunner Consolos *Palermo Der Schmerz* und Kurt Lanthaler Peppe Lanzettas *Die Sehnsucht des Cattivotenente* – um nur einige Beispiele zu nennen).

Nicht nur die nach Südtirol zurückgekehrten Autoren wie Joseph Zoderer und Sepp Mall setzen sich mit den Voraussetzungen und Folgen des Zusammenlebens der verschiedenen Volksgruppen auseinander, auch diejenigen, die im italienischsprachigen Raum oder im europäischen Ausland geblieben sind, kehrten und kehren immer wieder literarisch nach Südtirol zurück.

„Italienisch als das naheliegende Fremde nicht aufzugreifen und zum Vertrauten werden zu lassen, das hätte ich wohl auch dann nicht zuwege gebracht, wenn man mich in eine Lederhosn gesteckt hätte, die mir bis über beide Ohren gegangen wäre“, so Gerhard Kofler in seinem Vortrag.²⁷ Er hat seine Gedichte zuerst in italienischer Sprache verfaßt und dann ins Deutsche übertragen. Kurz vor seinem Tod schrieb er nur noch italienisch.

Der in Zürich und Berlin lebende Kurt Lanthaler sieht sich als „italienische(n) schriftsteller, der (meist) in deutsch schreibt“²⁸, seine Bücher *Azzurro*, *Weisswein und Aspirin*, *Napule* und *Das Delta* sind voll von Zitaten und italienischen Sprichwörtern; er behilft sich mit Glossaren und beigelegten Übersetzungen. In seinem zuletzt erschienenen Buch *Das Delta* finden sich im Anhang u.a. Auszüge aus Torquato Tassos

Das befreite Jerusalem, aber auch ins Deutsche übertragende Abzählreime. Kofler, der in Wien zuhause war, hat auch auf neapolitanisch geschrieben, Lanthalers *Azzurro* enthält Versatzstücke in „brindisinu, napulitano, siciliano, padano, sardu, arberesh“.²⁹

Für den Bozner Schriftsteller Martin Pichler ist das Italienische die „sehnsuchtsprache“ und die „sprache meiner erotischen fantasien“, das Deutsche, schreibt er, eigne sich dafür überhaupt nicht.³⁰ Sowohl im Roman *Lunaspina* als auch in *Störgeräusch* stehen italienische Lieder (z.B. von Fiorella Mannoia und Mina) im Mittelpunkt.

Der in Meran lebende Dichter Sepp Mall bezieht sich in seinem Hörspielband *Inferno solitario* auch auf Dantes *Inferno* und nennt als Bezugspunkte für sein Schreiben immer wieder auch die Lyrik von Giuseppe Ungaretti, Eugenio Montale und Salvatore Quasimodo.³¹

Von Maria Elisabeth Brunner, die viele Jahre an italienischen Universitäten gelehrt hatte, bevor sie eine Stelle an der Universität in Stuttgart annahm, erschien 2009 eine Monographie zum Werk der italienischen Schriftstellerin Anna Maria Ortese.³² In ihren eigenen literarischen Texten sind Anklänge vor allem an das Werk der großen sizilianischen Schriftsteller erkennbar.

Die Liste der Einflüsse aus der italienischen Literatur und Kultur ließe sich fortsetzen. Umso erstaunlicher ist die Nichtbeachtung dieser Literatur von seiten der italienischen Kritik. Italien hat mit Ausnahme des Werks von Joseph Zoderer, der sich durch *Die Walsche* – ein Text, der das Politische in den Vordergrund rückt – einen Namen gemacht hat, kaum auf die Literatur im Norden reagiert, obwohl diese Literatur auf seinem Territorium entstanden ist oder sich aus dem Ausland auf dieses Territorium bezieht, ja obwohl sich Autoren wie Gerhard Kofler oder Kurt Lanthaler dezidiert als italienische Autoren bezeichnet haben bzw. noch immer bezeichnen.

Bereits in den Jahren 1926 und 1927 verschwanden im Zuge der faschistischen Politik alle Hinweise auf fremdsprachige Minderheiten aus den Lese-, Geschichts- und Geographiebüchern Italiens. Für Mussolini war es wichtig, daß „die Tradition und die Gefühle“ der Italiener nicht durch slowenische, deutschsprachige und französische Minderheiten an Italiens Grenzen verletzt würden.³³ Die Durchsetzung der Italianität durch Einführung der italienischen Amts- und Schulsprache war nur eine faschistische Strategie neben der Italianisierung der Familiennamen und dem Ausbau der faschistischen Jugendorganisationen Avanguardisti und Balilla. Nicht nur im Umgang mit den Minderheiten scheint Italien Nachholbedarf zu haben, auch seine imperialistische faschistische Politik in Libyen, Abessinien, im Spanischen Bürgerkrieg und in Albanien ist nach wie vor ein Tabuthema.

Erfahrungsgemäß ist Südtirol nur dann von italienischem Medien-Interesse, wenn polemische Äußerungen von deutschnationalen Politikern fallen wie zuletzt vom dritten österreichischen Nationalratspräsidenten Martin Graf (FPÖ), der in einem Interview mit der Tageszeitung *Die Presse*³⁴ eine Volksabstimmung in Südtirol forderte, bei der die Südtiroler Bevölkerung über den Verbleib in Italien oder die Annexion an Österreich abstimmen sollte. Die italienischen Medien berichten wenig differenziert, man wird die Vermutung nicht los, als setzten sie die Vorfälle, die in Beziehung zu ihrer

anderssprachigen Grenzregion im Norden stehen, noch immer mit der vorsätzlichen Verletzung des italienischen Nationalgefühls gleich.

„Ma tu come ti senti?“ „Ma voi chi siete?“ Diese nur allzubekannten Fragen, die ich von italienischer Seite immer wieder gestellt bekomme („Als was empfindest du dich?“ „Wer seid ihr?“) wären längst obsolet, wenn der Kulturtransfer, der von deutschsprachigen Schriftstellern und Schriftstellerinnen mit einer italienischen Identitätskarte längst als ein dynamischer, kreativer und selbstverständlicher Prozeß empfunden wird, auch auf der anderen Seite verstärkt ankommen würde. Dazu bedarf es aber der Übersetzung in die andere Sprache, der Transplantation, der Einverleibung des Fremden, einer wechselseitigen Durchdringung.

Anmerkungen

- 1 Persönliche Aufzeichnungen Heft XVII, 22. Juli 2007, S.261.
- 2 Laut Walter Monauni (Bad Gastein) wird der Name Monauni erstmals 1582 im Ortsteil Verla urkundlich erwähnt; als Quelle gibt er ein Buch über die Gemeinde Giovo in der Val di Cembra an sowie die Ergebnisse eines Ahnenforschers vor Ort.
- 3 Felice Zadra: Gli ebrei della Val di Non. In: http://www.trentinocultura.net/doc/radici/storia/GLI_EBREI_DELLA_VAL_DI_NON_05.pdf. Zadra schreibt, daß in zahlreichen Gemeindearchiven der Val di Non und der Val di Sole das Nonstal im Lateinischen „Anania“ geschrieben wird. Im biblischen Kontext bedeutet „Anania“ „Yaweh ist barmherzig“ – die von weit her Gereisten segneten auf diese Weise die Erde, auf der sie sich niederließen. Denkbar wäre auch eine Ableitung von „Anani“, hebräisch „meine Wolke“, in der Bibel – so Zadra – ein direkter Verweis auf die Nachkommen König Davids.
- 4 Etymologische Erklärung von Christa Prokisch, Archiv des Jüdischen Museums Wien.
- 5 Zygmunt Bauman: Gemeinschaften. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2009, S.18.
- 6 Siehe *Dolomiten* vom 26./27. Jänner 1980.
- 7 Persönliche Aufzeichnungen Heft XVI, 13.12.2005, S.150.
- 8 Jurek Becker: Über den Kulturverfall in unserer Zeit. In: J.B.: Ende des Größenwahns. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1996, S.38.
- 9 Ebenda, S.40.
- 10 Siehe Interview in *Alto Adige* vom 27. April 2009.
- 11 Erich Kofler: Geliebte Erde. Bozen: Athesia 1978; Hubert Mumelter: Feuer im Herbst. Bozen: Athesia 1978; Margit v. Elzenbaum: Kroud sitzn. Bozen: Athesia 1981.
- 12 Dieter Wellershoff: Wahrnehmung und Phantasie. Essays zur Literatur. Köln: Kiepenheuer & Witsch 1987, S.37.
- 13 Paolo Valente: Scrivere nel Südtirol plurilingue / Schreiben im mehrsprachigen Südtirol. In: Beatrice Simonsen (Hg.): Grenzräume. Eine literarische Landkarte Südtirols. Bozen: Raetia 2005, S.175 u. 183f.
- 14 Gertrud Fussenegger: Hier beginnt der Süden. In: Merian 10, 1957, S.3; zit. nach Klaus Amann: Option. In: Johann Holzner (Hg.): Literatur in Südtirol. Innsbruck: StudienVerlag 1997.
- 15 Moriz Enzinger: Strömungen der Gegenwart. In: Schöpferisches Tirol. 1. Folge. Dichtung. Innsbruck 1953, S.15; zit. nach Amann (Anm. 14).
- 16 Franz Tumler – Peter Demetz. Werkstattgespräch. In: Arsenal. Beiträge zu Franz Tumler. München: Piper 1977, S.45ff.
- 17 Persönliche Aufzeichnungen Heft XVIII, 16.7.2008, S.240f.
- 18 Amann (Anm. 14), S.40.
- 19 Franz Tumler: Volterra. Wie entsteht Prosa. München: Piper 1991, S.17.
- 20 Ebenda, S.32.
- 21 Ebenda, S.40.
- 22 Ulrike Kindl: Geschlechterrollen – werden sie von der Minderheitenliteratur stabilisiert? In: Holzner (Anm. 14), S.103.
- 23 Gerhard Kofler: Taccuino delle ninfee. Notizbuch der Wasserrosen. Klagenfurt: Wieser 2005, S.106f.

- 24 Norbert C. Kaser: Südtirols Literatur der Zukunft und der letzten zwanzig Jahre. In: N.C.K.: Prosa. Hg. v. Benedikt Sauer u. Erika Wimmer-Webhofer. Innsbruck: Haymon 1989 (Gesammelte Werke 2), S.118.
- 25 Gerhard Kofler: Vertrautheit mit Fremdem. Literarische Anregungen und Vorbilder. Vortrag gehalten 1987 in der Cusanus-Akademie in Brixen, transkribiert von Hannelore Kofler für den Nachlaß 2009.
- 26 Siehe Fritz Breithaupt: Kulturen der Empathie. Frankfurt a.M.: Suhrkamp TB 2009.
- 27 Kofler (Anm. 25).
- 28 Kurt Lanthaler: E-Mail an Sabine Gruber vom 29. Juni 2009, 17:08.
- 29 Ebenda.
- 30 Martin Pichler: E-Mail an Sabine Gruber vom 21. Juni 2009, 09:19.
- 31 Sepp Mall: E-Mail an Sabine Gruber vom 22. Juni 2009, 10:40.
- 32 Maria Elisabeth Brunner: Schreiben als Arbeit an der Sprache. Das literarische Werk von Anna Maria Ortese. Würzburg: Königshausen & Neumann 2009.
- 33 Zit. nach Klaus Gatterer: Mussolinis Weisungen zur Südtirolfrage. In: K.G.: Aufsätze, Reden. Bozen: Edition Raetia 1991, S.147.
- 34 Siehe *Die Presse* vom 26. Juli 2009.

Lichtl

Marginalien zu Gerhart Hauptmann

von Michael Sallinger (Innsbruck)

der immer beständiger werdenden Erinnerung
an Erhart Kästner

Vor allem die Handschrift hat mich wieder gefangen genommen, nach so vielen Jahren, in denen ich, ganz zu Unrecht offenbar, der Auffassung war, Gerhart Hauptmann würde mich nicht mehr berühren und nicht mehr in den Mittelpunkt (m)eines literarischen Interesses zurück kehren. Leben als Literatur.

Ich erinnere die Jahre gut und wohl gerne, in denen ich mich mit ihm befasste. Es war vor zwanzig Jahren; vor zwanzig Jahren: man stutzt, wenn man eine solche Spanne hin- und beschreibt, und doch ist die Zeit vergangen, und zwar unwiederbringlich. Momente der Lektüre: etwa im *Ketzer von Soana*; Zeit und Ort, Stunde und Anlass des Lesens weiß ich wie gestern hervor zu rufen; zu jeder Zeit kann ich mich in die damalige Lage versetzen. Schon damals aber galt das primäre Interesse der Person: jener Person, der Peter de Mendelssohn „deutsche Repräsentanz“ zugeschrieben hat; keine ungeteilte im Übrigen, sondern eine mit Thomas Mann zu teilende und wohl auch geteilte. Nach all den Jahren also: ein Namenszug, „Gerhart Hauptmann“, auf einem im Schlesien-Verlag zu Breslau heraus gekommenen Huldigungsband zu dessen achtzigstem Geburtstag. Das war im November 1942; den Band habe ich damals – also vor fast zwanzig Jahren – erworben, um mir einen Eindruck jenes sagenhaften Wiesensteins zu machen, der dem Dichter als Burg und Refugium gedient hat, usque ad finem. Wieder waren es die schwungvollen, fast perlenden Züge der stark geneigten, dabei aber unbemühten Handschrift. Einer Handschrift als Lebensbild. Schnell habe ich mich wieder versenkt, zumal in die Realien dieses Lebens und in die Realien dieses Dichters; zugleich sind alte Traum- und Vexierbilder wieder aufgestiegen; Bilder, deren Privatheit so groß ist, dass ich mich scheue, sie nieder zu schreiben; zu Papier zu bringen, zu fixieren.

Und doch ist das Traumbild die andere Seite des Lebens, die andere Seite des Spiegels; womöglich die tiefere. Ein Traum, den ich fast vergessen hatte: Zufälle, welche auch immer, hatten mich nach Agnetendorf in das Haus Wiesenstein gebracht; schon zu der Zeit, als das Haus geräumt werden musste; also im Frühjahr 1946. Es war ein klarer, sonniger Tag; im Hause wurden schwere Schränke aus ihren Füllungen gebrochen, man hörte das Holz splintern. Zahlreiche Menschen machten sich zu schaffen. In einer Halle – ob es denn jene Halle war, die als Paradieshalle berühmt geworden war, weiß ich nicht – saß auf drei alten hölzernen Kisten Gerhart Hauptmann; freilich nicht als Mensch, sondern als lebendige Holzpuppe, wohl aber in der bekannten Aufmachung,

mit der er eine Mode kreiert hatte: er trug seinen Tweedanzug mit Veston, dazu die gewohnte Pumflose; selbst der weithin leuchtende Saum wehenden weißen Haars und die Schildpattkette der Taschenuhr waren ersichtlich; die Figur schien seltsam verjüngt; sie sprach nicht, aber die Füße baumelten von den Kisten. Die Ur-Sache des Traums ist schnell erzählt: sie lag wohl in der Lektüre von Gerhart Pohls *Bin ich noch in meinem Haus?*; es sind das die Erinnerungen an die letzten Lebensmonate Hauptmanns in Schlesien; immer von der Räumung bedroht, die er durch den Tod abwandte.

Nun aber traf es mich wie ein Schlag aus heiterem Himmel, als ich, Jahre später, in einem neulich erschienenen Buch, das unter dem Titel *Der Dichter stand auf hoher Küste* Hauptmanns Jahre von 1933 bis 1945 reflektiert, in einer Abbildung exakt wiedersah, was mir aus dem Traume bekannt war: drei Kisten, auf denen eine Puppe lag; freilich nicht Hauptmann selbst darstellend, sondern eben einen Wurstel. Realien der Literatur. Das Leben als Literatur. Ströme sind es, an denen wir sitzen, achtlos, und was wir aufnehmen ist der Zierrat der Epoche, die uns bewegt. Oder sollte es doch anders sein, und es wäre kein Zierrat, sondern die Essenz des Da-Seins würde sich in Bildern eröffnen, in den Gegenständen; in den Gegenständen überhaupt, ihrer Geschichte und ihrer Stofflichkeit; längst sind die Ideen ja aufgegeben, wonach neben der Stofflichkeit des Gegenstandes eine bestimmte, vielleicht nicht gewisse, geistige Materie in ihnen wohne: ein Esprit, eine Seele, eine Strahlung, eine – man sagt auch Energie. Das ist Spekulation: jene Spekulation, die wir verlernt haben und mit deren Verlust wir zugleich aus der Ahnung einer *unio mystica* getreten sind, die Goethe, um nur ein prominentes Beispiel zu nennen, durchaus geläufig war. Anders nämlich ist der kolossale Danebenwurf seiner Farbenlehre nicht zu erklären. Das ist nicht vernünftig; aber da, aber da ist es dennoch.

Das Geheimnis der Gegenstände liegt darin, dass sie die Essenz der Zeiten und des Erlebten weitertragen, wie Augen aus Steinen. Das Stoffliche ist es ja, das keinen Tod stirbt: natürlich wird es einmal unbrauchbar, aber bis es so weit kommt, mag es Jahrhunderte, Jahrtausende dauern. Das wusste Hauptmann wie kein anderer und schuf sich so eine Grundlage seines Lebens: eine Grundlage des Stofflichen. Der Wiesenstein, das Haus in Agnetendorf, seine mythische Schutzhülle, eine neuromantische Burg mit Renaissance-Elementen war das Zentrum dieser Stofflichkeit. Münzen aus zwei Jahrtausenden, von der Decke hängende Schiffsmodelle, ein Zitronenholzflügel, Bilder bekannter und befreundeter Zeitgenossen, Figuren, Figurinen, Bücher, Totenmasken und Statuen, der Wagenlenker von Delphi, Buddha und Jesus Christus, die Heilige Margarethe, das Goethebildnis von D'Angers: dazu eine von Avenarius 1922 ausgemalte Halle, in den Bauplänen als „Kapelle“ ausgezeichnet, in der sich in bunten Farben die Gestalten aus Hauptmanns Dramen tummeln – und, über die Läufe der Zeit hinweg, tummeln. Das Stoffliche. Das Stoffliche, das den Rahmen gab: für eine weitläufige Geselligkeit, ein weitläufiges Werk. Hauptmann, der fast nur diktierte, pflegte dabei immer ein Buch in Händen zu halten. Er wählte den Autor nach dem Gegenstand seines Diktats.

Das Stoffliche, nochmals: es hat überdauert. Hauptmanns angeplatzter Zinnsarg verließ das Haus im Juli 1946; unter Schwierigkeiten gelangte er samt dem meisten Hausrat und allen Sammlungen, mit Witwe und vielen Mitreisenden, die im letzten Augenblick zum Hausstand gerechnet wurden, über Berlin nach Hiddensee; dort wurde er beerdigt. Das Haus wurde vom neuen Staat übernommen; der Park geholt, eine Schule errichtet und der Wiesenstein wurde zum Kinderheim. Erhart Kästner, Hauptmanns Sekretär für eine kurze Zeit, hat die Schattengänge dorthin beschrieben, es mag anfangs der Sechzigerjahre gewesen sein. Nun Geschichte, auch das: nachdem das Haus einige Zeit leer gestanden hat, dient es als Museum.

Einschub: Kästner, der Sekretär nur für kurze Jahre. Am Ende soll er mit der Zeit bei Hauptmann abgeschlossen gehabt haben. Wie immer. In seinen Büchern, die heute fast vergessen sind, völlig zu Unrecht, vor allem in dem *Zeltbuch von Tumulat* und in der *Lerchenschule* gedenkt er Hauptmanns auf eine schöne, heute nicht mehr übliche Weise: con amore. In der Beschreibung eines späteren Schattenganges im Wiesenstein, wohl um 1960, ist viel von dem eingefangen, was ebenso hier beschrieben werden möchte. Realien als Träger der Erinnerung; Bilder, die auf- und auswachsen, Herzlichkeit. „Ex corde lux“ hat der Alte unter die Bilder geschrieben, die ihn mit wehendem Strahlenkranz zeigen und dem Knoten der auf einzige Weise gebundenen Krawatte. Schattengänge. Schattengänge zumal für Kästner. Vor einiger Zeit wäre er hundert Jahr geworden.

Selbst im Garten steht die Figur Hanneles wieder, die Josef Thorak, der zweitliebste Bildhauer des Zernichters, zum achtzigsten Geburtstag Hauptmanns geschaffen hat. Sie wurde erst 1943 oder 1944 dort aufgestellt, als ein Geschenk der Stadt Breslau; arg hat die Zeit dem Stück zugesetzt: die hinter dem Kopf verschränkten Arme sind nicht mehr vorhanden, das Gesicht ist angebrochen; auf einem Bauhof hat man die Figur gefunden; jemand muss sie zurück gebracht haben. Allein, das Bild trägt nicht: sinnvoll ist das Stoffliche, weit mehr als einmal, gerade hier: Ein Denkmal, ein Denk-Mal eben für das, was in jenen Jahren geschah; ein Denkmal auch für manche Äußerung des Hausherrn; ein Denkmal für die Feiern zu dessen achtzigstem Geburtstag – wo man eben jene Figur stiftete. Gauleiter Hanke aus Breslau und Reichsleiter Baldur von Schirach aus Wien fassten den Entschluss, Hauptmann jene Feierlichkeiten zu verschaffen, denen er in Berlin entraten musste. Der Klumpfuß dort hatte Misstrauen; nicht ganz zu Unrecht, wie man heute weiß. Aber in Wien und in Breslau wurden Ringe verliehen, Preise vergeben, Statuen überreicht und Festaufführungen geduldet. Freilich: dass er kein Dichter *unserer Form* war, darüber wusste Reichsleiter Alfred Rosenberg sich mit dem Klumpfuß zu verständigen.

Also blieben große Feiern in Berlin außen vor. Als wäre ein Fossil rituell zu ehren gewesen. Das Fossil wusste es wohl und sah auf die siebzehn Bände der ersten Reihe der Ausgabe letzter Hand, die im S. Fischer Verlag zum Anlass 1942 erschien. Das Fossil fuhr nach Berlin und hielt eine Lesung seiner Gedichte. Es haben sich Photos erhalten. Das Fossil trägt einen schwarzen Gehrock, gestärkte Manschetten mit riesigen

Knöpfen, ein seidenes Plastron und scheint guter Laune. Zum letzten Mal, wohl eben. All dies trug man damals schon seit dreißig Jahren nicht mehr. Das Fossil hat viel Pjotr getrunken: Cognac mit Sodawasser. Bis ganz zuletzt. Ein sowjetischer General hat auf die Bitte Johannes R. Bechers zwanzig Flaschen Cognac auf den Wiesenstein schicken lassen. Aber das sind Nach- und Nachtschatten. Nach dem Untergang Dresdens war die Bitterkeit in und an ihm körperlich geworden.

Mag er vielleicht wirklich zu jener Vase, die er aus Berlin von einem verstorbenen so genannten ‚Führer‘ bekam, im vertrauten Kreise gesagt haben, „der Kerl unterschätzt den Umfang meiner Blase“ – stehen gelassen hat er sie nicht und auch nicht umgeworfen. Sollte Alfred Kerr, der ihn schon 1933 in einem biblischen Sinne verflucht hatte, recht behalten? Dieser Frage kann man nur ein überzeugtes Hauptmannsches Jein entgegen halten. Es liegt ein beträchtliches Missverstehen darin, würde man Hauptmann je für einen politischen Dichter halten. Alles war er, nur dies nicht. Von sich selbst sagte er einmal, nichts in seinen Stücken sei nicht selbst erlebt. So zeigt sich Hauptmanns Realismus als subjektiver Realismus, abhängig vom Stofflichen, vom Feinstofflichen, von Eindrücken, Erfahrungen, Lektüre, zufälligen Begegnungen und Prägungen.

So verwundert es gar nicht, dass sein Alterswerk bitter ist. In der Novelle *Mignon* etwa, die – unter anderem – als Abrechnung mit Goethe gelesen werden darf und die ein kleines Gegenstück zu *Lotte in Weimar* darstellt, begegnet uns ein zutiefst verunsicherter Dichter, der selbst in Italien, wohin er jahrzehntelang ging, sich Ruhe zu verschaffen, eben jene Ruhe nicht mehr fand. Der Autor der Stresa-Novelle erlebt und erleidet *Hanneles Himmelfahrt* ein zweites Mal: nur dass jetzt nichts Rettendes mehr ist und keine Befreiung, keine Erlösung, keine Apotheose mehr ist; Mignon stirbt. Zurück bleibt ein fragmentierter Mensch, der Zeit aufgegeben. Die *Finsternisse*, Max Pinkus’ Tod verarbeitend, sind beredtes Zeugnis dafür, dass Hauptmann bis in den Kern seines Wesens erfahren und verstanden hatte, was es mit der Rassenpolitik eines Dritten Reiches auf sich hatte. Das Stoffliche, hier noch einmal, freilich in das wüsteste Gegenteil verkehrt, verwandelt und pervertiert. Wer Bücher verbrennt, der verbrennt am Ende auch Menschen.

Weit gefehlt zu sagen, dass Hauptmann ein Mann des Widerstandes war; wohl hatte er erkannt, dass seine Zeit mit dem Reichstagsbrand zu Ende war, das alles hinderte ihn nicht, sein äußeres Leben fortzusetzen; eine – wenngleich sich verringernde und verkleinernde – Abfolge von Reisen, Aufenthalten, Ehrungen, Uraufführungen und Preisen, Besuchen und dergleichen; in der Behl-Voigtschen Chronik seines Lebens mag man es nachlesen; kaum ein Jahr, in dem er nicht dieser Ordnung nachging, der Dichter der *Weber*, der von sich ganz gerne sagte, er habe das Preisgeld des Nobelpreises in einem Jahr durchgebracht.

Dass nun groß denken auch groß irren heiße, ist ein Diktum, das vor allem ins Politische abgefallene Existenzial-Philosophen recht gerne verwendet haben; es sind die selben, bei denen „alles Große im Sturm stand“. So las man es vor dem Essen. Danach großes Schweigen, nicht ohne besonderen Sinn. Hauptmann war solchen großen Worten bisweilen nicht abhold. Sein getreuer Chronist Behl berichtet – nicht

ganz ohne Entsetzen – von Dummheiten, die nicht recht verzeihlich erscheinen. Obwohl Hauptmann es besser wusste, meinte er, Einzelschicksale müssten sich der Ordnung des neuen Europa unterordnen. Er wusste genau, wen er damit meinte, und er wusste – noch mehr – wie falsch das war. So sind auch Äußerungen und vor allem Werke bezeugt, die das Gegenteil sagen.

Damit hängt zugleich die Frage zusammen, weshalb Hauptmann 1933 nicht ‚gegangen‘ ist; die Antwort erhellt sich, im Letzten, gerade hier an den Realien: weil er nicht gehen wollte. Weil er Haus – nein: Häuser – und Hof nicht verlassen wollte, weil er, überhaupt, von dem Stofflichen nicht lassen wollte. Das war Segen und Unsegen; ist es bis heute geblieben. Das Archiv des Wiesensteins gelangte zunächst in den Westen, nach Schloss Kaibitz zu Erich Ebermayer. Dann kann der Sohn, der Einzige (von vieren), Benvenuto (aber der Einzige aus der Ehe mit Margarete, geborene Marschalk), brachte die Sachen zuerst nach Garmisch zu Richard Strauss und dann in die Schweiz. In Ronco, in der Casa al Prato, blieben die Papiere, bis der Einzige ihre Herausgabe erlaubte (das war die so genannte Centenarausgabe 1962). Dann gelangte der Nachlass nach Berlin. Die Münzsammlung wurde, nach 2000, in eine Auktion gegeben. Die großen Bilder von Lovis Corinth und der Blüthnersche Zitronenholzflügel wurden verkauft. Das Inventar des Wiesensteins wurde schließlich, mit wenigen Ausnahmen, vor wenigen Jahren in den Niederlanden bei Sotheby's versteigert. Es gibt zwei Kataloge dieses Verbrechens.

Als müsste jede Spur verwischt werden, wurde das über vierzig Jahre zusammen getragene Inventar des Wiesensteins, das die stoffliche Aura einer überragenden Künstlergestalt unique zusammen fasste, in alle Winde zerstreut. Es hat, so scheint es, sich niemand gefunden, der Benvenutos Erbin ablöste; ab- und auslöste. Man blättert in den Katalogen, man sieht die Bilder an und stiert in den leeren Wiesenstein. Und doch: „Als müsst's so sein“. Das sagt die Marschallin. Ihr und ihrem Schöpfer muss man im Letzten recht geben. Auch wenn es in diesem Fall besonders schwer fällt. Denn, man hört die Schritte immer noch, die, vor allem im Winter, wenn der Sturm vom Kamm des Riesengebirges herunter braust, durch die hellen und überheizten Zimmer des Wiesensteins gehen. Aus diesem Gehörgang gibt es keine Vertreibung.

Hier nun könnte eigentlich schon der Endpunkt gewesen sein; und ist es aber doch nicht. Je mehr man sich vertieft in dieses Leben als Literatur, desto begreiflicher werden die Realien; begreiflicher in dem Sinne, dass, plastisch und spürbar, noch einmal ein Leben an Konturen gewinnt, an Inhalten, ja an Fülle und an Plastizität. Marcel Reich-Ranicki ist es vorbehalten geblieben, sich zu Hauptmann in dem Sinne zu äußern, dass er, nehme man seine Kommentare und seine „Reden“ zur Hand, wohl das Paradebeispiel eines dummen Dichters gewesen sei; freilich einer, der Stücke habe schreiben können. Da tönt Bert Brecht noch einmal mit: der Stückeschreiber. Darf man, nur weil der Opportunismus Brechtscher Prägung schlauer war, so über Hauptmann reden, selbst dann, wenn man das Elend jenes achtzigsten Geburtstages mit bedenkt, an dem er sich ehren ließ, nochmals gesagt, von einem Reichsleiter von Schirach und einem Gauleiter Hanke, die Ringe der Städte Breslau und Wien von zwei Kriegsverbrechern annahm? Wer will sich ein Urteil erlauben. Dumm, indessen, nein, das geht zu weit. Denn von

Dummheit zeugen die Realien dieses Lebens nicht. Sie zeugen, vor allem, von Fülle und Eindruck. Ironie am Rande: in derselben Auktion, in der vor einigen Jahren der überwiegende Hausrat des Wiesensteins vor den Hund der Aufteilung ging, wurden auch nicht wenige Gegenstände aus dem „Estate“ von Bert Brecht verscherbelt. Wie also: der Stückeschreiber und der „Stückeschreiber“, gleich geschoren über den Kamm des Merchandise? Das Kapital kennt keinen guten Geschmack – wie denn, es kennt gar keinen –, aber es beliebt bisweilen bitter-heitere Arabesken zu schlagen. „Und hobelt alle gleich“.

Neulich, ein Riss. In einem – sehr guten – Büchlein, das die Häuser Hauptmanns vorstellt, auch ein Bild, das erschreckt: Hauptmann wird im Sarge aus seinem Hause getragen. Sechs Menschen schaffen am Sarge, der mit Blumen geschmückt ist und kaum durch die doppelte Haupttüre des Wiesensteins heraus kommt; die Männer tragen weiße Armbinden; zu jener Zeit das Kainszeichen der Deutschen. Schon ist der Terracotta-Löwe abgeräumt, der den Eingang bewachte – auch er hat die Reise im Sommer 1946 über Berlin nach Kaibitz und dann nach Ronco überstanden – und das Steh- und Lesepult aus der Bibliothek steht, verloren, neben einigen anderen Möbeln neben dem Aufgang; dort, wo früher Holz und Steine waren. Der Auf- und Abbruch. Die Witwe folgt, verschleiert, dem Ganzen. Der Tote, der hier das Haus verlässt, verlässt in die Auflösung, verschmilzt zu einer letzten Realie: der der Austreibung. Der letzten Verschleierung. Schon mein Kind weiß nichts mehr darüber.

Was nun, also: nichts als dies: Erinnerung an eine Fülle, Erinnerung an Eindrücke, Erinnerung an das Leben als Literatur und an die Literatur als das Leben. „Licht!“ hat man Hauptmann auch gerufen. Seltsam schwungvoll der Name zu der Goetheanischen Gestalt der späten Jahre. Dennoch, ein sprechender Name. „Mein Freund, der Generaldirektor“, soll er einmal gesagt haben, nach einer Huldigung durch eine Schulklasse, zu Hause in Agnetendorf, „hat mich eingeladen und schickt mir nun eine Kutsche“. Nun ja. Der Generaldirektor ist schon 1934 verstorben; der Verleger, der Einzige, im selben Jahr. An beider Bahre ist er gestanden und an beider Bahre hat er geweint.

Das, nämlich die öffentliche Trauer um die Verfehten, unterscheidet ihn von Martin Heideggers Versagen am Grabe Husserls. Er, Hauptmann, hatte Gelegenheit, den Untergang Dresdens mit zu erleben, den Verlust der Heimat und das Ende des Überkommenen. Die Trübung der Humanität und der Überlieferung im Sinne eines gänzlichen Bruches hat auch den Rahmen zerstört, in dem dieses Leben als Literatur gelebt wurde. So ragen die Realien – allen voran die auch heute noch zu besichtigenden Häuser – in eine andere Zeit herüber. Nicht zuletzt als Zeichen dessen, was Hauptmann am Ende seines Lebens als „Humanitätsschurkerei“ agnoszierte.

Eben: Denn man hört die Schritte immer noch, die, vor allem im Winter, wenn der Sturm vom Kamm des Riesengebirges herunter braust, durch die hellen und überheizten Zimmer des Wiesensteins gehen. Aus diesem Gehörgang gibt es keine Vertreibung.

Vieles geht einem um; nicht nur im Kopf, viel eher noch im Herzen. Aus einer ähnlichen Gegend stammend, mit den Bildern der Bergkämme, der Steinberge, der

Granitmenhire, der Seen und der Wälder im Herzen, mit der Ahnung der Einsamkeit und der Hoffnung auf Stille greift man zurück auf alles Greifbare in einer Zeit, die wurzellos wird. Das wohl ist die Ur-Sache, aus der mir das Lichtl noch einmal aufgegangen ist. Nach zwanzig Jahren. Leben als Literatur.

Kafka und die Moderne im „Brenner“

von Eberhard Sauermann (Innsbruck)

Welchen Stellenwert hat die literarische Moderne im *Brenner*? Eine Antwort darauf wird durch die von der Österreichischen Akademie der Wissenschaften/AAC in Kooperation mit dem Forschungsinstitut Brenner-Archiv erstellte Internet-Edition *Zeitschrift DER BRENNER online*¹ erleichtert, indem man nach Stichworten wie ‚Impressionismus‘, ‚Décadence‘, ‚Futurismus‘, ‚Expressionismus‘, ‚Aktivismus‘, ‚Dadaismus‘, ‚Surrealismus‘, ‚Avantgarde‘ und ‚Moderne‘ bzw. ‚modern‘ sowie nach Namen von Autoren und Autorinnen der Moderne als Verfasser von Beiträgen oder als Thema in Beiträgen anderer suchen kann.

Nicht berücksichtigt wird in dieser Untersuchung ‚modern‘ in Bezug auf bildende Kunst, was bei Giovanni Segantini im frühen *Brenner* (1910-1915) der Fall ist, und im Sinne von neu, aktuell, gegenwärtig. Da beschäftigt sich etwa Ludwig v. Ficker 1911 mit der Serie *Moderne Kultur* der christlich-sozialen Zeitung *Allgemeiner Tiroler Anzeiger*, der zufolge „auf Grund der *unverfälschten christlichen Weltanschauung* an eine Lösung des Ehebundes im Sinne der modernen Ehereformer“, also die Scheidung, nicht zu denken sei.² Karl Schoßleitner kommt 1912 in Bezug auf Wilhelm Schmidtbonns Bearbeitung des Stoffs vom Grafen von Gleichen³, die Bigamie, auf „das spezifisch Moderne und in die Zukunft Weisende“ zu sprechen⁴, ohne sich den Problemen oder der literarischen Gestaltung der Moderne im Geringsten zu öffnen. Ein letztes Beispiel: Carl Hilty glaubt 1922 an „moderne Heiligkeit“ in unserer „modernen Zeit“, da die Menschen heute dasselbe leisten können sollten wie im Mittelalter, „wenn nämlich Fortschritt Erhöhung der menschlichen Kraft zum Wahren und Guten bedeutet“.⁵ Dass er im ‚falschen‘ Fortschritt, in der Erhöhung des Lebensstandards, die Ursache vieler Übel und die Verschwendung anderweitig benötigter Mittel sieht und die einfache Lebensweise der Künstler früherer Zeiten gegenüber jener der „modernen Dichter“ herausstreicht⁶, weist freilich auf eine Grundhaltung des *Brenner* nach dem Ersten Weltkrieg hin.

Thesen über die Moderne im *Brenner*

Trifft zu, was dem *Brenner* kurz nach Erscheinungsbeginn im *Allgemeinen Tiroler Anzeiger* vorgeworfen wurde, nämlich dass man darin die „Sentimentalität unserer modernsten Modernen“ finde?⁷ Trifft die – im Gegensatz dazu anerkennend gemeinte – These Walter Methlagls zu, im *Brenner* habe es zwischen 1910 und 1925 einen „Durchbruch zur Moderne“ gegeben?

Durchbruch zur Moderne deutet an, daß sich (auch) im „Brenner“ und in seinem engeren Umkreis in philosophischer Reflexion, weltanschaulicher Konfrontation, in Literatur-, Kunst- und Zeitkritik, sowie in Lyrik, Musik und Architektur eine radikale Verlegung von Ideen und künstlerischen Zielsetzungen inhaltlicher Art in die jeweiligen *Mittel* vollzogen hat, also von philosophischer Dialektik in

gesprochene und reflektierte Sprache, von ‚Motiven‘ in Rhythmen und Farben, von Ornament in Baumaterial. – Auf engstem Raum persönlicher Auseinandersetzung hat es in den Jahren vor und nach dem Ersten Weltkrieg – und von diesem gewiß ausgelöst und gefördert – in denkender Besinnung und künstlerischer Praxis unverkennbare Annäherungen an eine puristische, der Synästhesie verhaftete geistige Vermittlung gegeben, die als eine wichtige Basis, als eine Art Prüfstein für alles weitere geistige Schaffen in Österreich anzusehen ist.⁸

Schon in seiner Dissertation hat Methlagl betont, der *Brenner* habe vielfältige Beziehungen zu den Zentren der modernen Literatur gepflegt, ja in ihm zeige sich der Expressionismus „in einer sehr reinen Form“. ⁹ (Diese Auffassung schlägt sich in der aktuellen Charakterisierung des *Brenner* bei *Wikipedia* nieder: „Bis zum Beginn der 1920er Jahre war der Brenner ein Sprachrohr des Expressionismus.“) ¹⁰ Auf einem Seminar in Wien, bei dem Musik, bildende Kunst, Architektur und Philosophie im Vordergrund standen, wurde die These vom Durchbruch zur Moderne debattiert. Von der literarischen Moderne war jedoch kaum die Rede, Konsens bestand nur in der Anerkennung des Modernen von Georg Trakls Lyrik. ¹¹ (Die Modernität Trakls, bei dem es „nur partielle thematische Berührungen mit den anderen Expressionisten“ gibt, wird vor allem in der „Darstellung der Krise des Individuums“ gesehen, gespiegelt in der Auflösung des lyrischen Ichs, und in der „Konstruktion einer poetischen Welt nach eigenen Prinzipien“, wovon neben der „surreale[n] Ablösung der dargestellten Vorgänge von der Wirklichkeit“ und der „Ersetzung der Realität durch Wunsch- und Angstprojektionen“ die „Kombinatorik einer esoterischen und alogischen Privatchiffrenwelt“ zeuge; außerdem wird sie in seiner poetischen Revolution gesehen, die sich auch auf die überlieferten lyrischen Formen erstreckte.) ¹²

Methlagl zählt die *Brenner*-Mitarbeiter pauschal zu den Avantgarde-Gruppen (die von Zentrum zu Zentrum ihren eigenen Charakter gehabt hätten, entsprechend ihrer politisch-kulturellen Situation) und sieht im *Brenner* im Gegensatz zum *Ruf* eine geglückte Innovation. ¹³ Er setzt die zum *Brenner* gestoßenen *Fackel*-Mitarbeiter, sogar Karl Borromäus Heinrich, mit Avantgarde-Publizisten gleich und vertritt die Auffassung, die literarische Avantgarde habe sich vor dem Ersten Weltkrieg nicht in Wien, sondern vor allem in Innsbruck (*Brenner*) und in Prag (*Herder-Blätter*) formiert. ¹⁴

In neueren Sammelbänden bzw. Standardwerken zur Avantgarde ist der *Brenner* allerdings kein Thema: entweder er kommt gar nicht vor; ¹⁵ oder er wird in einem einzigen Satz erwähnt – der österreichische Expressionismus habe sich zunächst um die *Fackel* und um „die Innsbrucker Halbmonatsschrift ‚Der Brenner‘, in der Ludwig von Ficker u.a. Trakl und Robert Müller druckte“, gruppiert – und von seinen Mitarbeitern wird nur Trakl behandelt; ¹⁶ oder er dient nur mit seinem Titel als Beleg für das Neue (wie es sich nicht nur beim *Sturm* zeige) ¹⁷ und wird (neben dem *Sturm*, der *Aktion* und den *Weißten Blättern*) mit seinen ersten Jahrgängen zu den Vorbildern bei der Gründung moderner Zeitschriften gerechnet, ohne dass sonst – im Gegensatz zu den anderen genannten Zeitschriften – von ihm oder seinen Mitarbeitern die Rede wäre. ¹⁸

Mit dem Titel *Aufbruch in die Moderne* bekundet eine kommentierte Sammlung von Beiträgen aus dem frühen *Brenner* zweierlei: einerseits die Aufbruchsstimmung in den Jahren um 1910, die ein Entkommen aus der provinziellen Enge des kulturellen Schaffens und des Denkens in Tirol sowie die Errichtung eines Gegenpols zum liberal-deutschnationalen *Föhn* (mit seiner großteils ästhetisch konventionellen Literatur) und zu konservativ-klerikalen Publikationsorganen Tirols zum Ziel hatte; andererseits den Abstand zur Moderne, zu der man sich erst hinbewegte. Sieglinde Klettenhammer und Erika Wimmer-Webhofer, die im Vorwort betonen, der Begriff ‚Moderne‘ sei „kritisch in seinem Reichtum an Facetten, ja in seiner inneren Widersprüchlichkeit“ zu sehen, führen aus, der frühe *Brenner* habe sich – obwohl er „Verbindung zu den damaligen Zentren der Avantgarde“ gehabt habe und wegen einiger Beiträge oft als „expressionistisches Blatt“ bezeichnet werde – vom „expressionistischen und futuristischen Literaturbetrieb der Großstädte Berlin, Wien und Florenz“ abgegrenzt und eine „eigenständige weltanschauliche Position“, konzentriert in der Philosophie Carl Dallagos, bewahrt. Ficker habe sich schon bald von der ‚Wiener Literaturrevolution‘, wie sie der *Ruf* als Organ des Akademischen Verbands für Literatur und Musik repräsentierte, distanziert; die Beziehungen zum Berliner *Sturm* seien ebenfalls peripher geblieben, wofür neben der Distanzierung Karl Kraus’ von Herwarth Walden „unterschiedliche Auffassungen in Fragen der Ästhetik“ ausschlaggebend gewesen seien. Mit anderen avantgardistischen Künstler- und Literatenkreisen habe der *Brenner* „die Ablehnung der gegenwärtigen gesellschaftlichen Verhältnisse und die Kritik am offiziellen Kulturbetrieb“ gemeinsam. Im Unterschied zu Zeitschriften wie *Ruf*, *Sturm* oder *Aktion* habe er jedoch die Kulturkrise nicht durch „aggressiv-futuristische Rhetorik“ oder durch besondere „Akzentuierung“ bzw. „Politisierung“ des Ästhetischen zu überwinden versucht; die Begegnung mit Trakl und die Auseinandersetzung mit der Zivilisationskritik und den apokalyptischen Bildern seiner Lyrik habe den *Brenner* vor eine geschichtliche Realität geführt, die man als „eschatologisch“ empfunden habe und auf die man nach dem Ersten Weltkrieg durch einen ‚Sprung in den Glauben‘ – wie von Søren Kierkegaard gefordert – reagiert habe.¹⁹

In Armin A. Wallas’ Aufsatz über expressionistische bzw. aktivistische Zeitschriften in Österreich wird der *Brenner* nicht als Publikationsort „wichtiger frühexpressionistischer Texte“ vorgestellt wie die *Fackel*, sondern als Zeitschrift, in der Texte Trakls und „anderer, der jungen Literaturbewegung nahestehender Autoren“ erschienen sind.²⁰ In ihrer Untersuchung des Expressionistischen am *Brenner* weist Klettenhammer darauf hin, dass keine Sammlung von Dokumenten zum Expressionismus programmatische Schriften aus dem *Brenner* enthalte und dass die meisten Anthologien expressionistischer Dichtung nur sehr wenige *Brenner*-Mitarbeiter berücksichtigten. Sie stellt fest, zwar sei es Ficker – wie seine Beziehungen zu Herausgebern bzw. Mitarbeitern fortschrittlich-kritischer Zeitschriften und die Rezeption des *Brenner* in Berlin, Prag, Wien und Florenz dokumentierten – schon bald gelungen, „aus der provinziellen Enge des literarischen Lebens in Tirol auszubrechen“, aber man habe sich im *Brenner* in der Auseinandersetzung mit dem literarischen Zeitgeschehen „von bestimmten, für das ‚expressionistische

Jahrzehnt' konstitutiven Strömungen abzugrenzen" gesucht und „in ästhetischen und weltanschaulichen Fragen andere Positionen" bezogen. Doch fänden sich in Essays und Gedichten einiger *Brenner*-Mitarbeiter Topoi expressionistischer Zeit- und Kulturkritik „wie etwa die Vorstellung des von Zivilisation und Rationalismus verschütteten Lebens, der Scheinhaftigkeit und Unmenschlichkeit des bürgerlichen Gesellschaftssystems, der depravierten Natur und der Erlösungssehnsucht des Menschen" und in Gedichten Motive expressionistischer Lyrik „wie eine lebensfeindliche und häßliche Natur, eine schuldhaft empfundene Sexualität und die Sehnsucht nach Gottesnähe und Erlösung". Mit dem Expressionismus gemeinsam habe der *Brenner* auch „den Entwurf eines neuen Gesellschaftsmodells, in dem der subjektiven Erfahrung des einzelnen und seiner geistig-seelischen Erneuerung eine zentrale Rolle zukommt".²¹

Versuchen wir eine Skizzierung der literarischen Moderne bzw. des Expressionismus. Bis heute lässt sich die Kluft zwischen ‚Modernisierung' als Sammelbegriff für die Neuerungen im technisch-industriellen und sozialen Bereich und ‚Moderne' als ästhetisch-kulturellem Konzept erkennen. Die enormen Veränderungen führten unter den Künstlern zu einer Distanzierung; ihre ästhetischen Innovationen wurden oft als Gegenentwurf konzipiert, als Bemühung um eine Autonomie, die eher eine Flucht vor der Modernisierung darstellte als deren Bewältigung. In der expressionistischen Moderne stehen „[d]as autonome, in sich konsistente Subjekt, die Herrschaftsansprüche neuzeitlicher Rationalität, metaphysische Gewißheiten, Begriffe wie Wahrheit, Ganzheit oder Einheit" und „der zivilisatorische Fortschrittsglaube" zur Disposition.²² Innovation und Fortschritt sind „die gemeinsame Wertebasis für die Moderne", doch werden sie „in der gesellschaftlichen und ästhetischen Moderne unterschiedlich, zum Teil konträr interpretiert". Dem aufgeklärt ‚modernen', zivilisierten Subjekt steht das ästhetisch moderne Subjekt gegenüber, das aufgespalten „in eine Vielfalt disparater Möglichkeiten" und durchlässig „für eine Vielfalt simultaner und komplexer Wahrnehmungsstimuli" ist, das „nicht Herr über die eigene Natur, sondern ihr unterworfen ist".²³

In der literarischen Moderne wird an der Fähigkeit gezweifelt, Wirklichkeit zu erkennen und sprachlich darzustellen. Den Autoren der ‚Wiener Moderne' etwa ist die traditionelle Funktion der Sprache, über die Einzeldinge und ihren Zusammenhang allgemeingültige, wahre Aussagen zu machen, fragwürdig geworden. Die Sprachkritik der Moderne geht mit der Ablösung der lyrischen Rede vom gegenständlichen Bezug einher. Die Bilder werden vieldeutig, alogisch oder absurd, „sie wollen magisch und suggestiv Ungesagtes oder auch das Nichts sagbar machen und entziehen sich einem vordergründigen Verstehen".²⁴

Die Literatur der Moderne entzieht sich „nicht den gesellschaftlichen Modernisierungsprozessen", sondern steht zu ihnen „in einem spannungsvollen Verhältnis, das von Affinitäten und Differenzen bestimmt ist". Die expressionistische Moderne versucht sich diesen Prozessen „thematisch und formal zu stellen", nimmt sie nachdrücklich in sich auf und opponiert zugleich gegen sie oder zeigt zumindest eine ambivalente Einstellung ihr gegenüber.²⁵ Thematisiert wird das „Sinnvakuum angesichts einer sich rapide verändernden Welt", artikuliert werden „Erfahrungen der Angst,

Ohnmacht und Orientierungslosigkeit“.²⁶ An Themen und Problemen expressionistischer Literatur wären zu nennen: „Realitätszerfall, Verdinglichung, Auflösung des autonomen Ichs, bürgerliche Welt als Bedrohung und Gefängnis, Zivilisationskritik, Messianismus“; die Identität der Epoche kann man in „ihren Utopien, der Konzeption vom ‚neuen Menschen‘, von Gemeinschaft und Brüderlichkeit“ sehen.²⁷ In Essays werden das ‚Zwangssystem Staat‘, der saturierte Bürger als sein Repräsentant und die bürgerlichen Institutionen bzw. der bürgerliche Kulturbetrieb angegriffen, wird „ein Zustand der Erstarrung, der Avitalität, Geistlosigkeit und Geistfeindlichkeit“ in allen gesellschaftlichen Bereichen festgestellt.²⁸ Stilbildend geworden sind im Expressionismus „[d]ie Parataxe, das Fragmentarische, die programmatische Aufwertung offener statt geschlossener Strukturen, das dezentrierte Eigenleben der Textteile gegenüber einem übergeordneten Sinnzentrum“. Gegenüber dem „rationalen Bewußtsein“ wird das „Unbewußte“ aufgewertet, „die Sprache der Träume und des Wahnsinns, de[r] Rausch und die erotische Ekstase, de[r] Mythos und die mystische Erfahrung“.²⁹

Die Moderne als Thema im *Brenner*

Die Moderne spielt anscheinend bereits im frühen *Brenner* eine Rolle. 1911 zitiert Ficker Stellen aus einem literaturkritischen Werk von Rudolf Greinz³⁰, in denen einerseits Robert Michel „Allüren der Moderne“ vorgeworfen werden und andererseits Rudolf Presber für seine Charakterzeichnungen „moderner Literatenkreise, die unter dem Sammelbegriff der seit jeher unsterblichen Sippe der Nichtsköner, *Neider* und Nörgler am besten gekennzeichnet sind“, gelobt wird.³¹ An Greinz' Werk, das vorgibt, „die Anteilnahme der großen Massen des Volkes an der zeitgenössischen deutschen Literatur wecken“ zu wollen³², kritisiert Ficker zwar, dass Herr Kluibenschädel (unter welchem Pseudonym Greinz Beiträge in der Müncher *Jugend* und Sinnsprüche im Staackmann-Verlag veröffentlicht hat, deren Humor Ficker an anderer Stelle satirisch bloßstellt)³³ in einem „kurz abfertigenden Ton“ „Namen wie Liliencron, Heinrich Mann, Dauthendey, Bédier und – Nietzsche“ ausrufe, und spottet über die von Greinz geschätzten Autoren-Kollegen bei Staackmann, geht jedoch weder auf dessen Ignorieren der Moderne ein noch lässt er seine eigene Einstellung erkennen.³⁴ 1912 nennt Ficker Kraus aus Anlass von dessen Lesung, des ersten literarischen Abends des *Brenner*, einen „einzigartigen modernen Schriftsteller“, sieht aber die einzige Vergleichsmöglichkeit für eine „Aufnahme in die Ahnengalerie der souveränen Spötter“ in Georg Christoph Lichtenberg, einem Autor des 18. Jahrhunderts.³⁵

Um das Publikum auf Theodor Däublers Lesung aus *Nordlicht*³⁶ am zweiten literarischen Abend des *Brenner* aufmerksam zu machen, druckt Ficker einen Artikel Johannes Schlags aus dem Beiblatt des *Berliner Tageblatts* nach, in dem auch die Moderne zur Sprache kommt: Die neuesten „subjektiven Epen“ würden wieder zu Lyrik, weshalb sie „vielleicht sogar noch eine gewisse Zukunft“ hätten, während das ohne antike Anleihen in Form und Inhalt gar nicht denkbare „objektiv referierende Epos“ „hoffnungslos tot“ sei, weil „unsere Moderne ihm eben unmöglich noch weitere Lebensbedingungen bieten“ könne. Eine „moderne Weltanschauungsdichtung“ sei



„innigstes und notwendigstes Erlebnis der *ganzen* Seele“ und müsse zugleich „Welt und Menschheit umspannen“. Im *Nordlicht* habe sich zum ersten Mal die Rückkehr zum Urdithyrambus vollzogen, wozu „Religiosität“ und jene „Naivität“, „Kindlichkeit“ und „seherische Unschuld“ gehörten, wie sie „den Dichtern der alten großen Epen und dem orphischen Urdithyrambus“ eigen gewesen seien, aber auch „ihre Mystik, ihr orphisches Dunkel und eine gewisse urwüchsige Ungefälligkeit“ und zugleich „alle so ausgebildete moderne Vernunft, all unsere Intellektualität, aller Wirklichkeits-, Wissenschaftlichkeitssinn unserer Moderne“.³⁷ Paul Wengraf meint in seinem Aufsatz über die Kunst von 1914, die „Moderne“ sei „mehr imprägniert, ‚durchsetzt‘ mit den Wesenszügen der Phantasie“, sonst wären nicht Prinzipien möglich, die etwa den „literarischen ‚Psycho-

Realismus“ zeitigen. Der Intellekt, „der die Phantasie als künstlerisches Adäquat hat“, habe die Kunst von innen heraus angefault: „Der Stoff hat die Form überschwemmt, die Harmonie den Rhythmus vergewaltigt. Die Phantasie hat sich des Maßes entäußert. Das ist die Decadence, von der ich spreche.“ Ein Beispiel für künstlerische Dekadenz sei Frank Wedekind in einigen seiner Werke.³⁸

Nach dem Ersten Weltkrieg verringert sich im *Brenner* das Interesse an der Moderne weiter, und zugleich verändert sich die Perspektive. Die Wende hat sich bereits im Laufe des Jahres 1914 abgezeichnet. Einen Großteil der letzten Hefte vor dem Krieg nehmen – von Vor- und Nachworten Theodor Haeckers begleitete – Texte Kierkegaards ein, die Religiosität des Einzelnen einfordernde Texte religionsphilosophischer Art wie *Der Pfahl im Fleisch* oder gesellschaftsphilosophischer Art wie *Kritik der Gegenwart*, wobei diese „Gegenwart“ schon 70 Jahre zurückliegt und überdies ein anderes Land kennzeichnet. Im April/Mai 1919 erklärt Ficker in seinen Briefen an Haecker, die Zeit, in der der *Brenner* seine „eigentlichste Mission“ erfüllen könne, werde erst kommen, er habe mit dem neuen *Brenner* nichts anderes im Auge „als den Weg zu bereiten für die geistige Empfängnis jener Wenigen, jener Zukünftigen, die nach Ihrem Wort das Reich Gottes wieder an sich reißen werden“.³⁹ Dementsprechend kündigt er im ersten *Brenner*-Heft nach dem Krieg an, ab nun das Christentum in den Mittelpunkt der Betrachtung zu rücken, mit einem „letzten Ernst zur Verantwortung vor einem höchsten Richter“; die Bestimmung des *Brenner* sei es, Wegbereiter der Erkenntnis der „Tieferberufenen“ zu sein, der Gegenwart „heimzuleuchten aus dem ungeheuerlichen Angst-Dickicht“, in dem sich „der Geist der Zeit“ verfangen habe.⁴⁰ (Bald darauf urteilt Ludwig Wittgenstein, der

neue *Brenner* sei ein „Unsinn“, eine „christliche Zeitschrift“ sei eine „Schmockerei“⁴¹, also eine gesinnungslose, opportunistische Zeitungsschreiberei.)

Haeckers Urteil, die Deutschen, „die bloß Preußen sind“, seien schon lang „dröhnende Expressionisten aus einem reinen Defekt“, bezieht sich nicht etwa auf die expressionistische Moderne, sondern auf den „preußische[n] Parademarsch“, der für Haecker ein Symbol dafür ist, „daß ein Gericht ergeht über die sogenannte ‚christliche‘ Welt, daß Gott eine Geißel gemacht hat aus dem Geistlosesten, Seelenleersten, aber Härtesten, das Europa noch hatte“.⁴² Den Aktivismus greift Haecker nicht zuletzt wegen dessen Kritik an der katholischen Kirche an: zu Leuten wie den Aktivisten könne „der gesunde Geist kein anderes als ein satirisches Verhältnis haben“.⁴³

Ferdinand Ebner äußert die Auffassung, der ‚moderne‘ Mensch habe sich von seiner Wissenschaftlichkeit „um seine Geistigkeit und Menschlichkeit, um Gott und Christus“ betrügen lassen und seine Sterblichkeit nicht erfasst. Es stelle sich die Frage, ob die „vom Evolutionsoptimismus aufgepöpelte“, „gotteslästerliche Hoffnungsfreudigkeit“, mit der man eine „banale Lust am Dasein ethisch aufzuputzen“ versucht habe, noch immer nicht „ihren Todesstoß erhalten“ habe. Das Leben des ‚modernen‘ Menschen sei eine „Negation des Christentums“ und deshalb dem Judentum als ewiger „Negation des Christentums“ ausgeliefert.⁴⁴ Dass im deutschsprachigen Raum kein anderer als ein ‚Rassefremder‘ (Kraus) das Verderben der Sprache als Ausdruck des geistigen Verfalls des Menschen erkenne, dass ein solcher „einer im Licht ihrer Wissenschaft blind- und im Lärm ihrer technischen Errungenschaften taubgewordenen Menschheit“ Augen und Ohren öffne, sei bezeichnend für den Zustand des ‚Volks der Dichter und Denker‘. Unsere „im verbrecherischen Wahnwitz oder irrsinnig phantastischen Traum einer expressionistischen Menschheits- und Kulturerneuerung“ befangene Zeit strebe dem „Chaos der Nacht“ entgegen.⁴⁵ Der Mensch wolle den Sinn des geschichtlichen Geschehens, die Bewandnis seiner Existenz in der Welt nicht erkennen. Wie wenig ernst zu nehmen heutzutage „Kulturoptimisten, seien es nun expressionistische oder ‚christliche‘, oder beides in einem“ seien, sollten wir wenn schon nicht vom „Geist des Neuen Testaments“ mit der Apokalypse, so doch vom selbst miterlebten „Gang der Geschichte“ gelernt haben.⁴⁶

Erst Jahrzehnte später wurde die Moderne im *Brenner* wieder thematisiert. Michael Brink äußert 1946 die Auffassung, kein Ereignis hätte uns „den Irrweg der Moderne und den Triumph der Technik“ deutlicher machen können als der Krieg, der erste unter allen „Beweisen des Irrsinns“. Die „tödliche Krisis der Moderne“ werde weder durch irgendeinen ‚Ismus‘ noch durch neue Utopien überwunden, der „Kreislauf des Irrsinns“ müsse durch die „einzige notwendige Revolution“ gesprengt werden, nämlich die „Abwendung von den Ismen“ und die „Hinwendung zum Menschen und damit wieder zu Gott“: wir müssten um „das wahre Menschenbild“ und „die Verwirklichung dieses Bildes in uns“ ringen. Ein „Wertumsturz“ wie die Herauslösung des abstrakten Denkens aus der Gesprächssituation sei „die Wurzel für viele Übel der Moderne“, der Prozess der Abstraktion sei „eine der Hauptursachen der heutigen Krisis des Denkens und Lebens“, Anonymität sei ein Mittel des Teufels. Im Herzen des Menschen stoße man „auf die

Mitte der Welt, auf das Herz Gottes“: in ihm liege die Wahrheit, es sei jener Punkt, der alle Irrwege anziehe, von ihm aus sei Erlösung möglich.⁴⁷ Was Ignaz Zangerle im selben *Brenner*-Band über Autoren der Moderne ausführt, wird noch untersucht werden, auch von einer Äußerung Fickers über die Lyrik des Expressionismus wird noch die Rede sein. Hier wäre auf den spätesten Beleg für eine Beschäftigung mit der Moderne hinzuweisen, einen mystischen Text Paula Schliers von 1954: Der moderne Mensch vermöge nicht zu erkennen, „daß der Zorn Gottes, der über unseren Abfall vom Glauben entbrannt ist, in seinem letzten Beweggrund Liebe ist“; der Glaube an den Satan als „Werkzeug Gottes“ sei den Jungen verlorengegangen, die bösen Mächte seien entfesselt, „weil sie durch unseren Glauben nicht mehr gebunden sind wie ehemals“.⁴⁸

Autoren der Moderne als *Brenner*-Mitarbeiter

Zu Beginn stehe ein Überblick über die (meist lyrischen) Beiträge von Autoren und Autorinnen im *Brenner*, die im Allgemeinen zur literarischen Moderne bzw. zum Expressionismus gerechnet werden, angeordnet nach deren Anzahl – wobei ein Beitrag auch mehrere Einzeltexte umfassen kann: Trakl 45 Beiträge (auf insgesamt 95 Seiten), 1912–1946 (fast alle bis 1915, der letzte als Erinnerung an die Erstveröffentlichung); Fritz Lampl 12 (18), 1912–1914; Däubler 10 (54), 1912–1946 (fast alle bis 1914, der letzte als Erinnerung an die Erstveröffentlichung); Josef Georg Oberkofler 9 (15), 1911–1922 (fast alle bis 1913); Robert Müller 7 (56), 1912; Peter Scher 7 (27), 1910–1912; Franz Janowitz 6 (44), 1920–1928; Hermann Wagner 5 (32), 1911–1913; Martina Wied 5 (21), 1913; Hermann Broch 4 (27), 1913/14; Otto Pick 4 (22), 1911–1913; Hans Janowitz 4 (14), 1913; Albert Ehrenstein 4 (7), 1913/14; Isidor Quartner 4 (5), 1913/14; Willy Haas 3 (26), 1913; Else Lasker-Schüler 3 (14), 1913/14; Richard Weiß 3 (10), 1912; Robert Zellermayer 2 (13), 1912/13; Hermann Koch 2 (10), 1912; Paul Scheerbart 2 (10), 1911; Leo Sternberg 2 (4), 1914; Alfred Henschke 2 (3), 1912; Viktor Bitterlich 2 (2), 1912/13; Paul Hatvani 2 (2), 1912; Peter Hille 1 (4), 1911; Rainer Maria Rilke 1 (2), 1915.

Das ist eine beachtliche Liste, vor allem im Vergleich mit anderen zeitgenössischen Kulturzeitschriften Österreichs und darüber hinaus deutschsprachiger Provinz. Auffallend ist jedoch, dass der recht großen Anzahl der Beiträger eine geringe Anzahl und Seitenzahl ihrer Beiträge gegenübersteht – mit Ausnahme Trakls. Von Trakl ist – abgesehen von dem im Mai 1912 veröffentlichten ersten Gedicht im *Brenner* – zwischen Oktober 1912 und 1915 fast in jedem Heft mindestens ein Gedicht bzw. Prosagedicht erschienen, womit er zum meistgedruckten Lyriker des frühen *Brenner* avancierte. Auffallend ist auch die weitgehende Beschränkung auf den frühen *Brenner*, mit dem Schwerpunkt im 3. und 4. Jahrgang. (Die Gesamtanzahl der Seiten des frühen *Brenner* beträgt ca. 3.700; die Anzahl der *Brenner*-Mitarbeiter im gesamten Erscheinungszeitraum beträgt ca. 160 samt verstorbenen Autoren mit nachgedruckten Beiträgen.) Im mittleren und späten *Brenner* (1919–1934 bzw. 1946–1954) finden sich fast keine Autoren und Autorinnen von Rang. Dass Ficker nach dem Ersten Weltkrieg christlich deutbare Texte aus dem Nachlass des von Kraus hochgeschätzten F. Janowitz abgedruckt hat, lässt sich auf deren Funktion einer Brücke zwischen dem *Brenner* und

der *Fackel* zurückführen, was seit der durch die christliche Ausrichtung des *Brenner* erfolgten Distanzierung zwischen Ficker und Kraus notwendig schien.⁴⁹

Aussagekräftig ist ein Vergleich mit wichtigen Mitarbeitern des frühen *Brenner*: der Neuromantiker bzw. Klassizist Hugo Neugebauer ist mit 60 Beiträgen verschiedener Gattungen (auf insgesamt 229 Seiten) vertreten, der ästhetizistische Lyriker und Essayist Ludwig Seifert mit 24 (61), der traditionell-romantische, germanophile Lyriker Arthur v. Wallpach mit 21 (35) und der neuromantisch-ästhetizistische Lyriker und Erzähler Bernhard Jülg mit 19 (92) – von dem als Lyriker epigonalen und als Essayisten nietzscheanisch-naturphilosophisch-christlichen Hauptmitarbeiter Dallago ganz zu schweigen. Keinem dieser Tiroler *Brenner*-Mitarbeiter ist es gelungen, in einem überregionalen Verlag für moderne Literatur oder in einer expressionistischen Zeitschrift zu veröffentlichen; offenbar konnten sie nur „begrenzt an neue literarische Verfahrensweisen anschließen“.⁵⁰

Hingegen lehnte Ficker ein ihm von August Stramm zugeschicktes Gedicht ab, das mit dem Reihungsstil und dynamisierenden Metaphern wichtige Stiltendenzen des Expressionismus aufweist, und schlug die Angebote zur Mitarbeiterschaft von Johannes R. Becher, Albert Paris Gütersloh und Heinrich Nowak und später auch von Theodor Kramer aus, ebenso das Angebot Däublers, von ihm übersetzte Gedichte des Futuristen Aldo Palazzeschi zu veröffentlichen. (Was ihm den Vorwurf Däublers eintrug, seine Ansichten „über das Ausdrückbare in der Poesie“ seien „akademisch“, und diesen zum Urteil veranlasste, diese futuristischen Gedichte seien eine „Hochtourleistung, die über Tiroler Verhältnisse geht“.)⁵¹ Ficker hielt ein Gedicht dann für gelungen, wenn sich die Innenwelt harmonisch mit der Außenwelt verbinde, was sich mehr intuitiv ergebe und in einem Bild Gestalt annehme.⁵²

Außerdem ist das Moderne in den *Brenner*-Beiträgen einiger hier genannter Autoren und Autorinnen in Frage zu stellen. Das spiegelt sich auch in ihrer literaturgeschichtlichen Einordnung wider: Zwei der am häufigsten vorkommenden Autoren, Lampl und Oberkofler, fehlen durchwegs in den Literaturgeschichten der Moderne bzw. des Expressionismus. Die Gedichte Lampls sind „von religiöser Emphase gekennzeichnet und noch stark einer mimetischen Literaturauffassung verpflichtet“.⁵³ Von den im *Brenner* erschienenen Gedichten Oberkoflers zählt fast keines zu jenen, die in einer Studie als Belege für dessen eigenständigen Expressionismus dienen.⁵⁴ (Dass seine ersten Gedichtbände in den katholischen Verlagen Tyrolia und Kösel & Pustet erschienen sind⁵⁵, ist wohl auf das religiöse Pathos vieler Gedichte zurückzuführen. Später profilierte er sich als Blut-und-Boden-Dichter und hatte in der NS-Zeit großen Erfolg.) Ein dritter der am häufigsten vorkommenden Autoren, Däubler, wird meist nur als Vermittler des Futurismus in Deutschland gewürdigt, mit einer Aussage über die Propaganda des *Sturm* für die „Losungsworte der Modernsten“, „Kubismus, Futurismus, Expressionismus“, zitiert oder mit seinem *Nordlicht* als Beispiel für Entgrenzung (jahrzehntelange Entstehungsdauer und monströser Umfang) bzw. als Zeugnis für die Wirkung lebensphilosophischer Ideologeme und christlicher Glaubenssätze erwähnt.⁵⁶ Auch die nächsthäufigen Autoren und Autorinnen, Scher, Wagner und Wied, vermisst

man durchwegs in diesen Literaturgeschichten, Janowitz wird allenfalls kurz erwähnt. Nur Müller wird meistens behandelt, und Trakl gilt sogar als einer der bedeutendsten deutschsprachigen Lyriker des 20. Jahrhunderts.

Autoren der Moderne als Thema im *Brenner*

Im frühen *Brenner* steht nur wenig über Trakl – abgesehen von Aufrufen zur Subskription oder Ankündigungen bzw. Anzeigen des Bands *Gedichte* und von Ankündigungen der Lesung Michels und Trakls, des vierten literarischen Abends des *Brenner*.⁵⁷ An ausführlichen Beschäftigungen mit Trakl findet sich nur ein offener Brief Karl Borromäus Heinrichs von 1913. Darin geht es jedoch nirgends um Trakls Verortung in der Moderne. Er wird als „Erscheinung eines Sehers“ präsentiert, zu dem die Welt in Bildern rede und aus dem sie in Bildern zurücktöne – was man nur mehr aus der Erinnerung an Zeiten kenne, wo der Dichter „ein in sich ruhendes Auge [war], in dem sich die Welt in Bildern bricht, und ein weissagender Mund, aus dem Bilder tönen“. Heinrich weist auf den „religiösen Grundton“ von Gedichten Trakls hin, prophezeit eine Zeit, „wo der Gottheit sanftere Botschaft durch den Geist des Dichters von den Hörern



mit Andacht vernommen wird“, und erklärt zur Entstehung der „Offenbarung“ *Helian*, ein Dichter müsse immer „Gott mehr gehorchen als den Menschen“.⁵⁸

Darüber hinaus finden sich ein Hinweis Heinrichs auf einen angeblich von Trakl verfassten Inseratentext⁵⁹, eine im Namen Trakls vorgebrachte Stellungnahme Fickers zum unvollständigen Abdruck des Gedichts *Abendlicher Reigen* in der *Wiener Zeit*⁶⁰ und eine Besprechung des vierten literarischen Abends des *Brenner*. Dessen Rezeption ist in mehrfacher Hinsicht aufschlussreich.⁶¹ Nach der Wiedergabe eines Auszugs aus Oberkoflers Besprechung der Lesung Michels⁶² schreibt Ficker, wesentlich schwieriger, „ja fast aussichtslos“ sei die Aufgabe gewesen, im Rahmen einer Berichterstattung über die Lesung Trakls „ein Urteil von einigem Belang zu fällen“, doch habe sich im *Allgemeinen*

Tiroler Anzeiger die Stimme eines Kritikers vernehmen lassen, „der bei dem Versuch, einem persönlichen Eindruck die Form einer objektiven Würdigung zu geben, seine Empfänglichkeit für die Bedeutung des Dichters“ erweise.⁶³ In den zitierten Passagen aus dem Artikel Josef Anton Steurers⁶⁴ ist von Trakls Verortung in der Moderne keine Rede. Nur an einer Stelle heißt es, alles werde „Bild und Gleichnis in ihm“ und tausche sich „in seiner Seele zu andern Ausdrucksmöglichkeiten um, die dann den Menschen von heute noch nicht liegen“. Ficker hat in diesem Zitat mehrere Aussagen Steurers

verändert, was bei der Stelle „Gefüge seiner Dichtung“ statt „seine futuristische Dichtung“ besonders schwerwiegend ist. Offensichtlich war es ihm ein Anliegen, dass Trakl nicht zu den Futuristen gerechnet wird (deren Bestrebungen sich auf neue Formen der dichterischen Aussage richteten, was durch eine Abkehr von der üblichen Grammatik, Syntax und Wortwahl erreicht werden sollte). – Schon früher hatte Ficker eine solche Kennzeichnung von Trakls Lyrik zur Kenntnis nehmen müssen: In einer Rezension des *Brenner*-Hefts vom 1. Dezember 1912 hieß es, Trakls Gedichte grenzten an „futuristischen Unsinn“, an dem sich Trakl wohl selbst am meisten berausche.⁶⁵ Und ein *Brenner*-Mitarbeiter schrieb ihm 1913, man könne Trakl „mit den Futuristen in Parallele setzen“, denen „die Farbe alles, die Form nichts“ sei, wodurch „aus einem an sich verständigen und künstlerischen Princip ein Fetisch gemacht und der Leser geärgert“ werde.⁶⁶

In seinem Artikel über die Lesung Trakls vermeidet Ficker außerdem eine eigene Charakterisierung Trakls; er schreibt nur:⁶⁷

Da im übrigen die Dichtungen Trakls einen lebendigen Bestandteil dieser Zeitschrift bilden und das, was dunkel und was licht in ihnen erscheint, sich im Ausdruck ihrer eigenen Tiefe am bedeutungsvollsten spiegelt, so dürfte es sich geziemen, den Versuch einer eingehenderen Würdigung des Dichters einem späteren Zeitpunkt vorzubehalten.

Er war wohl der Ansicht, dass die „Tiefe“ der Lyrik Trakls jede Auseinandersetzung mit ihr erübrige. Im Gegensatz zu den *Brenner*-Beiträgen anderer Mitarbeiter hat er jene Trakls nie mit Kritik oder Änderungsvorschlägen entgegengenommen. (Er selbst spricht nur von Interpunktions-Korrekturen.)⁶⁸ Ficker dürfte von Trakl als Mensch ergriffen gewesen sein und in dessen Gedichten eine ‚wirkliche‘ Dichtung gesehen haben, der gegenüber ein bedingungsloses Ja vonnöten sei. Trakl gegenüber äußerte er sich begeistert zu dessen Gedichten („herrlich, herrlich“) oder bezeichnete sie als „Offenbarung“, als Dichtung, deren Gestalt wie „erstarrte Ewigkeit“ anmute.⁶⁹ – Es bleibe dahingestellt, ob Ficker tatsächlich „in seinem Gespür für Trakl einmal ein toller Avantgardist war“, wie Marie Luise Kaschnitz meint.⁷⁰

Nach dem Ersten Weltkrieg spielt Trakl im *Brenner* jedoch eine bedeutende Rolle. Im Vorwort des ersten *Brenner*-Hefts vom Oktober 1919 bezieht Ficker das Wiedererscheinen der Zeitschrift auf ihn: Als 1915 der *Brenner* „auf Kriegsdauer sein Erscheinen eingestellt hatte“, sei es ungewiss gewesen, „ob er jemals würde wieder erscheinen können“; „[e]rstes und schmerzlichstes Opfer des Krieges: Georg Trakl, der Dichter, war tot“. Die Sorge sei gewesen, „ob mit jenem Jahrbuch 1915, das des verewigten Freundes ‚Offenbarung und Untergang‘ und das Vermächtnis seiner letzten Visionen barg, der Brenner nicht am Ende von sich selber Abschied genommen habe“. Nun sei es das Wagnis der Begeisterung wert, der Idee einer „Charakterzeitschrift“, die sich „dem Gebot des Augenblicks, der jeweils ihre geistige Sendung erhellt, in Demut unterwirft“, gerecht zu werden.⁷¹

Mag auch die Aussicht davon sich vorerst in die lichte Vorbedeutung eines Dunkels verlieren, aus dessen Tiefe jenes unverlorene Bild aufsteigt, mit dem einst Georg Trakl seine Vision „An die Verstumten“ beschlossen hat:

„Aber stille blutet in dunkler Höhle stummere Menschheit,
Fügt aus harten Metallen das erlösende Haupt.“

Auch in den folgenden *Brenner*-Heften wird auf jene Gedichte Trakls verwiesen, „die trotz apokalyptischer Endzeitvisionen auf eine christliche Eschatologie hin akzentuiert schienen“.⁷² Die mit Trakl künftig untrennbar verbundenen Aspekte ‚Vision‘ und christliche ‚Erlösung‘ wurden zu bestimmenden Faktoren der Trakl-Deutung Fickers, ja sollten die gesamte Ausrichtung des *Brenner* beeinflussen. (Die weitere Trakl-Rezeption im *Brenner* muss hier jedoch weitgehend ausgeklammert bleiben.)

Abgesehen von Trakl werden die meisten Autoren und Autorinnen der Moderne im *Brenner* jedoch nur am Rande oder gar nicht zur Kenntnis genommen. (Umgekehrt wird Trakl im *Sturm* und in der *Aktion* – aus mehreren Gründen – nicht wahrgenommen.)⁷³ Die erste Welle der österreichischen Moderne, „Jung-Wien“, spielt im *Brenner* keine Rolle. Nur Hermann Bahr wird zum Zielpunkt satirischer Angriffe, vor allem durch Dallago, der sich mit ihm in Aufsätzen von 1911 und 1920 näher beschäftigt, wobei er ihn als Philister und Journalist abtut und seinen Ruf als katholische Größe anprangert;⁷⁴ aber nirgends wird seine Bedeutung als Vorkämpfer der Moderne zur Sprache gebracht. Als mitentscheidend für dieses Ignorieren sieht Anton Unterkircher Dallagos Position an; denn auch in dessen vor dem bzw. außerhalb des *Brenner* erschienenem Werk, großteils „kulturlichen Streifzügen durch die Literatur und Kunst“, wird kein maßgebliches Werk der ‚Wiener Moderne‘ besprochen, ja kommen „Namen wie Altenberg, Schnitzler, Hofmannsthal, Beer-Hofmann oder Freud entweder überhaupt nicht oder nur in einem marginalen Zusammenhang“ vor.⁷⁵

Arthur Schnitzler wird im *Brenner* nur einmal behandelt, nämlich in Walther Lutz’ Besprechung des Dramas *Der junge Medardus* von 1911; doch wird darin nur auf menschliche Aspekte der „Tragödie des Neunerjahres“ im Krieg gegen Napoleon eingegangen.⁷⁶ Von Hugo v. Hofmannsthal ist kaum die Rede. Dallago bekennet 1912, er habe bisher Max Brod, der sich in seinen Werken verausgabt habe, einem Hofmannsthal vorgezogen, dessen Schaffen zuviel „Anerzogenes“ an sich habe; aber in seinem letzten Werk habe sich Brod sündhaft vom Intellekt führen lassen.⁷⁷ Haecker bedauert 1915, der Papst lasse im eigenen Land das Evangelium von Gabriele d’Annunzio verhöhnen, einem „tönende[n] Hohlkopf“, mit dem verglichen Hofmannsthal nur eine „kleine Spieldose“ gewesen sei.⁷⁸ 1928 bringt Haecker den Shakespeareschen Humor als Haupteinwand gegen gefeierte Autoren von heute vor, gegen Stefan George und dessen Schule, aber auch gegen Hofmannsthal mit seinem *Rosenkavalier* und andere Autoren voll „peinigende[r]“, „komische[r] Humorlosigkeit“.⁷⁹ Schließlich zitiert Joseph Bernhart 1954 aus einem Brief Hans Kestraneks, wonach es bei ihm nach dem Tod Richard v. Schaukals und Franz Bleis „eine Geisterversammlung ehemaliger Freunde“ gebe, bei der auch Hofmannsthal dabei sei.⁸⁰

Übrigens wird auch George im *Brenner* jahrelang nur nebenbei erwähnt. Zwischen Ficker und dem George-Kreis ist es zu keinem Zeitschriftenaustausch gekommen, die Rezeption Georges im *Brenner* ist dürftig.⁸¹ Das ist schon deshalb erstaunlich, weil George seinen kultischen Ästhetizismus aus dem Katholizismus heraus entwickelt hat.⁸² Erst 1928 beschäftigt sich Haecker näher mit ihm, und zwar in einem Beitrag, der seinem im Sammelband *Wiederbegegnung von Kirche und Kultur* erschienenen Aufsatz *Der katholische Schriftsteller und die Sprache* entnommen ist; Haecker kanzelt George literarisch wie religiös ab (ein halber Vers Trakls entlarve die Musik Georges als „ein gequältes, amusisches Buchstabieren“, George sei ein „Heide“).⁸³ Anerkennung erfährt George hingegen in einem Aufsatz Werner Krafts von 1934.⁸⁴

Wenden wir uns nun den Expressionisten zu. In seinem Artikel über Max Geißlers Literaturgeschichte⁸⁵ von 1913 nimmt Ficker einige von Geißler gelobte Autoren und dessen eigene epigonale Dichtungen aufs Korn, setzt sich aber nicht mit dessen Behandlung von Autoren der Moderne auseinander. An der zitierten Passage „Heym, Georg ...Er war das Haupt einer Gruppe junger Berliner Dichter, die sich *Neopathiker* [!] nennen. *Zu ihnen gehören auch Verhaeren, Johannes V. Jensen, Whitman...*“⁸⁶, die auch in der *Fackel* zitiert wird⁸⁷, störte Ficker nur die Zuordnung bestimmter Autoren zu den Neopathetikern (die als Keimzelle der expressionistischen Literatur in Deutschland gelten).⁸⁸ Der amerikanische Lyriker Walt Whitman (dem ein wesentlicher Anteil an Form, Gehalt und Niveau der expressionistischen Großstadtliteratur in Deutschland zugesprochen wird)⁸⁹ wird von Dallago ausgerechnet für seine Bodenständigkeit und Naturliebe gepriesen.⁹⁰ Von Heym, dem neben Trakl bekanntesten Lyriker des Expressionismus, ist im *Brenner* sonst nie die Rede, ebenso wenig von Lyrikern wie Becher, Gottfried Benn, Jakob van Hoddis, Alfred Lichtenstein, Ernst Stadler und Stramm, von Epikern wie Alfred Döblin, Kasimir Edschmid und Müller, von Dramatikern wie Georg Kaiser und Oskar Kokoschka oder von Franz Pfemfert und Walden mit ihren Zeitschriften *Aktion* und *Sturm*.

Franz Werfel wird nur in einem Aufsatz Dallagos von 1912 erwähnt, in dem dem Herausgeber einer Anthologie deutschsprachiger Gedichte aus Österreich⁹¹ vorgeworfen wird, von der Tiroler Literatur Neugebauer und die von Kraus in der *Fackel* zur Geltung gebrachten Lyriker wie Werfel, Berthold Viertel und Weiß übergangen zu haben.⁹² (Das Moderne in den ausgewählten Gedichten Hofmannsthals und Rilkes ist Dallago jedoch keine Bemerkung wert.) Ehrenstein wird nur in einem Aufsatz Müllers von 1912 erwähnt, in dem eine gegen Karl May gerichtete Studie des Germanisten Stefan Hock („ein gereifter Seminarvorstand“) kritisiert wird, der gegenüber das – in einem Brief an den Akademischen Verband für Literatur und Musik ausgesprochene – positive Urteil Ehrensteins („ein blutjunger Denker“) viel maßgebender sei.⁹³ Carl Sternheim wird nur in einem Aufsatz Haeckers von 1920 erwähnt, in dem er als „entarteter“ als die „entartetste Gesellschaft“ bezeichnet wird.⁹⁴

Die einzige Auseinandersetzung mit einem Expressionisten wird Scheerbart zuteil: In einem Aufsatz Leopold Lieglers von 1912, der sich gegen Wissenschaft und Rationalismus richtet, wird Scheerbart als Mensch gekennzeichnet, „der mit der

Gemütsruhe orientalischer Märchenerzähler der zudringlichen Realität ins feiste Antlitz lacht“, als „Phantast und moderne[r] Mythendichter“, „Unzeitgemäßer“, „Mystiker“, „Gott- und Schönheitssucher“, als Dichter, der „zur Harmonie strebt und alle Dissonanzen zu einer Weltmusik vereinigt“. Liegler betont, die Gegenwartsdichtung, die „im Schweiß ihrer vertrackten Psychologien“ ‚Probleme‘ gebären müsse, komme Scheerbart hingegen lächerlich vor; er liebe die einfache Linie, weshalb ihm die bunte orientalische Welt und selbst der Sternenhimmel viel näher stünden „als eine Zeitgenossenschaft, welche die natürlichsten und einfachsten Dinge nur als Tragikomödien bewältigen kann“.⁹⁵

Eine eingehende Beschäftigung mit Autoren und Autorinnen der Moderne betrifft in erster Linie Däubler. (Was nicht-deutschsprachige Autoren betrifft, wäre Roderich Müller-Guttenbrunns Aufsatz über Arthur Rimbaud von 1913 zu nennen.)⁹⁶ Neugebauer setzt sich 1910 mit dem *Nordlicht* auseinander⁹⁷, einem von einzelnen Gedichten durchsetzten Epos von 30.000 Versen, das „Welterlösung durch Wiedervereinigung mit der Sonne, dem Symbol des Geistes“, vorführt⁹⁸ und christliche Erlösungsvorstellungen damit verschmilzt; 1911 nimmt er zu einem Leserbrief von Arthur Moeller van den Bruck Stellung.⁹⁹ In seinem Aufsatz geht Neugebauer aber nicht auf allfällige Berührungspunkte Däublers mit der literarischen Moderne ein, sondern rühmt, dass Däubler Mythen der christlichen, griechischen, ägyptischen und indischen Religionen sowie historische Ereignisse in einem mystischen Text wiederbelebe und zusammenfüge; nur an einer Stelle betont er, Däubler sei „auch gewalttätig gegen die Sprache“, sein Epos strotze nur so „von Wortungeheuern, Wortstummeln und Sprachfehlern“.¹⁰⁰ In seiner Entgegnung auf Moeller, der bedauert hatte, dass Neugebauer beim zweiten, „sprachschöpferische[n] und in jeder Beziehung neu- und umwertende[n]“ Teil des Epos die „geistige Ausdeutung“ unterlassen habe, bedankt sich Neugebauer, dass er sein Bemühen anerkannt habe, „den apokalyptischen Geist der Dichtung zu beschwören und zu bannen“. Er meint, Däubler habe mit dem *Nordlicht* zeigen wollen, wie ihm „*die Geschichte des menschlichen Gemütslebens*, soweit sie sich auf gewissen erdichteten und erwünschten oder rein erdachten Beziehungen zur Gottheit (im weitesten Sinne dieses Wortes) aufbaut“, zum „*persönlichen Erlebnisse*“ geworden sei.¹⁰¹

In Fickers Ankündigung der Lesung Däublers vom 22. November 1912 heißt es, Däubler sei der „einem größeren Publikum noch unbekannte, aus Triest gebürtige Verfasser der gewaltigen epischen Dichtung ‚Das Nordlicht‘“, eines Werks, das von der Literaturkritik zuerst mit Stillschweigen übergangen worden sei, nun aber „in seiner monumentalen Bedeutung für unser Schrifttum“ erkannt werde; da im *Brenner* der erste bedeutende Versuch einer Würdigung seines Werks erschienen sei, wolle Däubler seine erste öffentliche Lesung in Innsbruck halten.¹⁰² Schlafs Artikel über Däubler wurde schon genannt. Anlässlich der Lesung erscheint eine weitere Würdigung Däublers durch Neugebauer im *Brenner*: Das *Nordlicht* sei vielleicht das erste Werk, „worin die Sprache sich selbst ein Denkmal gesetzt hat“, und Däubler der erste Dichter, „der die Sprache den Geist führen läßt“, wohl im Vertrauen „auf eine Art ‚prästabiler Harmonie‘ der Sprache“, auf ein verborgenes „Grundgesetz der Sprachbildung, wonach in jeglicher

Art von Gleichlaut ein Merkmal geistiger Zusammengehörigkeit der gleichlautenden Worte sowie der Dinge zu erblicken wäre, für die die Worte als Lautzeichen dastehen“:

Kein anderer Dichter unterwirft den Zuhörer so gewaltsam dem Gefühle von der Eigenmacht und Selbstherrlichkeit der Sprache wie Däubler. Man muß nur einmal darauf aufmerksam geworden sein, um sofort zu erkennen: Da schöpft nicht der Dichter, da erfaßt, da bildet und dichtet die Sprache sich selbst, ohne der Dinge zu achten, von denen sie angeblich nur ein lautliches Abbild ist. Es ist der aus der Sklaverei der Dinge entlassene, ihr entwachsene Geist, der hier mit der ihm ebenbürtigen Sprache ein Hochzeitsfest feiert, das eigentlich ein Bakchanal aller schöpferischen Lebenstribe ist.

Däublers Werk ist nicht ein realistisches Miterleben der sinnlich und geistig erfaßten Welt der Dinge, auch keine idealistische Verklärung des Welterlebnisses, sondern eine völlige Neuschöpfung aus dem Geiste der Sprache. Orphisch dunkel rauschen seine Verse dahin, nicht anders als das Chaos rauschen mochte, ehe die unerforschliche Weltnotwendigkeit es in erkennbare Formen bannte und dadurch jene Hemmungen schuf, die von Weltanbeginn das Leben wirken in seinen dunkeln, dumpfen, qualvollen Drängen.

Däublers Dichtung sei keine „wunderliche Wortspielerei“, sondern „ein Gebilde, das sich zu eigenem, von dem Dasein der Dinge gesonderten Leben durchgerungen hat und damit fähig geworden ist, aus sich selbst eine Welt zu schöpfen, die mit der Ordnung der wirklichen nichts mehr gemein hat“, hier werde Sprache zur „Welterlöserin“. Im *Nordlicht* habe Däubler dem „Glauben an die Auferstehung des Fleisches“ ein „ehernes Monument“ gesetzt.¹⁰³ Auf diese Würdigung folgt ein an Däubler gerichtetes Gedicht Bitterlichs.¹⁰⁴ Schließlich zitiert Ficker 1925 aus einem Leserbrief Oscar Walter Ciseks, wonach dieser mit Däubler in Rumänien über Trakl gesprochen und von ihm erfahren habe, dass im *Brenner* ein *Styx* betitelter Beitrag über dessen Begegnung mit Trakl erschienen sei.¹⁰⁵

Lasker-Schüler wird in einem Aufsatz Dallagos von 1912 erwähnt, dem zufolge es sich auch in ihrer Verehrung zeige, dass sich Kraus echten Begabungen erschließe¹⁰⁶, und scheint 1914 als Widmungsempfängerin von Trakls Gedicht *Abendland* auf.¹⁰⁷ Im selben Jahr brandmarkt Dallago bei seiner Auseinandersetzung mit der Nietzsche-Studie Otto Ernsts¹⁰⁸ das unangemessene Herangehen an ein ‚dunkles‘ Gedicht Lasker-Schülers wie *Leise sagen*. Laut Dallago hat ein Gericht in Deutschland anlässlich eines anderweitigen Prozesses über dieses Gedicht geurteilt, der erste Leseindruck sei „das Gefühl der absoluten Verständnislosigkeit“, und als besonders unverständlich das Bild „Ich kann den Abend nicht mehr / Ueber die Hecken tragen“ gerügt; es habe in dem Gedicht nicht nur eine „Unklarheit“ gesehen, „sondern vor allem eine Formlosigkeit, die unästhetisch und teilweise sogar abstoßend wirkt“; so seien die drei vorletzten Verse („Mein Herz geht langsam unter / Ich weiß nicht wo – / Vielleicht in deiner Hand“) „von einer außerordentlichen Trivialität“ und der Schlussvers („Ueberall greift sie an

mein Gewebe“) „im höchsten Grade geschmacklos“. Ernst habe dieses Urteil begrüßt, weil seiner Auffassung nach „die Mängel des Gedichtes so kraß und so sehr in die Augen fallend seien, daß sich jedem gebildeten und mit Empfänglichkeit für Poesie begabten Leser einer Zeitung ohne weiteres die Ueberzeugung von der Wertlosigkeit dieses Geistesproduktes aufdrängen müsse“. Dallago erörtert jedoch nicht das Schwerverständliche bzw. Hermetische als Kennzeichen der Lyrik der Moderne, sondern wettet gegen den „Gewaltakt“ an der Dichterin, indem die Justiz „völlig Unbefähigte“ zur Urteilsfällung zugelassen habe: ein Gedicht, „also ein Irrationalstes“, werde Juristen, „also rationalistischen Berufsmenschen“, zur Beurteilung vorgelegt; dass Ernst dem Urteil einer Laieninstanz Beifall zolle, sei „Bildungsphilistertum“.¹⁰⁹

Im letzten *Brenner*, 1954, kritisiert Ficker, dass Wolfgang Schneditz in einem Sammelband mit Dokumenten zu Trakl¹¹⁰ ungefragt einen an ihn gerichteten Brief Laskerschülers abgedruckt habe, um ihn als „Anspielung auf die Unzurechnungsfähigkeit der Dichterin ungescheut der Öffentlichkeit zu unterbreiten“. Als Gegengewicht zitiert Ficker aus seinem in einer Laskerschüler-Ausgabe¹¹¹ enthaltenen Beitrag, um deutlich zu machen, was zu beachten sei, wenn wir für Dichterscheitungen, wie sie um die Jahrhundertwende mit Trakl und Laskerschüler „aus der Durchzugsflut der deutschen Expressionistenlyrik aufgetaucht sind“, wenigstens im nachhinein Verständnis aufbringen:

„Wenn man bedenkt“, schrieb ich, „daß diese beiden – Else Laskerschüler und Georg Trakl – in einer Welt des Abfalls von jeder religiösen Bindung (eines eklatant gespiegelten Abfalls gerade in jenem Zeit- und Literaturmilieu, dem beide einverleibt schienen) Exponenten, tragische, einer substantiellen Rückbesinnung auf die religiösen Beweggründe ihrer Sendung als Seher und Dichter waren, dann bekommt ihr Existenzeinsatz im Verfallsbild ihrer Erscheinung, das einer Selbstaufopferung im Rahmen ihrer fraglosen und doch fragwürdigen Begabung gleichkommt, das Aussehen eines Lückenbüßertums von erhabener Repräsentanz; spüren wir doch, es ist dasselbe Firmament des unerforschlichen Gottesratschlusses, für das sie beide fielen und das sie noch als Aufgeopferte im Auge behielten, um es im Gleichnis ihrer Dichtung für uns andere, scheinbar Geborgene, deutlicher zu bewahren.“

Dem Selbstzitat fügt Ficker hinzu, es werde wohl einigen „Erleuchteten“ zu denken geben, dass diese Dichterin, die stets von einem „wahren Quälgeist aufflammender Trostbedürfnisse im alten Unruhherzen ihrer jüdischen Heilserwartung“ ergriffen gewesen sei, dem Klangkörper der deutschen Sprache in ihrer Liebeslyrik „eine wahre Wunderweise eigen hinsinnender Hoher Lied-Erinnerung“ habe anvertrauen dürfen.¹¹²

Ferner wäre Broch zu nennen: Dallago entgegnet 1913 auf Brochs *Brenner*-Beitrag *Philistrität, Realismus, Idealismus der Kunst*¹¹³, der seine Kritik an Thomas Manns Essay über Adelbert v. Chamisso¹¹⁴ zurückgewiesen hatte, doch geht er darin nicht auf die Moderne ein. Am 19. März 1913 schickte Broch Ficker das Manuskript *Notizen zu*

einer systematischen Ästhetik, in dem die Funktion von Kraus' Presskritik und Loos' Ornamentkritik „im Zusammenhang einer allgemeinen Gesellschaftskritik und eines Systems einer expressionistischen Ästhetik“ dargestellt ist.¹¹⁵ Der lehnte jedoch eine Veröffentlichung ab, wofür Brochs kritische Haltung gegenüber Kraus, Loos und einem sich auf das ‚Geistige‘ beschränkenden Expressionismus im Sinne Wassilij Kandinskys ausschlaggebend gewesen sein dürfte: „Broch vermochte nämlich nicht in der von Loos propagierten ornamentlosen oder in einer dem ‚Geistigen‘ zugewandten Kunst die Überwindung der Dekadenz zu sehen, sondern vermutete auch darin einen Wertzerfall. Im Gegensatz dazu erhoffte sich Ficker durch die künstlerische Intuition Erschließung der Wirklichkeit.“¹¹⁶

Wedekind und Stefan Zweig scheinen im frühen *Brenner* nur als Beiträger zur *Rundfrage über Karl Kraus* auf. Mit Wedekind beschäftigt sich Neugebauer 1912, aber nur am Rande, anlässlich der Innsbrucker Aufführung des *Erdgeist*: Wedekind sei „Großmeister des Satanistenordens“, Lulu eine „Sphinx“ bzw. das Weib schlechthin.¹¹⁷ (Von der Erwähnung bei Wengraf war schon die Rede.) 1914 widmet Leo Branczik Wedekind zu dessen 50. Geburtstag einen Aufsatz: Wedekind sei originär, ursprünglich, jede Zeile von ihm stehe „außerhalb des Rahmens literarischer Konvention“, er habe die denkbar „naturalistischste Phantasie“, in ihm habe sich wie in Shakespeare eine „Verquickung von Naturalismus und Romantik“ vollendet.¹¹⁸ Mit Zweig beschäftigt sich



Dallago 1925, wobei er ihn in Glaubensfragen Dostojewski gegenüberstellt und als Artisten abtut.¹¹⁹ 1946 erwähnt ihn Zangerle.¹²⁰

Zum Schluss wäre auf zwei Autoren einzugehen, von denen im *Brenner* lange Zeit kaum die Rede war, bis sie nach dem Zweiten Weltkrieg Beachtung fanden: Rilke und Franz Kafka. Von Rilke (den Ficker neben Dallago und Trakl als Hauptempfänger von Wittgensteins Spende zur Unterstützung österreichischer Künstler vom Sommer 1914 für würdig erachtet hat) werden im frühen und mittleren *Brenner* (1913/14 von Broch, Wied und Dallago, 1922 von Friedrich Pater und 1934 von Werner Meyknecht) nur kurze Textausschnitte zitiert – ein Aphorismus, Sätze aus einem erzählerischen Werk bzw. aus einem Brief und Verse –, ohne dass auf seine Verortung in der Moderne eingegangen würde; dazu kommen im späten

Brenner noch Zitate von Kraft und August Zechmeister 1948 und von Ficker 1954.¹²¹

Der erwähnte Aufsatz Zangerles dürfte sich auf die Rezeption Rilkes im späten *Brenner* ausgewirkt haben. Zechmeister schreibt 1948: Dass der „Engel“ in den *Duineser Elegien* nicht der christliche Engel sei, sondern „nur ein Name für den geflohenen

Gott“, habe Hans-Egon Holthusens Studie über Rilke¹²² gezeigt, der zufolge in dessen Dichtung der Mensch „ein im christlichen Sinn objektiv Verzweifelter, ein Gottloser und Gottverlassener“ sei. (Inwiefern Holthusens Deutung von der NS-Ideologie geprägt war – er war in den Jahren der Entstehung seiner Dissertation ein Mitglied der SS –, konnte Zechmeister nicht erörtern, weil es erst 1960 bekannt wurde.) Es gehöre aber – so Zechmeister – viel innerer Abstand zur Schönheit der Rilkeschen Dichtung dazu, „um nicht irre zu werden und der Gnosis seiner innerweltlichen Engel zu verfallen“; beim Lesen seiner Verse werde man an das einfache Brot des Glaubens an Gott gemahnt, das Ebner „im Sagen des Wortes“ breche, denn Rilke, „der über Christus hinauszugelangen und zu einem unbenennbaren, unbewegten und doch noch kommenden Gott allein rufen zu dürfen wähnte“, drohe im Gegensatz zu Ebner dem „noch nicht oder nicht mehr zur Liebe zu einer Person fähige[n] Wort“ zu verfallen.¹²³ 1954 äußert Alto Pritzl die Auffassung, im Gegensatz zu Nietzsche, der redlich versucht habe, sich von Gott zu entfernen – woran er wahnsinnig geworden sei –, sei Rilke „mit den leisesten und scheinbar frömmsten Schritten weggegangen“, weil er Gott „nur als sublimierte Potenzierung eines Verhältnisses zu sich selbst“ erlebt und es mit ihm nie „als einem selbständigen Gegenüber“ zu tun gehabt habe.¹²⁴

Nun zu Kafka. Der ist offenbar während eines Erholungsurlaubs in Riva am Gardasee im Oktober 1913 mit Dallago zusammengetroffen. Das scheint Ficker auf Kafkas Interesse am Hauptmitarbeiter des *Brenner* zurückgeführt zu haben, da er darauf



hinweist, dass Kafka ein Leser seiner Zeitschrift gewesen sei.¹²⁵ Doch findet sich weder in den Tagebüchern noch in den Briefen Kafkas¹²⁶ eine Erwähnung des *Brenner* oder von Mitarbeitern wie Dallago und Trakl, geschweige denn ein Kommentar zur Begegnung mit Dallago; die Erwähnung eines Herrn Fikher, in dem Ficker vermutet wird, bezieht sich nur auf eine ihm überbrachte Mitteilung. Für diese Begegnung dürfte die Vermittlung Brods, mit dem Dallago persönlich bekannt war, ausschlaggebend gewesen sein. Jedenfalls schreibt Dallago an Ficker, er habe gerade den Schriftsteller Kafka kennengelernt, der sei ein „wirklich sehr netter Mensch, der Wertvolles schafft“.¹²⁷ Jahrzehnte später meint Ficker, das einzige Ergebnis dieser Begegnung „dürften auf beiden Seiten Mißverständnisse gewesen sein“.¹²⁸ Dieses Urteil beruht wohl auf einer richtigen Einschätzung der

Beteiligten. Es trifft aber auch in Hinblick auf die Fragestellungen dieser Untersuchung zu, denn aus den wenigen Äußerungen Dallagos zu Autoren der literarischen Moderne ist kein Interesse an thematischen Schwerpunkten, sprachkritischen Überlegungen oder

poetischen Verfahrensweisen der Moderne zu erschließen. (An Trakl etwa interessierte ihn der „Zusammenbruch des Christentums“.)¹²⁹ Es ist schwer vorstellbar, dass Dallago mit einem Autor wie Kafka, in dessen Werk sich die für das beginnende 20. Jahrhundert kennzeichnende Krise des Erzählens exemplarisch manifestiert, ja in dem man eine Metapher für die Moderne sehen kann, etwas anfangen konnte. Er dürfte vielmehr mit dem Urteil, Kafka schaffe Wertvolles, einfach Brods Begeisterung für dessen Werk wiedergegeben haben.

Brod vertritt in seiner Autobiographie die Ansicht, um 1913 habe sich noch keine Menschenseele um Kafka gekümmert.¹³⁰ Das ist wohl auf sein Bestreben zurückzuführen, seine Rolle als der der Zeit vorausseilende Entdecker Kafkas herauszustreichen, und kann allein schon durch die 1913 in auflagenstarken Zeitungen und renommierten Zeitschriften erschienenen Besprechungen von Werken Kafkas aus der Feder teilweise bekannter Autoren bzw. Literaturkritiker¹³¹ widerlegt werden – auch wenn sich diese weitgehend auf die Prager deutsche Literaturszene beschränken. Fest steht jedoch, dass Kafka schon bis zum Sommer 1913 einiges in Zeitungen und Zeitschriften, in Jahrbüchern (die Erzählung *Das Urteil* in dem von Brod herausgegebenen Jahrbuch *Arkadia*) und sogar in Buchform (die Kurzprosa-Sammlung *Betrachtung* und das 1. Kapitel des Romans *Der Verschollene*, *Der Heizer*) veröffentlicht hatte. Nach seinem Tod erschienen 1925/26 die Romane *Der Proceß* und *Das Schloß*.

Dennoch wird Kafka im *Brenner* zum ersten Mal 1932 und da nur in einer Fußnote erwähnt: Wilhelm Weindler, der damals in seiner Arztpraxis mit Schlier als Arzthelferin zusammenarbeitete, schreibt über Schliers Werk *Chorónoz*¹³², das uns im Traum heimsuchende Du sei das Göttliche der Seele, „das Wach-Ich und das ‚andere Ich‘“ machten erst zusammen die Persönlichkeit aus, vielleicht sei ja das ‚andere Ich‘ der wirkliche, wirksame Herr – ähnlich „den unsichtbaren ‚Direktoren‘ der Welt des Menschen im ‚Schloß‘ von Franz Kafka“ –, vielleicht liege bei dem ‚Anderen‘ der Schwerpunkt des Lebens, und wir, die Bewussten, seien nur „‚Ichmasken‘ dieses Anderen“.¹³³ Es handelt sich dabei um einen Auszug aus Weindlers Studie *Die Traumwelt von Chorónoz*, deren Veröffentlichung trotz Fickers Ankündigungen nie erfolgt ist. Ficker zitiert im *Brenner*, was Zangerle diesen Traumdeutungen 1933 in der Zeitschrift *Neuland*, den *Blättern jungkatholischer Erneuerungsbewegung*¹³⁴, bescheinigt: sie ließen „im Reflexspiegel der Seele die psychologisch nicht faßbare Wirklichkeit der Glaubensgeheimnisse aufleuchten, deren theologischer Ausdruck eben die abstrakten Formeln des Dogmas“ seien.¹³⁵

Sonst ist von Kafka nur im mehrmals erwähnten Aufsatz Zangerles im *Brenner* von 1946 die Rede, der sich ausführlich mit Autoren der Moderne wie Rilke, Trakl und Kafka beschäftigt.¹³⁶ Er beruht in zentralen Punkten (Plädoyer für eine spirituelle Traumdeutung bei gleichzeitiger Verdammung der Psychoanalyse, Inanspruchnahme der Wahrheit für die katholische Kirche, Ablehnung der Aufklärung und des Fortschritts) auf Zangerles *Neuland*-Artikel. Sein *Brenner*-Aufsatz ist in mehrfacher Hinsicht von Bedeutung: Erstens hat Ficker mit dem ersten *Brenner* nach der Publikations-Zwangspause durch das NS-Regime missionarische Absichten verfolgt, vor allem

unter den Katholiken Deutschlands: er möchte mit ihm nicht zuletzt jenen, „die mit ihrem erschütterten Gewissen noch außerhalb der Kirche stehen“, die „ganze Weite des katholischen Geisteshorizonts“ erschließen¹³⁷, hofft auf eine Öffnung gegenüber allem, „was von der Wirklichkeit Christi tiefer berührt und ergriffen ist“¹³⁸, rechnet mit einer Wirkung des „endzeitlichen Aspekt[s]“ dieses *Brenner*-Bands¹³⁹, betont dessen von der Vorsehung bestimmte „Aufgeschlossenheit“ und sieht ihn (besonders durch den letzten der 5 Beiträge Schliers, *Der Tag des Herrn*) als „Trostquell“;¹⁴⁰ Zangerle selbst fasst seinen Beitrag als „Baustein für das Reich Gottes“ auf.¹⁴¹ Dazu kommt, dass der *Brenner* in einer Auflage erscheint, die alles Bisherige weit übersteigt (10.000 Exemplare) und auch in Zukunft nicht annähernd erreicht wird; Ficker sieht das als „Experiment“ an.¹⁴² Zweitens ist Zangerles Aufsatz – wie Alfred Doppler darlegt – das Ergebnis intensiver Gespräche zwischen Ficker und Zangerle mit Trakl „als Unterpfand für die ästhetische Konzeption des späten ‚Brenner‘“, steht gemäß dem Kompositionsprinzip des Herausgebers in enger Verbindung mit den eingangs zur Erinnerung zitierten Gedichten Trakls und konkretisiert die Vorstellung vom Dichter als Offenbarer der verborgenen Heilsgeschichte durch die in direktem Anschluss an Ficker vorgenommene Deutung von Trakls Gedichten.¹⁴³ Zangerle hat sich an dem von Ficker sehr geschätzten Trakl-Essay Emil Barths (worin Trakls Dichtung auf die Erbsünde zurückgeführt und ihre Melancholie als Schwermut des Christen charakterisiert wird)¹⁴⁴ orientiert. Drittens ist der Aufsatz der weitaus umfangreichste Beitrag im späten *Brenner* (fast 90 Seiten) und erscheint auch in Buchform, im katholischen Verlag Herder.¹⁴⁵ Viertens hat Ficker Zangerle 1946 als seinen Nachfolger als *Brenner*-Herausgeber vorgesehen.¹⁴⁶

Die Rezeption dieses *Brenner*-Bands bestätigt die Bedeutung von Zangerles Aufsatz: In einer im *Silberboot* und in der *Fähre* erschienenen Rezension gilt er als „Höhepunkt und Mittelpunkt“ des Bands, als Arbeit, die den – als Covertext gedruckten – Anspruch des *Brenner* erfülle, „allen, denen das Heil der abendländischen Menschheit als brennende Sorge von morgen vor Augen steht, im Bildraum einer Geistesgegenwart den Horizont einer neuen Zuversicht zu erschließen“.¹⁴⁷ In einer Rezension der *Austria* wird dieser Aufsatz besonders hervorgehoben, als Traktat, der „die klare Seinsschau der *philosophia perennis*, und zwar intuitiv wie diskursiv, mit dem reformatorischen Ernst der neuen gläubigen Inbrunst“ verbinde.¹⁴⁸ Leo Gabriel, der sich damals im Fach Philosophie habilitierte, setzt sich in seiner in der *Furche* erschienenen Stellungnahme zum neuen *Brenner*, dem er „esoterische Geistigkeit“ und eine gegen die Logik gerichtete „Logosmystik“ vorwirft, nicht zuletzt mit Äußerungen Zangerles auseinander.¹⁴⁹ (Diese Kritik fasste Ficker als Versuch „reaktionäre[r] Kreise“ auf, den *Brenner* „vor der katholischen Öffentlichkeit auf die verschlagenste Art zu diskreditieren“.)¹⁵⁰

Es geht in diesem Aufsatz – wie der Titel schon sagt – um nichts weniger als die „Bestimmung des Dichters“. Zangerle dekretiert Folgendes: in jeder großen Dichtung wird offen oder heimlich „die Erinnerung an den reinen Ursprung, an das verlorene Paradies beschworen“; wenn ein Dichter nicht an Gott glaubt, stirbt er an „geistiger Atemnot“; wenn der Dichter seine Bestimmung erfüllt, „muß er, ob er will oder nicht, vor allem für die Schöpfermacht Gottes Zeugnis ablegen“; ein Dichter der

Erlösung ist jener, „dessen Dichtung die Wirklichkeit als ein Nicht-mehr [Paradies] und Noch-nicht [neues Reich Gottes] erkennen läßt“ und dem schon „die Ahnung einer Auferstehung“ dämmert; das natürliche Prophetentum und die quasi-mystische Gabe des Dichters finden „erst in der Welt des Christlichen ihre höchste Erfüllung“; alle echte, große, tiefe Dichtung ist katholisch; die Bestimmung des christlichen Dichters ist es, „Christus überall sehen zu müssen“ und das geheimnisvolle Dunkel des nahenden Reichs Gottes „den sehnsüchtig Harrenden aufzuhellen“; der Dichter „schließt uns den Sinn des Heilsgeschehens auf, das sich im Nacheinander von Schöpfung, Erlösung und Verklärung entfaltet“; der Dichter kann „die Bekehrung des Intellektuellen zum Spirituellen“ vorbereiten; Gott hat den Dichter geschaffen, damit er ihn „verherrliche“, seine ewige Bestimmung ist: „er trägt die Erde in den Himmel hinein“.¹⁵¹ (Ob Zangerle damit den christlichen Dichter Werner Bergengruen überbieten wollte, der in seinem Vortrag bei den Alpacher Hochschulwochen vom 28. August 1945 die Aufgabe der Dichtung in der „Schließung der Kluft zwischen dem Himmel und der Erde“ gesehen hat¹⁵², soll hier offenbleiben.)

Zangerle ist der Auffassung, zwar müsse der Dichter das Böse als „Quasi-Wirkliches“ nachbilden, „soweit es für die dichterische Verwirklichung der ihm im Bild verschlossen übergebenen Idee notwendig“ sei, aber dort, wo das Böse durch Sprachmagie „eine Wirklichkeit gewinnt, die jener des Guten zum Verwechseln ähnlich sieht“, wo der Dichter das Böse „mit einem verführerischen Glanz“ ausstattet, geschehe dasselbe, was „die Häresie im Bereiche der geoffenbarten Wahrheit“ mache.¹⁵³

Das Element des Magischen ist mit der Entwicklung der modernen Dichtung unlösbar verbunden. *Coleridge, Shelley, Rimbaud, George, Rilke, Valéry* sind Magier der Sprache. *Ernst Jünger* und *Franz Kafka* sind insofern miteinander verwandt, als sie beide durch realistisch erscheinende Ausdrucksmittel magische Wirkung anstreben. *Rudolf Kassner* glaubte Rilke gerade um seines Magischen willen als Abkömmling einer archaischen, vorchristlichen Welt erklären zu dürfen.

Dass Zangerle eine Untersuchung fordert, ab wann „im deutschen Sprachbereich das Wort, aus der Geisteszucht der Kirche entlassen, zum geistigen Betäubungsmittel depraviert wurde“, bleibe hier beiseite. Von Belang ist, dass er der Magie die Faszination des Bösen anlastet und Rilke und Kafka zu den (Sprach-)Magiern rechnet, aber Trakl nicht. Damit wird eine Charakterisierung unterdrückt, die weit zurück reicht: Trakls Art habe ihn immer tiefer „in ihren dämonisch-magisch-heiligen Bann“ gezogen, Trakl halte „magisch mystisch“ die scheinbar heterogensten Elemente zusammen, „in den Gedichten die einzelnen Momente, im Leben die Menschen, den ‚Brenner‘kreis“, notiert Karl Röck in sein Tagebuch¹⁵⁴, und Ludwig Ullmann erkennt in Trakls Gedichten „die tiefe Gewalt seiner magischen Gefühle“, wie er in seiner Besprechung der Anthologie *Salzburg* schreibt.¹⁵⁵ Das bewusste Herstellen einer Offenheit zwischen den Positionen in einem Gedicht ist als magisch bezeichnet worden.¹⁵⁶ Man kann in Trakl (der keinerlei Einblick in seine poetische Werkstatt gestattet hat) durchaus einen Sprachmagier sehen,

einen Dichter, der die faszinierende Wirkung ‚dunkler‘ Dichtung angestrebt und mit verschiedenen Mitteln Verfremdung erzielt hat.¹⁵⁷

Für Zangerle scheiden sich die Dichter an der Erlösung: Die einen lieferten den Beweis für die Bedürftigkeit des Menschen, „von einer außerweltlichen, übermenschlichen Macht erlöst zu werden“, für sie seien „Welt und Mensch bereits durch den Opfertod Christi erlöst und doch erst auf dem Wege zur vollen Erlösung“, der „Verklärung“. Die anderen flüchteten vor ihrer Verzweiflung in die dichterische Produktion: Rilke begreife „den verlorenen Zustand des Menschen nicht als Sünde, sondern als Schmerz“. Schon in *Malte Laurids Brigge* habe er versucht, den Tod als Aufgabe des Menschen zu verstehen. Diese „Vergegenwärtigung des Todes“ in der Dichtung führe jedoch zur „Entwirklichung des Todes“ im Leben, sein unerbittlicher Ernst verflüchtige sich in „die Unverbindlichkeit des Ästhetischen“. In seinem Spätwerk versuche Rilke die dichterische und menschliche Existenz als „positiver homo irreligiösus“ zu retten, indem er das Dasein seines Wirklichkeitscharakters entkleide und zu einem „dichterischen Mythos“ erhebe; dem Tod werde das Richterlich-Entscheidende genommen. (Als Konsequenz Rilkes gilt übrigens – bei seiner einzigen Erwähnung im *Brenner* – Bertolt Brecht: der „homo irreligiösus“, der den „Mythos als Religionsersatz“ entlarve.) Der „moderne Orphiker“ Rilke habe sich die Schwermut als Genussmittel aus dem Dasein destilliert, was umso furchtbarer wirke, als seine Art zu empfinden „christlich geprägt“ sei und sein Dichten eine „Begabung für das Mystische“ zeige. Die *Sonette an Orpheus* und die *Duineser Elegien* wollten „als Stiftung einer esoterischen weltlichen Kirche verstanden wissen“.¹⁵⁸

Diesem Dichter stellt Zangerle Trakl gegenüber. Von seiner Trakl-Deutung sollen hier nur ein paar Aspekte aufgezeigt werden: Die „Todesdichtung“ Trakls „mit ihrer Betonung der Verweslichkeit“ habe Zeugnis dafür abgelegt, dass der Mensch durch die Erbsünde gefallen und deswegen der Tod in die Welt gekommen sei.¹⁵⁹ (Zangerle schenkt der Erbsünde nicht nur als einem wesentlichen Bestandteil der christlichen Doktrin große Beachtung, sondern sieht in ihr sogar den Anlass für die frevelhafte Emanzipation des Menschen: dessen Hybris, „von sich aus die Folgen der Erbsünde überwinden“ zu wollen, zeige sich etwa im Plan einer künstlichen Weltsprache.)¹⁶⁰ Trakl, der das Leben „nur als eine Einübung im Sterben“ betrachtet habe, nehme dem Tod nichts von seinem Grauen: „Die Melancholie ist bei ihm, weil christlichen Ursprungs, deutlich unterschieden von der Rimbauds, die der Ausdruck ist einer auch durch dichterische Gnosis nicht zu gewinnenden haltbaren Verbindung mit dem ‚Unzerstörbaren‘ (*Kafka*).“ Die Schwermut sei die „Anfechtung des Christen“, dem „als Unterpfand der Hoffnung“ die Freude geschenkt werde. Trakls Dichtung könnte man als „Karfreitagsdichtung“ bezeichnen, aber in ihr lebe „unzerstörbar die Hoffnung auf die Auferstehung“. Trakl habe „die Worte aus dem Schoße des Seins“ geholt: „Urdinge und Urgeschehen werden in Urbildern und Urlauten gespiegelt, die von Urworten umgriffen werden. Sie erst wecken in dem Hörenden und Nachsprechenden durch das Medium des Gefühls hindurch eine Welt der Bilder und Töne, die sonst nur der Traum aus der Tiefe der Seele heraufholt.“¹⁶¹ Dieser Passage fügte Ficker – wie aus der Druckvorlage von

Zangerles Beitrag ersichtlich wird¹⁶² – folgende Aussage hinzu: „So gesehen ist Trakl, verglichen mit Rilke und Kafka, der weitaus ursprünglichere Dichter.“ Offensichtlich war es ihm ein Anliegen, dass Trakl als Brücke zum ‚Ursprung‘ gesehen wird.

Zangerle ist der Auffassung, Trakls Dichtung sei „in ihrem Daseinsverständnis wie in der Gebrochenheit ihrer Form genuin christlich“, aber ihre Christlichkeit teile sich „dem Leser und Hörer nur indirekt“ mit. Ihr entgegengesetzt sei die Dichtung des „Widerchristen“ Rilke. Der Unterschied werde am Verhalten dem Tod gegenüber deutlich.¹⁶³

Rilke hat die dichterische Illusion des „Weltinnenraums“ als der Einheit, zu der ihm Leben und Tod verschmolzen war, bis zum Tode durchgehalten. Der Arzt durfte das Wunderbare, als das dem Dichter seine Todeskrankheit erschien, nicht durch ein schlichtes Beim-Namen-Nennen zerstören. Trakl stirbt, geistig völlig klar und bewußt, in einer Irrenhauszelle [...], der Dichter, als der einzige, der das Elend einer wahnsinnig gewordenen Welt aus einer Urschuld kommen sah, des Wahnsinns verdächtigt [...]. Trakl hat der Wirklichkeit des ihm verhängten Todes als ein echt Unterliegender standgehalten. Im Geschehen seines Todes enthüllt sich der symbolische Charakter der Existenz dieses Dichters, der ein Geopferter war und der es wußte.

Zangerle rechnet Kafka mit Rilke und Trakl zu jenen exemplarischen Gestalten, „deren Dichtung über die Grenzen des Dichterischen hinausdeutet und auf den Urstand des Menschen zurückweist“. Die bei ihm in „dichterische Unmittelbarkeit“ umgesetzte Reflexion diene „der Enträtselung der ‚Schuld‘, der Wiedergewinnung der ‚Gnade‘“ und sei „Ausdruck der Besorgnis um das religiöse Heil“. Kafka bediene sich zur Darstellung irrealer Geschehnisse einer Sprache, die realistisch scheine und doch „in jedem Wort mit kaum zu erratendem Sinn geladen“ sei; das Ausgesagte habe „nur in einem höheren Sinne als wahr zu gelten“. Für den Menschen sei die ‚andere Welt‘ noch eher zu begreifen, wenn sie „im Gewande des Traums“ erscheine. Im Traum gebe Gott dem „erwachenden Menschen“ seinen Willen zu erkennen und offenbare sich die „wahre Situation des Menschen“ – könne doch eine „spirituelle Traumexegese“ mehr enthüllen als die Psychoanalyse.¹⁶⁴

Bereits vorher hat Zangerle den Traum als poetisches Darstellungsmittel beschrieben: Damit der „Sehende“ die „wahrere Wirklichkeit“ – den „Kampf zwischen dem Reiche Gottes und dem Reiche Satans“ in der Geschichte und im Menschenherzen – für die Menschen sichtbar machen könne, müsse er dem „von ihm erfahrenen Wirklichen“ die Gestalt des Traums geben, um es von dem dem Menschen fassbaren Wirklichen abheben und darstellen zu können. Diese „Art Traumbegnadung im visionär erhellten Zwischenreich eines ‚undeutlich Wirklichen, aber deutlich Wirksamen‘“ sei Schliers *Chorónoz*.¹⁶⁵

Kafka gehört für Zangerle zu den Dichtern, die erfahren haben, dass die Wirklichkeit einen „doppelten Boden“ habe, was dichterisch nur durch den Traum zu bewältigen sei.¹⁶⁶

Von da her rührt das Traumhafte seiner Romane, Erzählungen und Parabeln. Die Urtatsache seines Gefallenseins wird dem Menschen nur mehr in der Beängstigung eines bösen Traumes, als welcher ihm die Wirklichkeit erscheint, von ferne bewußt. Das „Magische“ als das Zaubermittel, durch welches der überbewußte Intellektuelle ins Unbewußte eingehen, aber der Erkenntnis der Wahrheit ausweichen möchte, ist von Kafka nicht in erster Linie intendiert, obwohl sich der Leser der magischen Wirkung seiner Sprache nur schwer zu entziehen vermag. Der Zugang zum Werke Kafkas wird aber endgültig durch ein Mißverständnis des Inhaltlichen erschwert, indem vor allem die Romane „Der Prozeß“ und „Das Schloß“ den Kategorien eines modischen Existenzialismus eingeordnet und somit als Ausdruck einer objektiven Verzweiflung gewertet werden.

Den Grund für Kafkas testamentarische Verfügung der Vernichtung seines literarischen Nachlasses sieht Zangerle darin, dass ihm seine dichterische Produktion „als Fehldeutung des menschlichen Daseins“ erschienen sei. Dass Kafka der Konsequenz des Selbstmords „durch die Gestaltung der absoluten Ausweglosigkeit“ ausgewichen sei, verleihe seinem Werk „den Charakter einer letzten Fragwürdigkeit“. Der Mensch sei nach Kafka „absolut schuldig“, und seine Versuche, „sich vor dem unerkennbar bleibenden göttlichen Gericht zu rechtfertigen“, machten ihn nur noch strafwürdiger. Der Tod werde als Strafe jedes Einzelnen begriffen, weil sich der Mensch „in einem Zustand totaler Selbstentfremdung“ nicht mehr an Gott erinnern könne. Da ihm „jede Freiheit der Entscheidung von vornherein aberkannt“ sei, verbleibe ihm „dem Vätergott gegenüber, der sich als unerbittlicher Richter und Rächer zu erkennen gibt, als einzige menschenmögliche Reaktion nur mehr das Gefühl einer namenlosen Angst“. Erst im Vollzug der Strafe erfahre er „den Namen seiner Schuld, die mit seiner persönlichen Existenz identisch ist“, Sterben werde „zum negativen Ausdruck der Gnade“.¹⁶⁷

Es sei eine Fügung, dass sich dem Juden Kafka beim Versuch religiöser Emanzipation Kierkegaard, der „den Protestantismus lutherischer Provenienz zu Ende gedacht“ habe, als Führer angeboten habe; nur ein Jude habe die in dessen Konsequenz liegende „Dämonisierung der Gottesvorstellung“ so weit treiben können:¹⁶⁸

In seinem Werk ist der Sündenfall als so allgemein und unwiderruflich dargestellt, daß das menschliche Dasein einer existenziellen Gottesleugnung gleichkommt. Die Angst ist so alldurchdringend geworden, daß sie als Mangel an Liebe erkennbar wird. So tief beschattet die Schwermut jede Lebensregung, daß sie auf eine Leugnung des beseligenden Ereignisses der Auferstehung hinausläuft.

Nur ein „religiös autochthoner Jude“ habe „die Tatsache der vollzogenen Erlösung“ so radikal aus der gefallenen Schöpfung „wegzudenken und wegzudichten“ vermocht. Kafka repräsentiere die religiöse Situation des Judentums, „das nicht mehr auf einen Erlöser wartet, sondern dem sein Herr und Gott sich für immer im Gesetz verhüllt hat“. Der Versuch, „die selbstgezugene Mauer der Einsamkeit zu Gott hin zu durchbrechen“, erscheine uns heute „nach dem furchtbaren Gericht, das über das jüdische Volk gekommen ist, als dessen prophetische Vorwegnahme“. Kafka baue „aus dem Dunkel der menschlichen Existenz kraft seines Dichtertums eine Wand gegen die Erlösung“ auf:¹⁶⁹

Gott ist nicht mehr erschienen, Gott redet auch nicht mehr zu den Menschen, das Gesetz als die Weise der vor Urzeiten geschehenen Offenbarung ist nicht mehr verständlich. Nur als unbegreiflich Fehlender, aus den Folgen eines sonst nicht erklärbaren Verlustes wird Gott geahnt. Kafkas Weg ist Flucht in ein vorchristliches, aber theonomes Dasein.

Kafka sei – so Zangerle – „ein homo religiosus, der die anima naturaliter christiana leugnet“, er bleibe im Raum zwischen der „Uroffenbarung“ und der „Offenbarung Gottes“ in seinem Sohn Jesus Christus stehen, seine Welt sei die der „Vorhölle“, er repräsentiere „die jüdische Form des Dichters und seines Daseinsverständnisses“. Rilke suche sich selbst zu erlösen, indem er „Gott in sich zum Dasein“ ver helfe und „als höchste Steigerung menschlicher Autonomie seine Dichterschöpfung als Wirklichkeit“ aus gebe. Trakl hingegen sei ein „Dichter der Erlösung“ geworden, wenn sie auch gemäß der lutherischen Erbsündenlehre „erst im Augenblick des Todes und nach dem Weltgericht wirksam“ werde.¹⁷⁰

Zangerles Kafka-Deutung ist in aufschlussreicher Weise rezipiert worden. Alfred Eichholz, der als Jude vor dem NS-Regime fliehen musste, meint in einem Brief an Ficker, im Aufsatz Zangerles werde Kafka zuviel Bedeutung beigemessen, weil er „für keinerlei wesentlichen Bestandteil des Judentums“ repräsentativ sei.¹⁷¹ Hingegen lehnt Kraft, auch er als Jude aus Deutschland emigriert, Zangerles „christliche Deutung“ von Kafka dezidiert ab.¹⁷² Ihm entgegnet Ficker, ihn überrasche die „Abwehrstellung“, die jüdische Intellektuelle – wenn auch vermutlich religiös indifferente – seit kurzem gegen die Kafka von Christen zuerkannte „Relevanz der religiösen Einschätzung“ bezögen.¹⁷³ Jahre später zieht Alfred Focke, Jesuitenpater und Literaturwissenschaftler, Zangerles Deutung beim Vergleich Kafka/Trakl heran: Kafka gehöre wie Trakl zu jenen Autoren, deren Dichtung „über die Grenze des Dichterischen hinausdeutet und den Menschen in einen Ur-Stand zurückverweist (Zangerle)“.¹⁷⁴ Das stellt allerdings eine verschärfende Änderung gegenüber der oben zitierten Aussage Zangerles dar. (Übrigens erhielt Focke, der sich mit der Frage nach einer näheren Beziehung Trakls zu Kafka an Ficker gewandt hatte, von diesem zur Antwort, Trakl habe wohl durch die Belastung seiner Visionen und Bedrängnisse keinen Anlass gehabt, sich „über Kafka den Kopf zu zerbrechen“.¹⁷⁵ Schon früher hatte Ficker einer Trakl-Dissertantin mitgeteilt, Trakl habe zwar Heym

und Lasker-Schüler geschätzt, aber er sei zu sehr der Gestaltung seiner eigenen Gesichte nachgehängt, als dass ihm der Expressionismus hätte zusagen können.¹⁷⁶⁾

Auch der Vergleich Kafka/Schlier hatte ein Nachspiel. In einem Brief an Hans Paeschke, den Herausgeber des *Merkur*, brachte Ficker 1953 Schlier mit Kafka in einen Zusammenhang: als Kafka in das „Gesichtsfeld zeitgenössischer Bewunderung“ gerückt sei, sei *Chorónoz* wie alles, dem der *Brenner* zum Durchbruch verholfen habe, unbeachtet oder unverstanden geblieben.¹⁷⁷ Als jedoch Max Picard die religiöse Intention des in einer Neubearbeitung herausgekommenen Buchs von Schlier¹⁷⁸ mit Kafkas Werk in Verbindung brachte, sie allerdings als „Abfall in die ‚Bigotterie‘“ kritisierte, wodurch sich Schlier „um die Möglichkeit gebracht habe“, diese „dichterische Erleuchtungsmitgift“ fruchtbar zu machen, versicherte ihr Ficker, zwar spüre Picard, „was an unvergleichlicher Überhöhung dichterischer Ausdrucksmittel in der Transparenz von ‚Chorónoz‘ durchgebrochen“ sei in einen „Ahnungsbereich“, den Kafka „wie einen unheimlichen Weltinnenraum sehr suggestiv“ abtaste, aber er, Picard, übersehe „das *einmalig Seherische*, das unwiederholbar zeitfällig Inspirierte“ ihrer Traumdichtungen; in seinem künstlerischen Urteil weite sich ihm nichts „zu wahrer religiöser Ergriffenheit“.¹⁷⁹ – Schon beim erstmaligen Erscheinen von *Chorónoz* hatte Ficker das Urteil zur Kenntnis nehmen müssen, der Wert von Schliers Traumbildern „zur *Darstellung* einer dahinterliegenden Wirklichkeit“ sei unzureichend, es mangle ihnen an der Durchdringung der Charaktere, „bewußte Gesuchtheiten“ höben den Eindruck des „Ungewollten“ der ursprünglichen Intuitionen auf, während Kafka im *Proceß* eine „künstlerisch ausgezeichnete Idee“ verwendet habe, indem er *einen* Traum mit der Fiktion durchgestaltet habe, „er sei wirklich und trage sich als Handlung in einer Thatsachenwelt zu“.¹⁸⁰

Resümee

Bei seiner Untersuchung des Bilds vom Dichter im späten *Brenner* gelangt Doppler zur Erkenntnis, dass Sprache und Dichtung wieder „in Analogie zum Logos der Bibel gesetzt und darüber hinaus der Lehrmeinung der katholischen Kirche inkorporiert“ worden seien, dass sich der *Brenner* seine publizistischen Handlungsmöglichkeiten selbst beschnitten habe, indem entgegen den Forderungen Zangerles im ästhetischen Bereich „einer buchstabengetreuen Erfüllung einer vorhergesagten apokalyptischen Dichtung breiter Raum gegeben“ worden sei, nämlich Schliers Bibel-Paraphrasen eines endzeitlichen Geschehens. (Schlier war schon seit 1926 die Hauptmitarbeiterin des *Brenner*.) Das verweise auf Positionen des *Brenner*, die von Zangerle zusammenfassend artikuliert worden seien: „die Beunruhigung durch die Psychoanalyse und die Abwertung des Intellektuellen, dem Seelenlosigkeit und Überheblichkeit nachgesagt werden“. Das Fehlen eines Dichters vom Rang Trakls und eine der Gegenwart nicht mehr adäquate Haltung hätten – so Doppler – dazu beigetragen, dass der „groß gedachte Entwurf einer christlichen Ästhetik“ von einer neuen „Restaurations- und Säkularisierungswelle“ überspült worden sei.¹⁸¹ Auch Methlagl räumt ein, Zangerle

habe im Einverständnis mit Ficker versucht, „die Dichtung zu resakralisieren und auf diese Art [...] die Säkularisierung auf dem Gebiete der Kultur rückgängig zu machen“.¹⁸²

Doppler macht auch auf Tendenzen des späten *Brenner* aufmerksam, die man als regressiv bezeichnen muss, auch wenn sie mit den Regressionswünschen nach Lust, Traum und Rausch expressionistischer Autoren wie Benn¹⁸³ nichts zu tun haben: schon die Überschrift des Kapitels *Das verlorene Paradies und der Dichter* erinnere an die Überzeugung Johann Georg Hamanns und Johann Gottfried Herders von der Ursprache des Menschen in der Bibel, die auf das verlorene Paradies verweise und deren Abglanz die Poesie sei – womit Autoren des 18. Jahrhunderts als geistige Ahnen von Zangerles Aufsatz ausgemacht sind; die im gesamten *Brenner*-Band von 1946 angestrebte Resakralisierung gründe auf der Deutung des Zweiten Weltkriegs als Wirksamwerden des Antichrist – womit ein Rekurs auf die Vorstellung vom Antichrist in der Bibel oder auf deren Wiederbelebung im Mittelalter eruiert ist.¹⁸⁴ (Man denke nur an Zangerles Charakterisierung dieses Kriegs als „Generalprobe des Antichrist“ oder „Erscheinung Satans“ und an seine Auffassung, das nach Kriegsende enthüllte ‚Paradies‘, das „der autonome Mensch des aufklärerisch-atheistischen Zeitalters“ habe errichten wollen, ähnele der Hölle;¹⁸⁵ oder man lese seine Briefe an Ficker aus jener Zeit.¹⁸⁶ Auch Fickers Stellungnahmen zum NS-Regime und zum Krieg sind ahistorisch, sie erfolgen unter Ausklammerung politischer Faktoren.) Schon in einer zeitgenössischen Rezension der Buchausgabe von *Die Bestimmung des Dichters* wurde Zangerle vorgehalten, er sitze „mit naiver Arroganz im Rate Gottes“ und mache „die gesamte Neuzeit von Renaissance und Reformation bis zu Aufklärung und Romantik indirekt verantwortlich für die nationalsozialistische Häresie“.¹⁸⁷

In seiner Dissertation über die Kanonisierung christlicher Literatur nach dem Zweiten Weltkrieg gelangt Dietrich Schlüter zum Schluss, Zangerles katholisch geprägte Erörterungen seien eine „Legitimation christlichen Interpretierens“: „Was dem Werk interpretativ zugeschrieben war, wurde als dessen ontologische Qualität gedeutet – und dogmatisch qualifiziert.“ Der Akt des Aneignens werde besonders im Abschnitt über Trakls Lyrik deutlich. Phänomene des Literarischen dienten nur „als Beleg für die sich darin manifestierende Weltanschauung“, womit sich auch Zangerles „Unverständnis moderner Darstellungsformen“ erkläre.¹⁸⁸ (Zangerle selbst sieht seinen Aufsatz rückblickend als „Versuch einer Poetologie aus dem Glauben“).¹⁸⁹ Mit seiner Kafka-Deutung stellt sich Zangerle in die Tradition der christlichen Kafka-Exegese, bei der es nicht zuletzt um die Frage geht, „ob in Kafkas Werk „von einer negativen oder einer positiven Theodizee die Rede ist: sind letztendlich Erlösung, Gnade, Rettung, als Möglichkeit in den Werken mitgesetzt oder nicht?“¹⁹⁰

Ich möchte einen Schritt weiter als Doppler gehen, der in Trakl das Vorbild für die Bestimmung des Dichters im späten *Brenner* sieht: nicht Trakl, sondern die – von Zangerle weiter verengte – christliche Trakl-Deutung Fickers. Zangerle war es jedenfalls ein Anliegen, seine Ausführungen nicht auf die *Brenner*-Leser zu beschränken, sondern auch in auflagenstarken Publikationsorganen wie der *Presse* gewissermaßen als Quintessenz seines Aufsatzes Trakls Leben und Werk als Imitatio Christi darzustellen

(Trakl sei ein stellvertretend Leidender und Geopferter, ein Dichter des metaphysischen Schmerzes und der Auferstehungszuversicht, sein Werk sei eine Karfreitagsdichtung vor einer dem Bösen ausgelieferten Welt) und die Schuld am Zweiten Weltkrieg auf ‚das Böse‘ zurückzuführen (alles Leid der Welt habe seinen Ursprung in einer Urschuld, im Bösen, das nur demütige Liebe entwaffnen könne).¹⁹¹ Ähnliches publizierte er im *Rheinischen Merkur* und in der *Tiroler Tageszeitung*.¹⁹² Außerdem plante Zangerle 1946, einen Aufsatz über Trakl in *Wort und Wahrheit* unterzubringen¹⁹³, einer katholischen *Monatsschrift für Religion und Kultur*, die ihr Erscheinen im April dieses Jahres mit Trakls Gedicht *Menschheit* eröffnet hatte.

Zangerles Deutung wurde von Zechmeister aufgegriffen, der im *Turm* vom „mystische[n] Christuslos“ Trakls spricht, indem er den Tod als Christ auf sich genommen und nach dem „ihm zugemessenen Kreuze“ gegriffen habe.¹⁹⁴ Ficker, der in einem Brief an Zechmeister von 1946 betont, Trakls „christliche Haltung“ habe seinem „Seherblick“ die Orientierung verliehen¹⁹⁵, schließt seinen letzten Beitrag in der Zeitschrift 1954 mit einem Rückblick auf die Entstehung des ihm gewidmeten Gedichts *Gesang einer gefangenen Amsel*: es habe sich an „das erhöhte Kreuz“ geheftet, das Verspaar „Strahlender Arme Erbarmen / Umfängt ein brechendes Herz“ habe mit „Wahrheit in göttlich erschlossenem Verstande“ zu tun.¹⁹⁶

Sigurd Paul Scheichl hat die Entwicklung des *Brenner* treffend charakterisiert: von einer „kulturkritisch orientierten literarischen“ Zeitschrift (mit einer religiösen Dimension) zu einer „christlichen und schließlich betont kirchlichen“ Zeitschrift, „die in ihrer kulturkritischen Phase trotz Dallagos anarchischem Individualismus eher konservativen Leitbildern gefolgt war, in ihrer kirchlichen Phase dagegen ausgesprochen antitraditionalistische Positionen vertrat“.¹⁹⁷ (Den „Wurzelgrund“ des *Brenner* hat schon Zangerle als einen „religiöse[n]“ bezeichnet.)¹⁹⁸ Peter Sprengel sieht den *Brenner* „durch eine Mischung von wertkonservativer (später zunehmend kirchlich-katholischer) Orientierung und jedenfalls partieller Aufgeschlossenheit gegenüber der expressionistischen Moderne“ geprägt.¹⁹⁹

Man wird dieser Zeitschrift und den Intentionen ihres Herausgebers nicht gerecht, wenn man sich nicht mit der Haltung zur Moderne im *Brenner* differenziert auseinandersetzt – sowohl mit dem geringen Interesse an der Moderne in seiner frühen Phase als auch mit der weitgehenden Ablehnung der Moderne in seiner mittleren und späten Phase. Im (veröffentlichten) Briefwechsel Fickers aus der Zeit des frühen *Brenner* ist mit einer Ausnahme keinerlei Interesse Fickers an der Moderne zu erkennen, ja es scheint die Moderne sowohl in gesellschaftlich-politischer Hinsicht (Urbanisierung, Industrialisierung, Rationalisierung, Demokratisierung u.a.) als auch in ihrer literarischen Gestaltung fast spurlos an ihm vorübergegangen zu sein. Diese Ausnahme ist eine Bemerkung Fickers aus dem Jahre 1909, die sich auf einen Artikel im *Föhn* bezieht: „Was soll das heißen, daß Bahr mit der ‚Moderne‘ den ‚Naturalismus‘ überwand?! Der Naturalismus ist doch im Gegentheil die große Revolution, die die Moderne begründet hat. Und was hat Bahr damit zu schaffen gehabt?“²⁰⁰ (Im *Brenner* beschäftigt man sich jedoch auch mit dem Naturalismus nur am Rande.) Bezeichnend ist, dass der

Nietzscheaner Dallago in seinen Beiträgen zu Nietzsche nie dessen Auseinandersetzung mit der Moderne bzw. den „modernen Ideen“ aufgreift.

Diese Haltung zeigt sich schon im Ziel, das Ficker mit seiner Zeitschrift angestrebt hat: Nach dem von Dallago stammenden Geleitwort im ersten *Brenner*-Heft solle dieses Unternehmen „die Begriffe: Kultur, Kunst, Dichtung lebendig und fruchtbar“ erhalten, es bedeute „ein Unterbringen der menschlichen Natur – ein Unterbringen von Menschentum“.²⁰¹ Dieses Ziel war noch Jahre später gültig: der *Brenner* befürwortete „Offenbarungen eines reinen Menschentums“.²⁰² Der ‚neue Mensch‘, wie er im frühen *Brenner* propagiert wird, ist nicht der expressionistische, das Mitglied einer Gemeinschaft, sondern der außerhalb der Gesellschaft stehende, naturbelassene „reine Mensch“, der „reine Mensch“ der Vorzeit als Vorbild Laotsees oder der sich im Leben Christi wiederfindende „reine Mensch“. Ficker ging es mit seiner Zeitschrift vor allem um den „Persönlichkeitsgehalt“, während er literarische Unzulänglichkeiten – etwa bei Dallago – in Kauf nahm.²⁰³ Dies zeigt sich auch in seinem Urteil über die Mitarbeiter des *Ruf*, die Vertreter der Avantgarde in Österreich par excellence: sie seien „Nerven-, Heroiker“ und „Vollampf-Hysteriker“, ihre Hingabe an das Leben sei eine „besinnungslose Schweinerei“.²⁰⁴

Mit der Ausrichtung seiner Zeitschrift auf das Menschentum schlechthin konnte Ficker nicht nur vereinbaren, Trakl als Dichter groß herauszubringen, sondern auch, Texte anderer Autoren der Moderne bzw. des Expressionismus zu veröffentlichen. Das bedeutet freilich noch lange nicht eine Auseinandersetzung mit der Moderne oder gar eine diskursive Anerkennung von Texten bzw. Programmen der literarischen Moderne.

Ein zentraler Begriff des *Brenner* ist der ‚Geist der Sprache‘. Ficker äußert die Auffassung, im Gegensatz zu anderen Satirikern empfangen Kraus’ Gedankenwelt in ihren witzigsten Auslassungen wie in ihren visionärsten Gestaltungen ihre „Leucht- und Ueberzeugungskraft“ so sehr vom „Geist der Sprache“, dass sie ebenso wenig übersetzbar sei wie sein Stil, der den Lebensnerv dieser Sprache so bloßlege, dass jedem Wort der Ursprung nachklinge; es sei eine Gabe oder besser gesagt ein Verhängnis, „gleichsam den Geist der Sprache für sich denken zu lassen“.²⁰⁵ Ficker bewunderte an Kraus, dass bei ihm die Sprache „reinsten Ausdruck“ des ihr eingeborenen „eigenfremden Wortwesens“ sei, „Zeugnis dieser Eingeburt, vom Ursprung her“.²⁰⁶ Neugebauer erkennt im Werk Däublers eine Neuschöpfung aus dem „Geiste der Sprache“.²⁰⁷ Für Ebner hat der Mensch das von Gott erhaltene Wort an den „Geist der Lüge“ verraten, der es verdorben habe, „um sich seiner zur Vernichtung aller Menschlichkeit zu bedienen“.²⁰⁸ Hinter diesen Äußerungen steht die Vorstellung von einer gottgegebenen, eigengesetzlichen, dem ‚Ursprung‘ angehörenden Sprache, die von den Menschen gepflegt werden soll und von Auserwählten offenbart werden kann, aber nicht den sich wandelnden Bedürfnissen der Menschen entsprechend verändert (also ‚unverantwortlich gebraucht‘ oder ‚verdorben‘) werden darf – eine Vorstellung, die man gewiss nicht mit der Moderne in Verbindung bringt. Wie man umgekehrt die Vorstellung von der Autonomie der Kunst gegenüber der Religion – ein Kennzeichen der Moderne – im mittleren und späten *Brenner* vermisst.

Differenziert auseinandersetzen sollte man sich freilich auch mit der Frage, wie die soziokulturelle Lage und die Literatur im damaligen Tirol beschaffen gewesen sein müssen, dass es zum Urteil kommen konnte, der *Brenner* weise Charakteristika der modernsten Modernen auf. Das würde wohl zur Rekonstruktion einer „borniert restaurativen Gesellschaft und Literaturlandschaft“²⁰⁹ führen. Man kann sagen, dass die Gründung des *Brenner* bzw. die Tätigkeit des *Brenner*-Kreises bis zum Ersten Weltkrieg gegenüber der zur Jahrhundertwende dominierenden konservativ-klerikalen Kulturszene und der Gegenbewegung ‚Jung-Tirol‘ um die Zeitschrift *Der Föhn* und die liberal-deutschnationalen, mit Ausnahme von Franz Kranewitter ebenfalls ästhetisch konventionellen Schriftsteller Hugo Greinz, Rudolf Christoph Jenny, Anton Renk und Wallpach einen Akt der ‚Moderne‘ darstellt. Der Abstand zum kulturellen Mainstream zeigt sich in der Ablehnung des *Brenner* oder besser gesagt im Desinteresse an ihm: er kam selten über eine Auflage von ein paar Hundert hinaus, von denen obendrein eine beträchtliche Anzahl in Wien und außerhalb Österreichs verkauft wurde, und wurde jahrzehntelang von den Repräsentanten der Kulturpolitik und -szene Tirols weder geschätzt noch gefördert.

Obwohl zu diesem Themenbereich bereits einige Grundlinien herausgearbeitet worden sind²¹⁰, gäbe es noch viel zu klären. Voraussetzung wäre, den Maßstab der Kritik am *Brenner* zu eruieren. Es ist mir gelungen, einige bisher unbekannte Rezeptionszeugnisse zu ermitteln. Aber es bedürfte einer systematischen Durchsuchung der Tiroler Zeitungen und Zeitschriften. Eine der umfangreichsten Auseinandersetzungen mit dem frühen *Brenner* erschien am 6. Juli 1910 im *Allgemeinen Tiroler Anzeiger*; ihre Plazierung an prominenter Stelle – auf Seite 1 im *Feuilleton* – sollte ihre Wirkung als Abrechnung verstärken. Um den Verdacht, „unsere bergige Heimat“ böte Künstlern keinen Raum, zu entkräften, behauptet der Artikelschreiber, kein anderes Kronland der Habsburgermonarchie habe der Welt „so viele hervorragende Künstler“, besonders Dichter, geschenkt wie Tirol. Dann formuliert er die Erwartungen an eine Tiroler Kunst- und Kulturzeitschrift: mit einer solchen soll der heimischen Kunst „ein lauschiges Plätzchen geschaffen werden“, besonders „den Freunden tirolischer Heimatkunst“ offen; die Leser dürfen sich nicht in ihren „religiösen und sittlichen Anschauungen“ verletzt fühlen; dem Volk dürfe „nur gesunde Kost“ geboten werden. Dieses Idealbild konfrontiert der Artikelschreiber mit der Wirklichkeit, wobei er zum Schluss kommt, der *Brenner* sei als „völlig verfehlt“ abzulehnen. Mit der „reinen, kräftigen, gesunden Höhenluft auf dem Brenner“ habe die gleichnamige Zeitschrift nichts gemein, nur dass auch hier ein schwüler Sirocco blase:

Der Sirocco [!] ist kein Tiroler Kind und was uns im „Brenner“ vorgesetzt, ist alles eher als Tiroler Art, mag es auch von Tirolern geschrieben worden sein: *verweichlichend*, selbst verweichlicht, *sinnenschwül*. Tirolische Kernigkeit suchte ich vergebens. Dafür fand ich die ganze knochenweiche Sentimentalität unserer modernsten Modernen.

Die Mitarbeiter der Zeitschrift seien vom „neuzeitlichen Weltschmerz Angekränkelte“, die „auf die Philister niederschauen von den Höhen phantastischer Berge“. Der Artikelschreiber greift ganze zwei der 20 Beiträge heraus: Ein Mitarbeiter himmle den unglücklichen Nietzsche an und nenne die, die dessen Wahnsinn nicht nachkosten können, Philister; er, der nach eigener Aussage die Herrschaft des Intellekts als Unnatur verabscheue, entpuppe sich als „religiöser, moralischer und kultureller Anarchist“, der es wage, Nietzsche und Christus in einem Atemzug zu nennen. (Gemeint ist Dallago mit seinem Essay *Nietzsche und – der Philister*, einer Auseinandersetzung mit Wilhelm Fischers Studie *Friedrich Nietzsches Bild*.) In *Der König und die Magd* liege „[b]ewußte und gewollte Naivität“ vor, was vielleicht Kunst sei, aber nicht „tirolische Art“, eher eine „literarische Perversität“; hier prostituiere „schlecht verhüllte Sinnlichkeit“ die „traute Kindersprache des deutschen Märchens“. (Gemeint ist Neugebauers Erzählung). Abschließend meint der Artikelschreiber, vielleicht wolle der *Brenner* ja nur eine Plattform für „einige Privilegierte“ sein, „denen nahrhaftes Brot zu stark geworden“ sei; dann dürfe man sich aber nicht erwarten, dass eine solche Zeitschrift für Kunst und Kultur „ihren Hauptzweck erreicht und Gemeingut des Volkes wird“.²¹¹

Betrachtet man die Beiträge der bis dahin erschienenen *Brenner*-Hefte, findet sich jedoch kein einziger darunter, der mit Texten von Vertretern der literarischen Moderne in nennenswerter Weise vergleichbar wäre. Abgesehen von den beiden im Artikel genannten Beiträgen handelt es sich um Essays von Dallago (*Frühling als Wecker*), Michel („*Den heiratsfähigen Mädchen*“, eine Besprechung des Romans *Lori Graff* von Hans v. Hoffensthal), Ficker (*Landesverband und Journalistik*; *Karl Kraus*) und Esterle (*An den Innsbrucker Gemeinderat*, ein offener Brief), um eine Erzählung von Huldshiner (*Die Heuschrecken*), Auszüge aus einem Drama von Schamann (*Der Indra*; *Adolf*) und Gedichte von Seifert (*Föhn*; *Morgen im Park*), Wallpach (*Gallmetz*; *Garda-Ufer*; „*Einem unbekannten Finder*“), Ficker (*Vigilie*; *Los*) und Mikael Lybeck (*Müde Bäume*) sowie um Karikaturen aus der Feder Esterles (Egger-Lienz; R. Greinz; An der Lan). Was beim *Allgemeinen Tiroler Anzeiger* vielmehr Anstoß erregt haben dürfte, ist die – wohl als Herabwürdigung empfundene – Kritik an bestimmten Werten bzw. Haltungen und die Wertschätzung von Entgegengesetztem: Bildungs- und Spießbürgertum vs. Nonkonformismus, Mittelmäßigkeit der breiten Masse vs. einsames schöpferisches Genie, gesellschaftliche Konvention vs. Natur des Menschen, Profitgier vs. Förderung der Kunst; ferner das Eintreten für Nietzsche und Kraus, die Thematisierung von Sexualität (Lebenslust, Zuneigung zu jungen Mädchen, Geschlechtskrankheiten) und der Mangel an Tirol-Patriotismus.

Bei diesem Artikelschreiber handelt es sich wohl – was bisher unbekannt war – um Karl Ongania, einen leitenden Redakteur der 1907 gegründeten, als Organ der Christlichsozialen Partei geltenden Zeitung *Allgemeiner Tiroler Anzeiger*. Ongania wird in einer publizistischen Dissertation der Nachkriegszeit als „Mann der Mitte“, „geleitet vom Geiste Dr. Schöpfers“, charakterisiert.²¹² (Ämilian Schöpfer war Priester und Theologieprofessor, gründete den Katholisch-politischen Pressverein in Brixen und den Pressverein in Bozen, auf deren Basis 1907 die Verlagsanstalt Tyrolia unter

ihm als Präsidenten entstand, war ab 1896/97 Abgeordneter des Tiroler Landtags und des Reichsrats, gründete 1898 den Christlichsozialen Verein und war Obmann der Christlichsozialen Partei in Tirol.) Ongania ist nicht in die Kulturgeschichte eingegangen, außer als Angeklagter in einem Prozess im Innsbrucker Schwurgericht Ende November 1910, in dem die von Rudolf Christoph Jenny herausgegebene antiklerikale Zeitschrift *Der Tiroler Wastl* (mit dem Untertitel *Frei radikale humoristisch-satyrische Sonntagsblätter für Politik – Kunst – Leben*) den im *Allgemeinen Tiroler Anzeiger* und in den *Neuen Tiroler Stimmen*, dem ebenfalls weit verbreiteten klerikalen Konkurrenzblatt (mit dem Untertitel *Gott, Kaiser und Vaterland!*), erhobenen Vorwurf eines Religionsfrevels zurückwies. In Jennys Broschüre über diesen Prozess heißt es, man habe „im dicken Bierjüngling Ongania das in den christlichsozialen Führern zu Speck gewordene Volkswohl“ erblicken können, er sei „der Typus des zu Fleisch und Speck gewordenen Wortes des Neuchristentums, das die größere Seligkeit des Gebens lieber seinen Mitmenschen überläßt und sich mit den vergnüglicheren des Nehmens bescheidet“.²¹³ Dass Ficker im *Tiroler Wastl* selbst Beiträge veröffentlicht hatte und der *Brenner* in der Buchdruckerei Jennys hergestellt wurde, wird die Voreingenommenheit Onganias noch verstärkt haben.

Ficker kommentierte gegenüber Michel die „ehrlich verschrobene Abkanzlung“ Onganias mit den Worten, man müsse sich als Publizist in Tirol „nach jedem dritten Satz mit dem Wort ‚Tirol‘ den Mund ausspülen, wenn man reussieren will“.²¹⁴ Auch im *Brenner* nahm er dazu Stellung, wobei er jedoch jede Kritik am Tirol-Chauvinismus vermied. Ficker stellt die Frage, was ein Blatt, das sich als „Volks-, Gemeingut“ aufspiele, in „aller Herdenambition entrückten Regionen zu suchen“ habe. Mit dem Vorwurf von „Privilegiertenpoesie“ glaube der *Allgemeine Tiroler Anzeiger* „die geistige Dehnbarkeit seines Parteihorizonts auch allgemein plausibel gemacht zu haben“; solange er „Kultur mit einer Volksküche“ verwechsle und „Früchte tirolischen Kunstschaffens anscheinend nur in Form von Speckknödeln serviert“ wünsche, solange „wollen wir uns unseres Privilegs erfreuen“.²¹⁵

Kurz darauf erschien im *Allgemeinen Tiroler Anzeiger* eine Entgegnung Onganias, kaschiert als Leserzuschrift im *Briefkasten*. Der Erwiderung Fickers „auf die allseits als sachlich anerkannte Besprechung des ‚Brenner‘“ haften der „ordinäre Stallgeruch seiner Erzeugungsstätte“ an; trotz allen „öden Hohnes“ werde der Herausgeber dieser Zeitschrift die „paar Leser“, „die nicht selbst an [seinem] lächerlichen Eigendünkel kranken“, über ihre „dekadenten Tendenzen kaum hinwegtäuschen“; das sei nicht „Freisinn“, sondern „Blödsinn“, und die Literatur „knochenweiche Limonadenpoesie“; offenbar wolle der *Brenner* mit dem *Wastl* konkurrieren.²¹⁶ Auch dazu nahm Ficker im *Brenner* Stellung. Er habe recht gehabt – schreibt er –, das Mäntelchen der ‚Sachlichkeit‘ zu lüften, mit dem sich der Artikelschreiber des *Allgemeinen Tiroler Anzeigers* drapiert habe. Mit der „Briefkastennotiz“ habe der Betreffende voll „ins Leere [seines] kulturellen Horizonts“ getroffen.²¹⁷ Im Anschluss daran polemisiert Ficker gegen einen kunstkritischen Artikel im *Allgemeinen Tiroler Anzeiger*²¹⁸, den er (wohl zu Unrecht) demselben Verfasser zuschreibt.

Nur wenige Wochen nach dem *Brenner*-Verriss Onganias erschien – offenbar als Reaktion darauf – in den liberal-deutschnationalen *Innsbrucker Nachrichten* ein wohlwollender Artikel eines unbekannten Verfassers über den *Brenner*. Einen Großteil nimmt die Darlegung der Erwartungen an eine Tiroler Literaturzeitschrift ein (die sich nicht durch Provinzialität auszeichnen). Dann wird aus „Geleitworten“ zitiert, die einem wohl bei Erscheinungsbeginn verbreiteten *Brenner*-Prospekt entstammen dürften: darin heiße es, der *Brenner* solle kein ausschließlich tirolisches Unternehmen sein, sondern er nehme nur von Tirol seinen Ausgang, indem er sich auf die Zusammenarbeit junger Kräfte ernsten Willens aus Nord- und Südtirol gründe, und wolle sich bemühen, seinen territorial beschränkten Wirkungskreis zu einer Warte zu erweitern, die einen die Begriffe Kultur, Kunst und Dichtung lebendig erhaltenden Standpunkt ermögliche. Der Artikelschreiber fürchtet, der *Brenner* werde sich trotz künstlerischen Vermögens und Ernstes seiner Mitarbeiter nur schwer durchsetzen können, weil er sich – gemessen am Ideal einer „möglichst weitgehende[n] Verbreitung und Vertiefung allgemeiner künstlerischer Kultur“ – fast nur „an die künstlerisch schon Gebildeten wendet und infolgedessen manchem Widerspruche in jenen anderen Kreisen begegnet, wo der Mangel an Verständnis leicht zu Mißdeutungen führt und den künstlerischen Genuß hindert“. ²¹⁹ (Übrigens von Moderne keine Rede.)

In der sozialdemokratischen *Volks-Zeitung* wurde die Absichtserklärung des *Brenner*, „die Mündigkeit tirolischen Kunstschaffens darzutun“ und „einzutreten für menschliche Natur und Menschentum“, begrüßt. ²²⁰ Eine Beschäftigung mit den ersten Heften erfolgte jedoch nicht mehr. Ebenso wenig im *Tiroler Wastl*, obwohl auch in dieser Zeitschrift auf das Erscheinen des *Brenner* hingewiesen wurde: dessen Vorhaben, die Begriffe Kultur, Kunst und Dichtung in der Öffentlichkeit lebendig und fruchtbar zu erhalten, werde beim geringen Interesse der Öffentlichkeit für den Inhalt dieser Begriffe ein schweres Stück Arbeit werden; aufgrund der Ernsthaftigkeit des Herausgebers sei der mutige Versuch dem Schutz des Publikums zu empfehlen. ²²¹ In den *Neuen Tiroler Stimmen* wurde das Erscheinen des *Brenner* nicht einmal registriert. In den folgenden Jahren wurde er von der Tiroler Presse weitgehend ignoriert oder in Witzblättern verulkt. ²²²

Wenn die im *Brenner* veröffentlichte moderne Literatur überhaupt Erwähnung fand, dann in der Art des maßgeblichen Literaturkritikers des *Allgemeinen Tiroler Anzeigers*, Michael G. Lap. Seine Urteile über Trakl lauten: „Impressionismus extremster Sorte, an futuristischen Unsinn grenzend“, Trakl sei „die Verbindung seiner Phantasie mit der Natur nicht gelungen“, man könne seine „Vergleiche und Mittel, Situation und Stimmung auszudrücken“, „nicht mehr natürlich nennen“, seine Gedichte seien „[i]ndisputabel“. Über andere Autoren der Moderne weiß er nur zu sagen, er sei bei der Lektüre von Gedichten Weiß’ „an den Wort- und Gedankenneubildungen hängen geblieben“, sodass ihm „auch die gesunden Ausdrücke als Brücke für die Phantasie“ nicht mehr weitergeholfen hätten, und die Bibel-Gedichte Oberkoflers seien „Sonette, moderne Auffassung mit mystischen [!] Beischlag“. ²²³ – Wobei offenbleibt, ob sich „modern“ auf das Genre Bibellyrik oder die Gedichtform Sonett bezieht.

Worte der Anerkennung über den frühen *Brenner* sind hingegen eine Ausnahme. In einer Besprechung der ersten Innsbrucker Lesung Kraus' im *Tiroler Wastl* heißt es, der *Brenner* habe sich „beim intelligenteren Teil der Bevölkerung Innsbrucks und der Nachbarorte eine starke Beachtung errungen“, der Beifall der Zuhörer habe bewiesen, dass er „trotz seiner Abneigung, den Lesern in Betreff seiner Anschauungen irgendwelche Zugeständnisse zu machen“, „auch Verständnis oder wenigstens guten Willen dafür gefunden“ habe.²²⁴ Dieses Urteil ist wohl darauf zurückzuführen, dass sich die Besprechung auf einen der – generell beliebteren – literarischen Abende des *Brenner* bezieht und dass sie von Jenny stammen dürfte, der mit Ficker befreundet war. In einer Rezension des fünften *Brenner*-Bands in den *Innsbrucker Nachrichten* heißt es, der *Brenner* habe sich „im tirolischen Schrifttum längst einen hervorragenden Platz errungen“, es habe sich „bereits eine beträchtliche Gemeinde gesinnungsverwandter Geister“ um die „hohe Warte“ geschart, von der aus er „die literarischen, künstlerischen und kulturellen Bestrebungen unserer Zeit und unseres Landes betrachtet und unterstützt“, sodass er seinen von Anfang an „mit strenger Konsequenz verfolgten Weg, dessen Richtung zuerst manchem Widerspruch und mancher falschen Deutung“ begegnet sei, mit immer größerer Sicherheit fortsetzen könne.²²⁵ Dieses Urteil ist wohl darauf zurückzuführen, dass die Rezension entweder von Ficker selbst stammt (wie die gleichfalls in den *Innsbrucker Nachrichten* anonym erschienene Ankündigung des vierten literarischen Abends des *Brenner*, in der ebenfalls die Beteiligten gerühmt werden)²²⁶ oder von einem der wenigen *Brenner*-Fans unter den heimischen Publizisten, womöglich von Steuerer, der in seiner (anererkennenden) Rezension des *Brenner-Jahrbuchs 1915* ebenfalls von einer „Gemeinde“ um den Herausgeber der „einzigen schönggeistigen Zeitschrift Tirols“ spricht.²²⁷

Anmerkungen

1 <http://www.aac.ac.at/brenner/>.

2 F: Achtung vor dem deutschen Dichterwort! In: Der Brenner 2, 1911/12, H. 6, 15. 8. 1911, S.195f.

3 Wilhelm Schmidtbonn: Der Graf von Gleichen. Ein Schauspiel. Berlin 1908.

4 Karl Schoßleitner: Das Problem des Grafen von Gleichen. In: Der Brenner 2, 1911/12, H. 21, 1. 4. 1912, S.767-781, hier S.778.

5 Carl Hilty: Moderne Heiligkeit. In: Der Brenner 7, 1922, 1. Hbbd., Frühling, S.66-97, hier S.66.

6 Carl Hilty: Aus den „Briefen“. In: Der Brenner 7, 1922, 2. Hbbd., Spätherbst, S.94-118, hier S.100.

7 K. O. (= wahrsch. Karl Ongania): Der Brenner. In: Allgemeiner Tiroler Anzeiger, 6. 7. 1910.

8 Walter Methlagl: „Der Brenner“ – Beispiel eines Durchbruchs zur Moderne. Texte, Bilder, Arbeitsbericht. In: Mitteilungen aus dem Brenner-Archiv 2, 1983, S.3-33, hier S.3.

9 Walter Methlagl: „Der Brenner“. Weltanschauliche Wandlungen vor dem Ersten Weltkrieg. Diss. (ungedr.) Innsbruck 1966, S.260.

10 http://de.wikipedia.org/wiki/Der_Brenner (angeschaut am 25.5.2009).

11 Vgl. Methlagl: Brenner (Anm. 8).

12 Hans Esselborn: Die expressionistische Lyrik. In: Hans Joachim Piechotta, Ralph-Rainer Wuthenow u. Sabine Rothemann (Hg.): Die literarische Moderne in Europa. 3 Bände. Bd. 2. Formationen der literarischen Avantgarde. Opladen 1994, S.204-213, hier S.205 u. 209f.

13 Walter Methlagl: Zeitschriften als Spiegel des literarischen Aufbruchs. „Der Ruf“ (Wien) und „Der Brenner“ (Innsbruck). In: Peter Berner, Emil Brix u. Wolfgang Mantl (Hg.): Wien um 1900. Aufbruch in die Moderne. Wien 1986 (Eine Veröffentlichung der Österreichischen Forschungsgemeinschaft), S.112-118, hier S.112 u. 116f.

- 14 Walter Methlagl: „Der Brenner“ und „Die Fackel“. Paradigma für Kreativität in der Avantgarde. In: Emil Brix u. Allan Janik (Hg.): Kreatives Milieu. Wien um 1900. Ergebnisse eines Forschungsgesprächs der Arbeitsgemeinschaft Wien um 1900. Wien, München 1993 (Eine Veröffentlichung der Österreichischen Forschungsgemeinschaft), S.209-215, hier S.209.
- 15 Piechotta u.a.: Moderne (Anm. 12); vgl. auch Wolfgang Asholt u. Walter Fähnders (Hg.): Manifeste und Proklamationen der europäischen Avantgarde. 1909-1938. Stuttgart u.a. 1995, 22005.
- 16 Walter Fähnders: Avantgarde und Moderne 1890-1933. Lehrbuch Germanistik. Stuttgart, Weimar 1998, S.140.
- 17 Stepan Füssel: Verlage der Avantgarde 1880-1930. In: Heinz Ludwig Arnold (Hg.): Aufbruch ins 20. Jahrhundert. Über Avantgarden. München 2001 (Text + Kritik Sonderband), S.155-170, hier S.164.
- 18 Ute Schneider: Artikulationsort Zeitschrift. In: Arnold: Aufbruch (Anm. 17), S.171-181, hier S.171.
- 19 Sieglinde Klettenhammer u. Erika Wimmer-Webhofer: Aufbruch in die Moderne. Die Zeitschrift „Der Brenner“ 1910-1915. Innsbruck 1990, S.(7), 12 u. 175f.
- 20 Armin A. Wallas: Zeitschriften des Expressionismus und Aktivismus in Österreich. In: Klaus Amann u. Armin Wallas (Hg.): Expressionismus in Österreich. Die Literatur und die Künste. Wien u.a. 1994 (Literatur in der Geschichte, Geschichte in der Literatur 30), S.49-90, hier S.52.
- 21 Sieglinde Klettenhammer: „Der Scirocco ist kein Tiroler Kind und was uns im ‚Brenner‘ vorgesetzt, ist alles eher als Tiroler Art“. Die Zeitschrift „Der Brenner“ 1910-1915. In: Amann u.a.: Expressionismus (Anm. 20), S.287-308, hier S.288, 294-296 u. 307.
- 22 Thomas Anz: Gesellschaftliche Modernisierung, literarische Moderne und philosophische Postmoderne. Fünf Thesen. In: Th. A. u. Michael Stark (Hg.): Die Modernität des Expressionismus. Stuttgart, Weimar 1994 (Metzler Studienausgabe), S.1-8, hier S.3f.
- 23 Thomas Anz: Thesen zur expressionistischen Moderne. In: Sabina Becker u. Helmuth Kiesel unter Mitarbeit v. Robert Krause (Hg.): Literarische Moderne. Begriff und Phänomen. Berlin, New York 2007, S.329-346, hier S.335 u. 344.
- 24 Silvio Vietta u. Hans-Georg Kemper: Expressionismus. München 1997 (Uni-Taschenbücher 362. Deutsche Literatur im 20. Jahrhundert 3), S.234.
- 25 Anz: Modernisierung (Anm. 22), S.3.
- 26 Thomas Anz: Literatur des Expressionismus. Stuttgart, Weimar 2002 (Sammlung Metzler 329), S.203f.
- 27 Bernd Hüppauf: Zwischen revolutionärer Epoche und sozialem Prozeß. Bemerkungen über den Ort des Expressionismus in der Literaturgeschichte. In: B. H. (Hg.): Expressionismus und Kulturkrise. Heidelberg 1983 (Reihe Siegen 42. Germanistische Abteilung), S.55-83, hier S.70 u. 78.
- 28 Sieglinde Klettenhammer: Georg Trakl in Zeitungen und Zeitschriften seiner Zeit. Kontext und Rezeption. Innsbruck 1990 (Innsbrucker Beiträge zur Kulturwissenschaft. Germanistische Reihe 42), S.140.
- 29 Anz: Modernisierung (Anm. 22), S.4.
- 30 Rudolf Greinz: Deutscher Literaturspiegel. Leipzig 1911.
- 31 Ludwig v. Ficker: Kluibenschädels deutscher Literaturspiegel. In: Der Brenner 2, 1911/12, H. 14, 15. 12. 1911, S.485-492, hier S.486 u. 488.
- 32 Greinz: Literaturspiegel (Anm. 30), S.3.
- 33 Ludwig v. Ficker: Glossen. In: Der Brenner 1, 1910/11, H. 13, 1. 12. 1910, S.369-376.
- 34 Ficker: Literaturspiegel (Anm. 31), S.491f.
- 35 Ludwig v. Ficker: Vorlesung Karl Kraus. In: Der Brenner 2, 1911/12, H. 16, 15. 1. 1912, S.563-569, hier S.564.
- 36 Theodor Däubler: Das Nordlicht. Florentiner Ausgabe. 3 Teile. München, Leipzig 1910.
- 37 Johannes Schlaf: Theodor Däubler. Zu Däublers Vorlesung am 22. November. In: Der Brenner 3, 1912/13, H. 3, 1. 11. 1912, S.120-127, hier S.122 u. 124f.
- 38 Paul Wengraf: Phantasie und Kunst. In: Der Brenner 4, 1913/14, H. 19, 1. 7. 1914, S.863-868, hier S.866-868.
- 39 Ludwig v. Ficker: Briefwechsel 1914-1925. (Bd. 2.) Hg. v. Walter Methlagl, Anton Unterkircher u.a. Innsbruck 1988 (Brenner-Studien 8), S.166 u. 171 (Briefe vom 11. 4. u. 20. 5. 1919).
- 40 Ludwig Ficker: Vorwort zum Wiederbeginn. In: Der Brenner 6, 1919-1921, H. 1, Ende Okt. 1919, S.1-4, hier S.2 u. 4.
- 41 Ilse Somavilla unter Mitarbeit v. Brian McGuinness (Hg.): Wittgenstein – Engelmann. Briefe, Begegnungen, Erinnerungen. Innsbruck, Wien 2006, S.64f. (Brief an Paul Engelmann, 5. 8. 1921).

- 42 Theodor Haecker: Ausblick in die Zeit. In: Der Brenner 6, 1919-1921, H. 1, Ende Okt. 1919, S.72-79, hier S.74.
- 43 Theodor Haecker: Revolution. In: Der Brenner 6, 1919-1921, H. 7, Mitte Nov. 1920, S.481-503, hier S.500.
- 44 Ferdinand Ebner: Das Kreuz und die Glaubensforderung. In: Der Brenner 6, 1919-1921, H. 3, Mitte Feb. 1920, S.200-215, hier S.212f.
- 45 Ferdinand Ebner: Glossen zum Introitus des Johannes-Evangeliums. In: Der Brenner 6, 1919-1921, H. 8, Mitte Jan. 1921, S.563-589, hier S.587f.
- 46 Ferdinand Ebner: Ärgernis der Repräsentation. In: Der Brenner 7, 1922, 2. Hbbd., Spätherbst, S.209-225, hier S.210f.
- 47 Michael Brink (Pseudonym für Emil Piepke): Der Weg der Armut. In: Der Brenner 16, 1946, S.15-31, hier S.17f., 20-22 u. 30f.
- 48 Paula Schlier: Zwiegespräch über Zeichen der Zeit. In: Der Brenner 18, 1954, S.97-124, hier S.99.
- 49 Christine Czuma: Franz Janowitz. In: Walter Methlagl, Eberhard Sauermann u. Sigurd Paul Scheichl (Hg.): Untersuchungen zum „Brenner“. Festschrift für Ignaz Zangerle. Salzburg 1981, S.294-303, hier S.300f.
- 50 Klettenhammer: Scirocco (Anm. 21), S.295.
- 51 Ludwig v. Ficker: Briefwechsel 1909-1914. (Bd. 1.) Hg. v. Walter Methlagl, Anton Unterkircher u.a. Salzburg 1988 (Brenner-Studien 6), S.215 (Brief vom 20. 4. 1914); Brief Däublers an Erhard Buschbeck, 7. 7. 1914 (Kopie BA 47/1.11.5).
- 52 Eberhard Sauermann: Zum Lyrik-Verständnis Ludwig v. Fickers. In: Methlagl u.a.: Untersuchungen (Anm. 49), S.147-157, hier S.154f.
- 53 Klettenhammer: Scirocco (Anm. 21), S.307.
- 54 Vgl. Irene Harrasser-Maier-Böttcher: Literarischer Expressionismus in Berührung mit bäuerlicher Tradition – Joseph Georg Oberkoflers Lyrik im „Brenner“. In: Methlagl u.a.: Untersuchungen (Anm. 49), S.193-200.
- 55 Joseph Georg Oberkofler: Stimmen aus der Wüste. Sonette. Innsbruck u.a. (1918); ders.: Gebein aller Dinge. Gedichte. München 1921.
- 56 Fähnders: Avantgarde (Anm. 16), S.187; York-Gothart Mix (Hg.): Naturalismus, Fin de siècle, Expressionismus 1890-1918. München, Wien 2000 (Hansers Sozialgeschichte der deutschen Literatur vom 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart 7), S.470; Helmuth Kiesel: Geschichte der literarischen Moderne. Sprache, Ästhetik, Dichtung im zwanzigsten Jahrhundert. München 2004, S.115; Viktor Žmegač (Hg.): Geschichte der deutschen Literatur vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart. Bd.II/1 u. II/2. 1848-1918. Königstein 1980 (Athenäum TB 2156/2157), Weinheim 41995 (Beltz Athenäum Studienbücher. Literaturwissenschaft), S.324f.
- 57 Der Brenner 3, 1912/13, H. 3, 1. 11. 1912, S.(138), H. 16, 15. 5. 1913, S.(750), H. 19, 1. 7. 1913, Umschlag, S.3, 4, 1913/14, H. 1, 1. 10. 1913, S.(47), H. 5, 1. 12. 1913, S.(244).
- 58 Karl Borromäus Heinrich: Briefe aus der Abgeschiedenheit. II. Die Erscheinung Georg Trakl's. In: Der Brenner 3, 1912/13, H. 11, 1. 3. 1913, S.508-516, hier S.509-511 u. 514f.
- 59 Karl Borromäus Heinrich: Briefe aus der Abgeschiedenheit. I. Tempo, Zeit und Stellungslosigkeit. Furcht vor dem Tode und Wert des Lebens. In: Der Brenner 3, 1912/13, H. 10, 15. 2. 1913, S.460-468, hier S.462.
- 60 (Ludwig v. Ficker:) Feststellung. In: Der Brenner 4, 1913/14, H. 3, 1. 11. 1913, S.141.
- 61 Vgl. Eberhard Sauermann: Trakls Lesung in Innsbruck im Jahre 1913. Zur Produktion, Interpretation und Rezeption des Programms. In: Sprachkunst 18, 1987, 2. Hbbd., S.181-207.
- 62 Joseph Georg Oberkofler: Robert Michel. In: Innsbrucker illustr. Neueste Nachrichten, 14. 12. 1913.
- 63 (Ludwig v.) F(icker): Vorlesung von Robert Michel und Georg Trakl. In: Der Brenner 4, 1913/14, H. 7, 1. 1. 1914, S.336-338, hier S.337f.
- 64 (Josef Anton Steurer:) Vorlesung Robert Michel und Georg Trakl au(s) eigenen Werken. In: Allgemeiner Tiroler Anzeiger, 13. 12. 1913.
- 65 Michael G. Lap: Der Brenner. In: Allgemeiner Tiroler Anzeiger, 21. 12. 1912.
- 66 Ficker: Briefwechsel 1909-1914 (Anm. 51), S.132f. (Brief von Richard Huldshiner, 25. 4. 1913).
- 67 Ficker: Vorlesung (Anm. 63), S.(338).
- 68 Brief Fickers an Erhard Buschbeck, 14. 9. 1939, Kopie im Brenner-Archiv.
- 69 Ficker: Briefwechsel 1909-1914 (Anm. 51), S.174 u. 116 (Briefe vom 9. 7. u. 8. 2. 1913).
- 70 Brief an Birgit v. Schowingen-Ficker (Kopie BA 47/2.1.1).
- 71 Ficker: Vorwort (Anm. 40), S.1 u. 4.
- 72 Klettenhammer: Trakl (Anm. 28), S.258.

- 73 Vgl. ebenda, S.235-248; vgl. auch dies.: Die Nicht-Rezeption Georg Trakls in den Zeitschriften „Der Sturm“ und „Die Aktion“. In: Mitteilungen aus dem Brenner-Archiv 2, 1983, S.50-61.
- 74 Carl Dallago: Bahr und sein „Dialog vom Marsyas“. In: Der Brenner 1, 1910/11, H. 17, 1. 2. 1911, S.497-502; ders.: Wider Hanswurst. In: Der Brenner 6, 1919-1921, H. 4, April 1920, S.299-314.
- 75 Anton Unterkircher: Dallago und die Wiener Moderne. In: kulturelemente 74, April 2008, S.3f., hier S.4.
- 76 Walther Lutz: Der junge Medardus. In: Der Brenner 1, 1910/11, H. 16, 15. 1. 1911, S.456-461, hier S.456.
- 77 Carl Dallago: Kleine Sämereien. In: Der Brenner 2, 1911/12, H. 19, 1. 3. 1912, S.672-679, hier S.676f.
- 78 Theodor Haecker: Der Krieg und die Führer des Geistes. In: Brenner-Jahrbuch 1915, S.130-187, hier S.139f.
- 79 Theodor Haecker: Humor und Satire. In: Der Brenner 12, Ostern 1928, S.175-204, hier S.178.
- 80 Joseph Bernhart: Hans Kestranek. In: Der Brenner 18, 1954, S.197-216, hier S.205 (Brief vom 21. 10. 1942).
- 81 Vgl. Sieglinde Klettenhammer: Stefan George und seine „Jünger“ in der Provinz. Das Verhältnis der „Brenner“-Gruppe zum George-Kreis. In: George-Jahrbuch 3, 2000/2001, S.76-118.
- 82 Kiesel: Geschichte (Anm. 56), S.73.
- 83 Haecker: Humor (Anm. 79), S.180 u. 182.
- 84 Werner Kraft: Zu zwei Gedichten von Karl Kraus. In: Der Brenner 15, Pfingsten 1934, S.43-47.
- 85 Max Geißler: Führer durch die deutsche Dichtung des zwanzigsten Jahrhunderts. Weimar 1913.
- 86 Ludwig v. Ficker: Der Geißler unserer Literatur. In: Der Brenner 3, 1912/13, H. 20, 15. 7. 1913, S.945-948, hier S.946f.
- 87 Die Fackel Nr. 381-383, 19. 9. 1913, S.24; vgl. auch Kraus' Kritik an den Futuristen und Neopathetikern in der Fackel Nr. 351-353, 21. 6. 1912, S.53.
- 88 Thomas Anz: Der Sturm ist da. Die Modernität des literarischen Expressionismus. In: Rolf Grimminger u.a. (Hg.): Literarische Moderne. Europäische Literatur im 19. und 20. Jahrhundert. Reinbek b. Hamburg 1995 (rowohlts enzyklopädie 553), S.257-283, hier S.260.
- 89 Silvio Vietta: Die literarische Moderne. Eine problemgeschichtliche Darstellung der deutschsprachigen Literatur von Hölderlin bis Thomas Bernhard. Stuttgart 1992, S.296.
- 90 Carl Dallago: Walt Whitmann [!]. In: Der Brenner 1, 1910/11, H. 6, 15. 8. 1910, S.145-147; vgl. auch andere Essays Dallagos.
- 91 Camill Hoffmann (Hg.): Deutsche Lyrik aus Österreich seit Grillparzer. Berlin 1912.
- 92 Carl Dallago: Kleine Sämereien. In: Der Brenner 2, 1911/12, H. 22, 15. 4. 1912, S.812-818, hier S.815.
- 93 Robert Müller: Totenstarre der Fantasie. In: Der Brenner 2, 1911/12, H. 24, 15. 5. 1912, S.917-921, hier S.920.
- 94 Theodor Haecker: Wandel der Tragik. In: Der Brenner 6, 1919-1921, H. 4, April 1920, S.272-284, hier S.275.
- 95 Ulrik Brendel (Pseudonym für Leopold Liegler): Paul Scheerbart. In: Der Brenner 3, 1912/13, H. 6, 15. 12. 1912, S.233-248, hier S.233f., 236-238 u. 244.
- 96 G.M. Roderich (Pseudonym für Roderich Müller-Guttenbrunn): Arthur Rimbaud. In: Der Brenner 3, 1912/13, H. 12, 15. 3. 1913, S.548-551.
- 97 Hugo Neugebauer: Ein sibyllinisches Buch. In: Der Brenner 1, 1910/11, H. 13, 1. 12. 1910, S.345-359.
- 98 Klettenhammer u.a.: Aufbruch (Anm. 19), S.175.
- 99 Hugo Neugebauer: Zu Däublers „Nordlicht“. In: Der Brenner 1, 1910/11, H. 20, 15. 3. 1911, S.594-598.
- 100 Neugebauer: Buch (Anm. 97), S.358.
- 101 Neugebauer: Nordlicht (Anm. 99), S.595-597.
- 102 (Ludwig v. Ficker:) Voranzeige. In: Der Brenner 3, 1912/13, H. 2, 15. 10. 1912, S.92.
- 103 Hugo Neugebauer: Zur Würdigung Theodor Däublers. In: Der Brenner 3, 1912/13, H. 5, 1. 12. 1912, S.198-205, hier S.198f., 201f. u. 204.
- 104 Viktor Bitterlich: An Theodor Däubler. In: Der Brenner 3, 1912/13, H. 5, 1. 12. 1912, S.205.
- 105 (Ludwig Ficker:) Mitteilungen. In: Der Brenner 9, 1925, Herbst, S.285f.
- 106 Carl Dallago: Karl Kraus, der Mensch. In: Der Brenner 2, 1911/12, H. 24, 15. 5. 1912, S.871-892, hier S.879.
- 107 Georg Trakl: Abendland. Else Lasker-Schüler in Verehrung. In: Der Brenner 4, 1913/14, H. 14, 1. 5. 1914, S.636-640.
- 108 Otto Ernst (Pseudonym für Otto Ernst Schmidt): Nietzsche und der falsche Prophet. Leipzig 1914.

- 109 Carl Dallago: Der Bildungsphilister als Geistesrichter. In: Der Brenner 4, 1913/14, H. 16, 15. 5. 1914, S.723-736, hier S.734f.
- 110 Wolfgang Schneditz: Georg Trakl in Zeugnissen der Freunde. Salzburg 1951.
- 111 Else Lasker-Schüler: Dichtungen und Dokumente. Gedichte, Prosa, Schauspiele, Briefe, Zeugnis und Erinnerung. Hg. v. Ernst Ginsberg. München 1951, S.606-609.
- 112 Ludwig Ficker: Frühlicht über den Gräbern. Zur Geschichte des „Brenner“. In: Der Brenner 18, 1954, S.225-269, hier S.259-261.
- 113 Carl Dallago: Gegenüberstellung. In: Der Brenner 3, 1912/13, H. 10, 15. 2. 1913, S.442-449.
- 114 Carl Dallago: Philister. In: Der Brenner 2, 1911/12, H. 16, 15. 1. 1912, S.535-542.
- 115 Methlagl: Brenner (Anm. 8), S.4.
- 116 Klettenhammer u.a.: Aufbruch (Anm. 19), S.176.
- 117 Hugo Neugebauer: Die Sphinx. In: Der Brenner 2, 1911/12, H. 23, 1. 5. 1912, S.854-862, hier S.860f.
- 118 Leo Branczik: Wedekind. Zu seinem fünfzigsten Geburtstag (24. Juli 1914). In: Der Brenner 4, 1913/14, H. 20, 15. 7. 1914, S.912-918, hier S.914 u. 916.
- 119 Carl Dallago: O diese Welt! In: Der Brenner 9, Herbst 1925, S.172-279.
- 120 Ignaz Zangerle: Die Bestimmung des Dichters. In: Der Brenner 16, 1946, S.112-199, hier S.156.
- 121 Hermann Broch: Philistrosität, Realismus, Idealismus der Kunst. In: Der Brenner 3, 1912/13, H. 9, 1. 2. 1913, S.399-415, hier S.407; Martina Wied: Otto Stoessl, der Erzähler. In: Der Brenner 4, 1913/14, H. 3, 1. 11. 1913, S.120-128, hier S.121; Carl Dallago: Streifzüge. In: Der Brenner 4, 1913/14, H. 8, 1. 2. 1914, S.364-388, hier S.377 (Zitat aus seinem 1911 erschienenen *Buch der Unsicherheiten*); Friedrich Pater: Über Sprache und Kunst. In: Der Brenner 7, 1922, 1. Hbdbl., Frühling, S.121-147, hier S.146; Werner Meyknecht: Das Bild des Menschen bei Georg Trakl. In: Der Brenner 15, Pfingsten 1934, S.48-85, hier S.63; Werner Kraft: Der Sonntag. In: Der Brenner 17, 1948, S.162-170, hier S.162; August Zechmeister: Der Christ und der Engel. In: Der Brenner 17, 1948, S.190-210, hier S.190; (Ludwig Ficker:) Nachträge und Notizen. In: Der Brenner 18, 1954, S.280-285, hier S.281 (Zitat aus einem Artikel von Clemens Graf Podewils).
- 122 Hans-Egon Holthusen: Rilkes Sonette an Orpheus. Versuch einer Interpretation. München 1937 (zugl. Diss. München).
- 123 Zechmeister: Christ (Anm. 121), S.193.
- 124 Alto Pritzl: Fragmente. In: Der Brenner 18, 1954, S.21-35, hier S.32.
- 125 Ludwig v. Ficker: Briefwechsel 1940-1967. (Bd. 4.) Hg. v. Walter Methlagl, Anton Unterkircher u.a. Innsbruck 1988 (Brenner-Studien 15), S.356 (Brief an Alfred Focke, 26. 1. 1962).
- 126 Franz Kafka: Tagebücher; Briefe 1900 - 1912, 1913 - März 1914, April 1914 - 1917. Hg. v. Hans-Gerd Koch. Frankfurt a. M. 1990, 1999, 2001 u. 2005 (Schriften, Tagebücher, Briefe. Kritische Ausgabe).
- 127 Ficker: Briefwechsel 1909-1914 (Anm. 51), S.299 (Brief vom 10. 10. 1913).
- 128 Ficker: Briefwechsel 1940-1967 (Anm. 125), S.356 (Brief an Alfred Focke, 26. 1. 1962).
- 129 Ficker: Briefwechsel 1909-1914 (Anm. 51), S.177 (Brief vom 26. 7. 1913).
- 130 Max Brod: Streitäbares Leben. Autobiographie. München 1960, S.112.
- 131 Vgl. Jürgen Born (Hg.): Franz Kafka. Kritik und Rezeption zu seinen Lebzeiten 1912-1924. Frankfurt a. M. 1979.
- 132 Paula Schlier: Chorónoz. Ein Buch der Wirklichkeit in Träumen. München (1927).
- 133 Wilhelm Weindler: Die Traumwelt von Chorónoz. In: Der Brenner 13, Herbst 1932, S.75-158, hier S.98.
- 134 Ignaz Zangerle: Die Wahrheit des Herzens. In: Neuland 10, 1933, F. 6, S.129-136.
- 135 Wilhelm Weindler: Die göttliche Wirklichkeit. In: Der Brenner 14, Weihnachten 1933, S.33-41, hier S.33.
- 136 Zangerle: Bestimmung (Anm. 120).
- 137 Ficker: Briefwechsel 1940-1967 (Anm. 125), S.135 (Brief an Joseph Bernhart, 31. 3. 1946).
- 138 Ebenda, S.140 (Brief an Franz Glück, 29. 7. 1946).
- 139 Ebenda, S.139 (Brief an August Zechmeister, 25. 4. 1946).
- 140 Brief an Heinrich v. Trott zu Solz, 1. 10. 1946 (BA 47/10.20.13).
- 141 Brief an Ludwig v. Ficker, 12. 4. 1946 (BA 54/55-3).
- 142 Ficker: Briefwechsel 1940-1967 (Anm. 125), S.149 (Brief an Paula Schlier, 14. 11. 1946), S.484 (Erläuterungen). In der Zeitschrift *Austria* 2, 1947, H. 2, Febr., S.79, wird erwähnt, dass das Heft eine „erstaunlich hohe Auflage, bzw. Absatzziffer“ erreicht habe, und ist von einem „geradezu sprunghaft erweiterten Radius“ der Geltung des *Brenner* die Rede.

- 143 Alfred Doppler: Georg Trakl als Vorbild für die Bestimmung des Dichters im „Brenner“ nach 1945. In: Methlagl u.a.: Untersuchungen (Anm. 49), S.122-129, hier S.122 u. 125f.
- 144 Emil Barth: Georg Trakl. Zum Gedächtnis seines fünfzigsten Geburtstages am 3. Februar 1937. Mainz 1937.
- 145 Ignaz Zangerle: Die Bestimmung des Dichters. Ein Versuch. Freiburg 1949 (Die kleine Herder-Bücherei).
- 146 Ficker: Briefwechsel 1940-1967 (Anm. 125), S.139 (Brief an August Zechmeister, 25. 4. 1946).
- 147 Josef Kaut: „Der Brenner“. In: das silberboot 2, 1946, H. 6, Aug., S.52; auch in: Die Fähre 1, 1946, H. 8, S.510.
- 148 W(ilhelm) R(einerman)n: Zwei Höhenfeuer. In: Austria 2, 1947, H. 2, Febr., S.79f., hier S.80.
- 149 Leo Gabriel: Wort und Sein. Eine Stellungnahme zum „Brenner“. In: Die Furche Nr. 16, 26. 4. 1947, S.6f.
- 150 Ficker: Briefwechsel 1940-1967 (Anm. 125), S.156 (Brief an Paula Schlier, 8. 5. 1947).
- 151 Zangerle: Bestimmung (Anm. 120), S.119f., 142, 166, 171, 180, 184 u. 198f.
- 152 Werner Bergengruen: Gedanken über Dichtung und Dichter. In: Simon Moser unter Mithilfe v. Robert Muth (Hg.): Wissenschaft und Gegenwart. Internationale Hochschulwochen des Österreichischen College. Innsbruck 1946, S.251-254, hier S.251.
- 153 Zangerle: Bestimmung (Anm. 120), S.132.
- 154 Karl Rök: Tagebuch 1891-1946. Hg. u. erl. v. Christine Kofler. 3 Bände. Salzburg 1976, Bd. 1, S.191; Hans Szklenar: Beiträge zur Chronologie und Anordnung von Georg Trakls Gedichten auf Grund des Nachlasses von Karl Rök. In: Euphorion 60, 1966, S.222-262, hier S.230.
- 155 L. U.: Salzburg. Ein literarisches Sammelwerk. In: Wiener Allgemeine Zeitung, 11. 1. 1913.
- 156 Hans-Georg Kemper: Georg Trakls Entwürfe. Aspekte zu ihrem Verständnis. Tübingen 1970 (Studien zur deutschen Literatur 19), S.209.
- 157 Eberhard Sauermann: Georg Trakl. (1887-1914). In: Ursula Heukenkamp u. Peter Geist (Hg.): Deutschsprachige Lyriker des 20. Jahrhunderts. Berlin 2007, S.136-147, hier S.143.
- 158 Zangerle: Bestimmung (Anm. 120), S.146-149.
- 159 Ebenda, S.188.
- 160 Ebenda, S.118f.
- 161 Ebenda, S.150-152.
- 162 BA 80/2-3, S.43.
- 163 Zangerle: Bestimmung (Anm. 120), S.153.
- 164 Ebenda, S.155.
- 165 Ebenda, S.124.
- 166 Ebenda, S.156.
- 167 Ebenda, S.157f.
- 168 Ebenda, S.158.
- 169 Ebenda, S.159f.
- 170 Ebenda, S.160f.
- 171 Ficker: Briefwechsel 1940-1967 (Anm. 125), S.168 (Brief vom 30. 11. 1947).
- 172 Ebenda, S.169 (Brief vom 27. 12. 1947).
- 173 Ebenda, S.174 (Brief vom 13. 2. 1948).
- 174 Alfred Focke: Kafka und Trakl. In: Etudes Germaniques 17, 1962, S.411-431, hier S.422.
- 175 Ficker: Briefwechsel 1940-1967 (Anm. 125), S.356 (Brief vom 26. 1. 1962).
- 176 Brief an Ursula Fischer, 6. 8. 1947 (BA 47/10.11.4).
- 177 Ficker: Briefwechsel 1940-1967 (Anm. 125), S.529 (Brief vom Jan. 1953).
- 178 Paula Schlier: Das Menschenherz. Traumbilder des Lebens. Salzburg 1953.
- 179 Ficker: Briefwechsel 1940-1967 (Anm. 125), S.543 u. 262 (Briefe vom 4. u. 8. 3. 1954).
- 180 Ludwig v. Ficker: Briefwechsel 1926-1939. (Bd. 3.) Hg. v. Walter Methlagl, Anton Unterkircher u.a. Innsbruck 1991 (Brenner-Studien 11), S.108 (Brief von Otto Stoessl, 6. 1. 1928).
- 181 Doppler: Trakl (Anm. 143), S.123 u. 127f.
- 182 Walter Methlagl: Bemerkungen zu Ignaz Zangerles Mitarbeit am „Brenner“. In: Methlagl u.a.: Untersuchungen (Anm. 49), S.527-529, hier S.529.
- 183 Vgl. Vietta u.a.: Expressionismus (Anm. 24), S.174.
- 184 Doppler: Trakl (Anm. 143), S.123.
- 185 Zangerle: Bestimmung (Anm. 120), S.144, 185 u. 198.

- 186 Ficker: Briefwechsel 1940-1967 (Anm. 125), S.115 (Brief vom 24. 6. 1945).
- 187 Johannes Pfeiffer: (Rezension), in: Euphorion 46, 1952, H. 2, S.224f., hier S.225.
- 188 Dietrich Schlüter: Christliche Literatur und ihre Kanonisierung seit 1945. 3 Bände, Diss. (ungedr.) Dortmund 2001, Bd. 1, S.76; vgl. http://deposit.ddb.de/cgi-bin/dokserv?idn=965036456&dok_var=d1&dok_ext=pdf&filename=965036456.pdf.
- 189 Ignaz Zangerle: Zeit und Stunde. Der geistesgeschichtliche Weg des ‚Brenner‘ (1910-1954). In: Literaturwissenschaftliches Jahrbuch N.F. 19, 1978, S.189-198, hier S.196.
- 190 Els Andringa: Die Facette der Interpretationsansätze, in: Bettina v. Jagow u. Oliver Jahraus (Hg.): Kafka-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung, Göttingen 2008, S.317-335, hier S.326.
- 191 Ignaz Zangerle: Georg Trakl. In: Die Presse, 2. 11. 1946.
- 192 Ignaz Zangerle: „Ende des Brenner“. Weg und Ziel einer bedeutenden Zeitschrift. In: Rheinischer Merkur, 23. 7. 1954; ders.: Ein Dichter männlicher Schwermut. Zum 40. Todestag Georg Trakls. In: Tiroler Tageszeitung, 3. 11. 1954.
- 193 Ficker: Briefwechsel 1940-1967 (Anm. 125), S.145 (Brief von Alfred Kubin, 30. 10. 1946).
- 194 August Zechmeister: Georg Trakl – Hinweis auf den Christen. In: Der Turm 2, 1946/47, Nr. 5/6, S.208-210, hier S.209.
- 195 Ficker: Briefwechsel 1940-1967 (Anm. 125), S.139 (Brief vom 29. 7. 1946). Zechmeister zitiert die ganze Passage eingangs seines Aufsatzes (Anm. 194, S.208).
- 196 Ficker: Frühlicht (Anm. 112), S.265.
- 197 Sigurd Paul Scheichl: Aspekte des Judentums im „Brenner“ (1910-1937). In: Methlagl u.a.: Untersuchungen (Anm. 49), S.70-121, hier S.112 u. 120.
- 198 Zangerle: Zeit (Anm. 189), S.190.
- 199 Peter Sprengel: Geschichte der deutschsprachigen Literatur 1900-1918. Von der Jahrhundertwende bis zum Ende des Ersten Weltkriegs. München 2004 (Geschichte der deutschen Literatur von den Anfängen bis zur Gegenwart IX,2), S.118.
- 200 Ficker: Briefwechsel 1909-1914 (Anm. 51), S.12 (Brief an Robert Michel, 10. 9. 1909). Ficker bezieht sich auf Hermann Bahr: Die Überwindung des Naturalismus. Zürich 1891 (Zur Kritik der Moderne 2).
- 201 (Carl Dallago:) Geleitwort. In: Der Brenner 1, 1910/11, H. 1, 1. 6. 1910, S.1.
- 202 Ficker: Briefwechsel 1909-1914 (Anm. 51), S.114 (Brief an Erhard Buschbeck, 22. 1. 1913).
- 203 Ebenda, S.35 (Brief an Robert Michel, 11. 7. 1910).
- 204 Ebenda, S.184 (Brief an Ludwig Erik Tesar, 24. 10. 1913).
- 205 Ficker: Vorlesung (Anm. 35), S.565; vgl. auch Ficker: Nachträge (Anm. 121), S.284.
- 206 Ficker: Briefwechsel 1914-1925 (Anm. 39), S.339 (Brief an Karl Kraus, 11. 1. 1923).
- 207 Neugebauer: Würdigung (Anm. 103), S.198.
- 208 Ebner: Glossen (Anm. 45), S.587f.
- 209 Johann Holzner: Literatur in Tirol (von 1900 bis zur Gegenwart). In: Anton Pelinka u. Andreas Maislinger (Hg.): Handbuch zur neueren Geschichte Tirols. Bd. 2. Zeitgeschichte. 2. Teil. Wirtschaft und Kultur. Innsbruck 1993, S.209-269, hier S.215.
- 210 Vgl. ebenda.
- 211 O.: Brenner (Anm. 7).
- 212 Gerda Breit: Das Pressewesen Nordtirols von 1860 – 1914. Diss. (ungedr.) Innsbruck 1950, S.88.
- 213 (Rudolf Christof Jenny:) Das schwarze System vor Gericht! Schwurgerichtsprozess des „Tiroler Wastl“ Rudolf Christoph Jenny gegen die verantwortlichen Redakteure der frommen Blätter „Tiroler Stimmen“ und „Tiroler Anzeiger“. (Ein lebendiges Kulturkampfbild aus dem heiligen Land Tirol.) Innsbruck (1911), S.8.
- 214 Ficker: Briefwechsel 1909-1914 (Anm. 51), S.35 (Brief an Robert Michel, 11. 7. 1910).
- 215 (Ludwig v. Ficker:) Das Ewig-„Allgemeine“. In: Der Brenner 1, 1910/11, H. 4, 15. 7. 1910, S.95f., hier S.96.
- 216 Anonym (= wahrsch. Karl Ongania:) An den „Brenner“. In: Allgemeiner Tiroler Anzeiger, 18. 7. 1910.
- 217 F. (= Ludwig v. Ficker:) An den „Allg. Tiroler Anzeiger“. In: Der Brenner 1, 1910/11, H. 5, 1. 8. 1910, S.118-120, hier S.118.
- 218 –ng– (= wahrsch. Josef Weingartner): Ein neuer Plattner. In: Allgemeiner Tiroler Anzeiger, 13. 7. 1910.
- 219 –s.: Der Brenner. In: Innsbrucker Nachrichten, 6. 8. 1910.
- 220 Anonym: Der Brenner. In: Volks-Zeitung, 3. 6. 1910.
- 221 Anonym: Der Brenner. In: Der Tiroler Wastl 11, 1910, Nr. 535, 5. 6., S.7.

- 222 Vgl. Eberhard Sauermann: Zur Rezeption Trakls und des frühen „Brenner“ in der zeitgenössischen Tiroler Presse. In: Mitteilungen aus dem Brenner-Archiv 13, 1994, S.74-87.
- 223 Lap: Brenner (Anm. 65); ders.: Der Brenner. In: Allgemeiner Tiroler Anzeiger, 24. 1. 1913; ders.: Der Brenner. In: Allgemeiner Tiroler Anzeiger, 1. 3. 1913.
- 224 (Rudolf Christoph Jenny:) Der erste literarische Abend der Halbmonatsschrift „Der Brenner“. In: Der Tiroler Wastl 13, 1912, Nr. 618, 7. 1., S.7f. Zur Verfasserschaft vgl. Brief Dallagos an Ficker vom 1. 2. 1912 (BA 6/25-2).
- 225 Anonym: Der Brenner. In: Innsbrucker Nachrichten, 15. 3. 1913.
- 226 (Ludwig v. Ficker:) Autoren-Abend. In: Innsbrucker Nachrichten, 1. 12. 1913; vgl. Entwurf (BA 91/34-1).
- 227 Josef Anton Steurer: „Brenner“-Jahrbuch 1915. In: Allgemeiner Tiroler Anzeiger, 20. 7. 1915.

Nullpunkt, Traditionswahl und Religion

Alfred Döblin und Hans Egon Holthusen zur deutschen Literatur nach 1945

von Dirk Kemper (Moskau)

Das Erleben und Erleiden des deutschen Faschismus und keineswegs nur dessen Ende und Zusammenbruch im Jahre 1945 löste in den deutschsprachigen Literaturen für einige Jahre eine Besinnung – wir vermeiden bewusst den irreführenden Begriff der ‚Rückbesinnung‘ – auf das Religiöse aus. Dieser Befund gilt für Deutschland, vergleichbar aber different auch für Österreich, kaum jedoch für die Schweiz. Die Forschung hat diesem Phänomen, obwohl es stets kurz erwähnt wird, bislang wenig Aufmerksamkeit geschenkt, schien es doch nur allzu evident, dass im Ensemble der damals teils verzweifelten, teils zukunftsoptimistischen Suche nach neuer Weltorientierung, nach neuen, auch handlungsanleitenden Weltzugangsmodi eine religiöse Facette für kurze Zeit eine Rolle spielte.

Diese literarische Strömung jedoch heute im Medium der Literaturgeschichte wahrzunehmen fällt schwer, wird sie doch in den gängigen Literaturgeschichten allzu schnell marginalisiert oder unter Missachtung ihrer Spezifik unter den Schlagworten Konservatismus und Traditionalismus verbucht. Damit folgt die Literaturgeschichtsschreibung einer Entwicklung, die den Faschismus ungebrochen überlebte, ja durch dessen pseudoreligiöse Aspekte sogar noch verstärkt wurde, nämlich die zu einem vollkommen säkularen Selbstbeschreibungsmodus der westeuropäischen Gesellschaften, der sich seit der Aufklärung immer monologischer, also ohne dialogische Gegenstimme (wie etwa in der Kultur Russlands), ausbildete. Die säkulare Gesellschaft toleriert und schützt das Religiöse zwar, aber nur in der Sphäre des Privaten, nicht jedoch im öffentlichen Diskurs, der sich der Sphäre des Staatlichen zugehörig weiß und dort seine kontrollierende und korrigierende Funktion ausüben will. Oder, um gleich Hans Egon Holthusen zu Wort kommen zu lassen, die Religion lebt in der säkularen Gesellschaft „gegen einen Widerstand von lähmender Toleranz, die ihre Fremdartigkeit um so stärker hervortreten läßt, je mehr er sich der vollkommenen Gleichgültigkeit nähert“.¹

Auf die religiös orientierte Richtung der deutschsprachigen Literaturen angewandt heißt dies, dass sie in dem Maße als irritierend oder gar störend empfunden werden musste, in dem das literarische Feld nicht mehr wie in den unmittelbaren Nachkriegsjahren als Forum höchst privater Confessiones, von Bekenntnissen individueller Leidensgeschichten und Befindlichkeiten in Vergangenheit und Gegenwart aufgefasst wurde, sondern als Teil des öffentlichen Diskurses, in dem eine sich neu formierende Gesellschaft um ihr politisches und in Verbindung damit säkulares Selbstverständnis rang. Spätestens seit sich die Literaturgeschichtsschreibung in den sechziger Jahren einem wie auch immer definierten ‚progressiven‘ Ideal verschrieb, fiel

die religiös orientierte Literatur der Nachkriegsdekade durch das Raster dessen, was Literatur zu diesem Selbstfindungsprozess beitragen sollte.

Diese erste Vorüberlegung charakterisiert das Umfeld des zu behandelnden Gegenstandes. Die exakte Frage, der ich in diesem Kontext nachgehen möchte, betrifft die Begründungen für die Aufnahme religiöser Fragestellungen, und zwar bei den Autoren, die diese selbst propagierten und/oder umsetzten. Dazu möchte ich mich mit zwei Texten auseinandersetzen, die beide – allerdings auf ganz unterschiedliche Art – zu ergründen suchen, in welcher Lage sich die deutschsprachige Literatur in der Nachkriegszeit befand und welcher Stellenwert religiösen Fragen in dieser Situation zukommen konnte. Im Mittelpunkt steht Holthusens – damals epochemachendes – Buch *Der unbehauste Mensch* von 1951; als Kontrastfolie herangezogen wird Döblins 1947 vorgelegte Studie unter dem ebenso lakonischen wie programmatischen Titel *Die literarische Situation*.

Zuvor sei jedoch eine zweite Vorüberlegung zur sogenannten „Stunde null“ erlaubt, auch wenn sie zugegebenermaßen literaturhistorisch weit ausholt. Im Jahre 1687 entbrannte in der französischen Akademie der Wissenschaften der Streit, ob die französische Kultur unter Ludwig XIV. tatsächlich immer noch niedriger zu bewerten sei als die klassische römische unter Augustus, ob also die Autorität der antiken Muster, die im Paradigma der neuzeitlich aufgeblühten Naturwissenschaften längst als überwunden galt, im Sinne des herrschenden Klassizismus für Literatur und Künste weitergelten könne. Bekanntlich entwickelte sich daraus die „Querelle des Anciens et des Modernes“, der Streit der Alten mit den Modernen, der von Frankreich auf ganz Europa ausstrahlte und im Laufe dessen der Geltungsanspruch des traditionellen Klassizismus zerbrach. Es dauerte in Deutschland gut 100 Jahre, bis diese Debatte in voller theoretischer Schärfe von Friedrich Schiller (*Über naive und sentimentalische Dichtung*) und Friedrich Schlegel (*Über das Studium der griechischen Poesie*) in den neunziger Jahren des 18. Jahrhunderts aufgenommen und in der Beantwortung der Frage eine spezifisch moderne Literatur begründet wurde. Ein Ergebnis der Querelle lag darin, dass die Literatur nunmehr aus der alten, Jahrhunderte währenden *Traditionsverpflichtung* auf die Antike entlassen und in die Freiheit der *Traditionswahl* der Moderne versetzt wurde. Die Romantiker haben bekanntlich von diesem Recht extensiv und programmatisch Gebrauch gemacht, indem sie immer neue literarische Bezugssysteme für sich entdeckten – von der Literatur des Mittelalters über die der romanischen Länder, schließlich geographisch ausgreifend bis nach Indien und China. Das Recht der freien Traditionswahl ist für die Literatur in der Makroepoche der Moderne konstitutiv, und es beleuchtet das, was mit der Rede von der sogenannten „Stunde null“ nach Kriegsende gemeint war: Nach Jahren einer neuen, diesmal politisch erzwungenen und ideologisch begründeten Traditionsverpflichtung stand die deutsche Literatur 1945 sträflich unvorbereitet vor der Situation, literarische Bezugssysteme plötzlich wieder frei wählen zu dürfen, aber auch umgehend wählen zu müssen, standen doch die Besatzungsmächte schon bereit, entsprechende Vorschläge von ihrer Seite zu unterbreiten. Exakt in diesem Sinne, im Sinne einer ‚plötzlich‘ wieder

zugefallenen Situation freier Traditionswahl, wurde die „Stunde null“ auch damals diskutiert.

In seinem 64 Seiten umfassenden Libellum *Die literarische Situation* konstatiert Döblin: „Das heutige deutsche Leiden ist auch im Literarischen zum großen Teil eine Mangelkrankheit.“² Die Metapher des Entzugs notwendiger Nährstoffe ausbauend, spricht er von „Skorbut und Beriberi“, einem Krankheitsbild, das sich in Folge der zwölfjährigen einseitigen ideologischen Nahrung des deutschen Bewusstseins eingestellt habe. Ergo, so seine Forderung, müsse das Bewusstsein wieder „ajustiert werden“, und die Remedia dieser Therapie sollen aus der nun anstehenden freien Traditionswahl erwachsen: „Das Bewußtsein muß wieder ajustiert werden. Man kann dazu planmäßig die ältere Literatur prüfen und eine Liste der jetzt heilsamen Autoren anlegen.“ (34)

Gerade Döblin wusste, dass die deutschen Literatinnen und Literaten diese Entscheidung besser rasch selber trafen, bevor andere sie dieser Aufgabe in pädagogischer Absicht wieder enthöben. Als Literaturinspekteur der französischen Besatzungstruppen in Baden-Baden tätig, hatte der bereits im Oktober 1945 aus dem amerikanischen Exil nach Deutschland zurückgekehrte Döblin nämlich intime Einsichten in die Literaturpolitik der Besatzer und deutet diesen Bereich in seiner Schrift – soweit es die damalige Zensur und seine persönliche Stellung zuließen – entsprechend an: „Man hat eine Liste von literarischen Werken des Auslands und des Inlands aufzustellen, welche bei der heutigen Papier- und Drucknot erste Druckberechtigung erhalten.“ (35)

Deutlicher könnte die sogenannte „Stunde null“ – im Sinne unserer oben entfalteten Argumentation – gar nicht definiert werden, und zwar als durch politische Faktoren bedingter Zwang, vom Recht auf freie Traditionswahl so schnell wie möglich Gebrauch machen zu sollen. Wie aber sollte das praktisch von statten gehen? Welche Traditionshorizonte boten sich an? Welche waren zu wählen? Dezidiert im Fokus dieser Fragen gehen Döblin und Holthusen daran, die literarische Situation der frühen Nachkriegsjahre zu analysieren.

Döblin macht sich dazu programmatisch die Frage zueigen, ob es eine Möglichkeit gebe, die „deutsche Literatur“ nach dem Ende des NS-Regimes „wiederherzustellen und neu aufzurichten“ (3). ‚Wiederherstellung‘ ist das deutsche Äquivalent für ‚Restauration‘, und in der Tat – so werden wir noch sehen – geht es Döblin darum, die deutsche (im Sinne von ‚deutschsprachige‘) Literatur unter Rekurs auf ihre *eigenen*, *deutschen* Bezugssysteme zu restaurieren. Was ‚wiederhergestellt‘ werden soll, muss einmal intakt beziehungsweise gesund gewesen sein, und genau das behauptet er, wenn er „die 1933 noch intakte Literatur“ (14) in drei Strömungen einteilt. Wenn aber der deutschen Literatur attestiert werden kann, sie sei bis zum Tage X, dem Tag von Hitlers Machtergreifung, „intakt“ gewesen, wird sie damit aus der Debatte um die historischen Ursachen des Nationalsozialismus von vornherein entlassen.

„Soll man, kann man die alte, vor 1933 blühende Literatur restaurieren?“ (33), lautet daher Döblins wiederholt aufgeworfene Frage, deren Beantwortung auch seine Einteilung der deutschen Vorkriegsliteratur in drei Gruppen, nämlich in „eine feudalistische, eine humanistische und eine progressive“, dient. In Anwendung seiner

eigenen Epochentheorie der Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen, die davon ausgeht, dass alle literarhistorischen Epochen in sich überlagernden Schichten in jedem historischen Moment präsent seien (vgl. 14f.), fasst er die gesamte deutschsprachige Literatur vom späten Mittelalter bis ins frühe 20. Jahrhundert unter den Begriffen ‚Feudalismus‘ und ‚Traditionalismus‘ zusammen und rechnet ihr insbesondere alle „Klassiker“ (16) zu. Diese Strömung bilde die kulturell dominante und kulturell privilegierte Richtung, ihr entspreche auch „die Bewußtseinslage der Masse“: „Man hat ein am Feudalistischen orientiertes und seiner selbst nur im Feudalistisch-traditionalistisch und Althumanistischen bewußtes Land vor sich.“ (17)

In aristokratischer Grundhaltung unter Verachtung von Masse und Demokratie, stilistisch maniert und im Denken konservativ bedienten sich hier Autorinnen und Autoren wie Paul Ernst, Wilhelm v. Scholz, Wilhelm Schäfer, Rudolf Pannwitz, Stefan George, Ricarda Huch und der frühe Thomas Mann einer bestimmten „Schreibe und keine[r] Sprache“ (17). Diese scharfe, pejorative Wertung dient dazu, den gesamten traditionellen Literaturkanon in der anstehenden Entscheidungssituation der Traditionswahl zu desavouieren und von der Restauration der deutschen Literatur auszuschließen. Döblins besonderes argumentatives Augenmerk gilt dabei den Klassikern, die sich als hochkanonisierte Autoren gleichsam wieder aufdrängten:

Aber es sei von vornherein festgestellt, daß es unwahr und eine politische Fälschung ist, wenn man auch jetzt immer wieder Hölderlin, Mörike, Stifter, Hebel neben einigen Klassikern als die Autoren vorstellt, welche den wahren deutschen Geisteszustand repräsentativ und normativ ausdrückten. Sie sind aus politischen Gründen, zum Teil als Schutzwand, zu dieser Rolle gekommen. Sie selbst hätten sie abgelehnt. [...] Die deutschen Klassiker sind nicht, wie ein bekanntes Wort sagt, wie ein Kranichzug über das Land hinweggezogen. Sie waren zum Teil schon von Haus aus nicht mit Klauen und Zähnen bewaffnet gewesen. Sie neigten dazu, sich in einer gewissen Höhe, auch obrigkeitlicher Höhe zu halten. (34f.)

Von der feudalistischen unterscheidet Döblin zur Bestimmung der zweiten Gruppe die „humanistische oder humanistisch bürgerliche“ (17) literarische Kultur. Ihre identitätsstiftende Hochphase lag im 18. Jahrhundert, repräsentiert durch Aufklärung und Französische Revolution, doch neige diese Gruppe im Ganzen gesehen inzwischen zur „Schwäche“, sei epigonal („Enkel und Urenkel“, 18) und zeige durchaus etwas „Dekadentes“ (17). Hierher gehörten Gerhart Hauptmann, der Hauptteil des Werkes der Brüder Mann, Jakob Wassermann, Stefan Zweig, Arnold Zweig oder Bruno Frank. Zusammen mit der feudalistischen bilde diese Gruppe das „Hauptfeld der Literatur in Deutschland“, während ihre kulturbildende Funktion spezifisch auf das Bürgertum abgestellt sei:

[...] sie vertraten (und speisten) die Bildung der gebildeten Masse, der Akademiker, der Lehrer, der an keine Partei gebundenen politisch Interessierten. Sie spiegelten

und verklärten diese Schicht, sie beherrschten die literarische Bühne und kontrollierten weitgehend die öffentliche Meinung. (18)

Der dritten Gruppe der „Progressiven“ schließlich mit ihren Ursprungs- und Bezugsfeldern im Naturalismus, Expressionismus und Surrealismus fallen nur positive Attribute zu: Experimentalismus, ein leidenschaftliches Verhältnis zum Heutigen, Aktivität, Tat und Revolution, ein offenes und positives Verhältnis zur Großstadt und zur Technik, schließlich eine klare Frontstellung gegen „Schein-Humanismus“ und „Goethomanie“ (19). Sternheim, Kaiser, Dehmel, Holz, Toller, Hasenclever, Wolfenstein, Werfel und Roth gehören hierher, und natürlich der Name, der unausgesprochen bleibt: Döblin.

An dieser argumentativen Zubereitung des Materials fällt vor allem das Bemühen auf, die Vorkriegsliteratur aus sich selbst heraus und nicht aus ihrer politischen Verwicklung in den Nationalsozialismus zu beurteilen. Diese wird kurz und pflichtschuldig in einem separaten Kapitel nachgetragen, bleibt aber ohne tragende argumentative Funktion. Auch die sich anschließende Auseinandersetzung mit der NS-Literatur bleibt flüchtig und unscharf, weil die hier möglicherweise zu zeitigenden Ergebnisse keinen inneren Bezug zu Döblins Restaurationsprojekt der deutschen Literatur aufweisen. Deshalb kann er es sich auch leisten, in der Analyse des Faschismus auf der metaphorischen Ebene von Krankheitsbildern zu bleiben, denn ihn interessiert die Anamnese dieser Krankheit überhaupt nicht, die Diagnostik nur bedingt, die Therapie hat sich für ihn durch den Zusammenbruch des Regimes historisch erledigt, nun aber geht es zentral um die Rekonvaleszenz des Patienten. In dieser Phase aber wird nicht mehr einschneidend therapiert, sondern der Selbstgesundungsprozess des Organismus vorsichtig unterstützt. Diese Adaption Döblinscher Bildlichkeit übertreibt keineswegs. Der Faschismus bildet in Döblins Verständnis lediglich einen zwar extrem schädlichen, letztlich jedoch völlig systemfremden Umweltfaktor für das kulturelle Subsystem der Literatur, und dies gilt offenbar für das gesamte Geistesleben: „In den zwölf Jahren lag es so: ein kräftiges, industrielles und wissenschaftliches Volk wurde von der biologischen [d.h. der einer biologischen Utopie verfallenen] Staatsmacht um sein Bewußtsein betrogen.“ (34)

Solche Formulierungen wecken Erstaunen, denn Döblin weiß selbstverständlich Ursachen für den Aufstieg des Nationalsozialismus auch im deutschen Geistesleben zu benennen – allem voran den Revanchismus nach dem Versailler Vertrag sowie den Pangermanismus –, doch geht es ihm hier darum, für sein Restaurationsprojekt die deutsche Literatur argumentativ im Stande der Restaurierbarkeit zu halten. Seine Argumentation erklärt sich allein aus dem einen Fluchtpunkt, auf den sie zuläuft, nämlich auf die Frage, *ob für die Neuorientierung der deutschen Literatur deutschsprachige oder ausländische literarische Bezugssysteme zu wählen seien.*

In der Situation der freien Traditionswahl – „da sie [die deutsche Literatur] ja jetzt völlig freies Feld hat“ (33) – sieht er den politischen und moralischen Druck der westlichen Besatzungsmächte, eine Entscheidung im Sinne der zweiten Option, der Wahl ausländischer Bezugssysteme, herbeizuführen. Wenn es aber um die Rekonvaleszenz nach einer Erkrankung geht – von „Massenerkrankung paranoider

Art“, „Massenepidemie“ und „Infektion“ ist die Rede –, setzt Döblin auf therapeutische Maßnahmen der sanften Art: „verblassen lassen, überdecken, Besseres an diese Stelle setzen“ (38). Psychologisch sei dies der einzige Weg zu einer nachhaltigen Wirkung:

Wenn vor die Deutschen, wie man es nach 1918 getan hat, die demokratischen Ideen und Vorstellungen anderer Länder ausgebreitet werden, und wenn man ihnen die entsprechenden Einrichtungen übermittelt, so werden sie diese importierten Dinge loben und sich auch an ihnen versuchen. Werden sie sie aber akzeptieren? Werden die importierten Dinge imstande sein, die vorhandene Substanz auszudrücken, in dem Zustand, in dem sie sich jetzt befindet? Es geht darum: sich die Vorstellungen und Einrichtungen so einzuverleiben, daß sie die eigenen werden, und daß sie den Menschen des Volkes derartig repräsentieren, daß er bereit ist, sie als eigene Vorstellungen und Einrichtungen zu verteidigen. (41)

Damit ist die Kardinalfrage der damaligen Zeit, nämlich die nach der Wahl neuer deutschsprachiger oder ausländischer literarischer Bezugssysteme, für Döblin beantwortet. Entsprechend frei und offen kann er nunmehr auch sein literarisches Bezugssystem offenlegen, um der deutschen „Rumpfliteratur [...] aus dem Kümmerzustand aufzuhelfen“ (36). Es handelt sich durchweg um Autorinnen und Autoren der dritten, progressiven Gruppe, und zwar insbesondere um solche, die durch Bücherverbot, Schreibverbot, Verfolgung oder Exilierung der deutschen Literatur während des Nationalsozialismus entzogen waren: Peter Altenberg, Hermann Bahr, Johannes R. Becher, Ernst Blaß, Bert Brecht, Max Brod, Alfred Döblin, Albert Ehrenstein, Lion Feuchtwanger, Bruno Frank, Leonhard Frank, Oskar Maria Graf, Hugo v. Hofmannsthal, Franz Kafka, Else Lasker-Schüler, Heinrich Mann, Thomas Mann, Alfred Mombert, Joseph Roth, August Stramm, Fritz von Unruh, Jakob Wassermann, Ernst Weiß, Franz Werfel, Alfred Wolfenstein, Paul Zech, Arnold Zweig und Stefan Zweig (vgl. 36).

Parallel, aber kaum mit diesem Programm der Restauration aus eigener literarischer Substanz verwoben, läuft ein anderer Gedankenstrang Döblins, der die Restauration der deutschen Literatur mit einer „neue[n] Epoche der Metaphysik und Religion“ (48) in Verbindung bringt. Der Zugang zum Religiösen, der den 1941 im Alter von dreiundsechzig Jahren vom Judentum zum Katholizismus konvertierten Döblin dabei leitet, ist deutlich nicht theologisch, sondern kulturgeschichtlich bestimmt. In dieser Argumentationslinie geht Döblin mit langem Atem einer deutschen Krankheit nach, die er „den eigentümlichen religiösen Kurzschluß des Deutschen“ (47) nennt, nämlich „den Einzelmenschen direkt zum Überirdischen und zu Gott zu führen, unter Ausschaltung der ganzen dazwischenliegenden, kämpferisch und leidend zu durchschreitenden und zu durchdringenden Realität“ (35). Zur Begründung bietet Döblin ein Axiom völkerpsychologischer Art an, das nicht argumentativ entfaltet, sondern nur im mythologischen Bilde demonstriert wird:

Wie dem König Midas der Sage alles, was er anfaßte, zu Gold wurde, wird dem Deutschen in diesem [seinem ‚präpolitischen‘] Zustand alles, woran er rührt, mystisch, verschwommen und undeutlich und meist, aber nicht immer, viel mit Gefühl durchschossen. (47)

‚Präpolitisch‘ (vgl. 47) im Sinne Döblins darf dieser Zustand genannt werden, weil das so Verinnerlichte die Auseinandersetzung mit der Realität scheut, gleichzeitig sich aber so aufstaut, dass es zur „Verweltlichung“ (ein Zentralbegriff bei Döblin im Sinne von ‚nach Umsetzung in der Realität drängend‘) strebt, sich aus „seelische[r] Trächtigkeit“ erlösen will. In der historischen Pendelbewegung zwischen Verinnerlichung und Verweltlichung blockiere sich der Deutsche selbst durch die ‚Diffusität‘ (vgl. 47) seiner Innerlichkeit, so dass die Formen der Verweltlichung schwach, inadäquat oder unzulänglich ausfiel. In einer für Konvertiten zum Katholizismus nicht untypischen Argumentation deklariert er die Reformation zum Prototyp gescheiterter deutscher Verweltlichung, die anstatt zur „freien christlichen Staatlichkeit“ zu dem von Döblin gepflegten Schreckbild des „evangelische[n] Bischoff[s]“ geführt habe. Als historische Fernwirkungen dieser gescheiterten Verweltlichung werden die Herrschaft Friedrichs II. als Zeugnis des „rein säkulare[n] Prinzip[s]“ (42) sowie der gänzlich säkularisierte Staat der Gegenwart ausgewiesen. Verantwortlich für dieses ständige Misslingen sei, so hatten wir schon gesagt, der typisch deutsche „Kurzschluß in Gott“ (47) unter mystisch vernebelter Umgehung des Irdischen, also unter Verweigerung einer Hinwendung zum Gesellschaftlichen und Politischen.

Diese Situation aber sieht Döblin 1947 verändert, hoffnungsvoller, und er weist damit dem Erleiden des Faschismus indirekt eine kathartische Wirkung zu:

Man ist tiefer in die Innerlichkeit hineingetrieben, aber die Innerlichkeit hat nun ein deutlicheres Gesicht angenommen. Sie ist nicht mehr bloß Verschwommenheit und Nebel. Es werden sich die Erlebnisse und Erfahrungen der Jahre 1933 bis 1945 auswirken. Sie werden ihre Wirkung entfalten. (48)

Wie die so angekündigte „neue Epoche der Metaphysik und Religion“ aussehen soll, welche Rolle die Literatur dabei spielen und vor allem, wie sie dies tun solle, beantwortet Döblin jedoch auch im vierten, der Zukunft gewidmeten Teil seiner Schrift nicht. So sprechend zeittypisch auch Döblins Analyse der literarischen Situation im Jahre 1947 ausfällt, so unübersehbar bleibt das Auseinanderfallen des literarischen Bezugssystems und der Naherwartung eines Aufblühens religiöser Dichtung in der ersten Nachkriegsdekade. Mit *Berlin Alexanderplatz* von 1929 gehört er selber dem favorisierten literarischen Traditionssystem der klassischen Moderne der ersten Jahrhunderthälfte an, die sich in der Prosa später und länger anhaltend entwickelte als in der Lyrik mit ihrem vehementen Einsatz im deutschen Expressionismus. Als spät-konvertierter Katholik vermag er sich im 68. Lebensjahr kaum noch mit dem literarisch zu verorten, was er für eine religiöse Umorientierung und eben nicht Restauration der

deutschen Literatur wünscht – ein Spiegel seiner auch durch das Exil gebrochenen Biographie.

Ganz anders Holthusen, der mit dem *Unbehausten Menschen* zu einem der führenden Literaturkritiker der fünfziger Jahre in Deutschland aufstieg. Der Vergleich beider ist erhellend, geschieht hier aber keineswegs in desavouierender Absicht, denn es hieße die historische Distanz zu Döblins Schrift sträflich zu vernachlässigen und damit ein Grundgebot der Literaturwissenschaft zu verletzen, wollte man seine Faschismusanalyse gegen den heutigen Reflexionsstand oder auch nur den der fünfziger Jahre ausspielen.

Holthusen, 1913 unweit von Hildesheim als Sohn eines protestantischen Pfarrers geboren, erlebte die Machtergreifung 1933 als Zwanzigjähriger. Seine im Literaturarchiv der Universität Hildesheim ihrer Publikation harrenden Tagebücher bieten ein mentalitätsgeschichtlich faszinierendes Dokument für die Bewusstseinslage dieser jungen Generation, die Anfang 1933 glaubte, die Geschichte selbst hole nunmehr zu einer entscheidenden Umwälzung aller Dinge aus und habe sie, die Jungen, berufen, daran aktiv teilzuhaben. Politisch aktiv zu sein sei das entscheidende Gebot der Stunde, und so machten Holthusen und seine Freunde heute orientierungslos wirkende Pläne, sich den Kommunisten anzuschließen, dann wieder den Nationalsozialisten oder aber als getarnte Kommunisten den Nationalsozialismus zu infiltrieren. 1933 trat er der SS bei – in seiner diffusen Motivation nicht ganz untypisch für zahlreiche deutsche Intellektuelle –, um sich jedoch nach knapp einem Jahr – auch darin anderen vergleichbar – durch Passivität dieser Mitgliedschaft weitgehend zu entziehen. Er konnte studieren, Literatur, Geschichte und Philosophie in Tübingen, Berlin und München, promovierte dort 1937 über Rilkes *Sonette an Orpheus* und war zwischen 1939 und 1945 als Wehrmachtssoldat an verschiedenen Fronten eingesetzt. Ob nun ganz freiwillig oder nicht – einige Journalisten waren ihm in Amerika wohl auf der Spur – legte er 1966 zu einem frühen Zeitpunkt im Münchener *Merkur* mit dem Aufsatz *Freiwillig zur SS*³ ein außerordentlich offenes Zeugnis seiner frühen politischen Biographie ab. Dieser Umstand sei erwähnt, bildet er doch auch *einen* wichtigen Hintergrund für seine geistige Orientierung in den uns interessierenden Jahren.

Holthusens Analyse der frühen Nachkriegsjahre in dem 1948 geschriebenen Aufsatz *Die Bewußtseinslage der modernen Literatur*⁴ in *Der unbehauste Mensch* setzt entschieden anders ein als Döblins ein Jahr vorher erschienenen Pendant. Nicht die Situation der Literatur, sondern die Bewusstseinslage des Menschen in der Moderne bildet seinen Untersuchungshorizont, philosophisch gesprochen die „*conditio humana*“ in der Moderne. Er wechselt damit programmatisch nicht nur aus dem engeren Feld der Literaturhistorie in das sehr viel weitere der Philosophie, sondern erweitert auch den Zeithorizont, der bei ihm nicht die zwölf Jahre des Nationalsozialismus betrifft, sondern die Langzeitepoche der Moderne, die mit Friedrich Nietzsche einsetze und in die Gegenwart münde. In diesem Feld sucht er die kulturhistorischen Bedingungen für die Bewusstseinslage der ersten Nachkriegsjahre, und diese sind seiner Bestimmung nach sehr viel umfassender und internationaler, als es bei der (isolierten) Analyse des deutschen Faschismus in den Blick kommen könnte. Letzterer gilt ihm eher als

Epiphänomen einer allgemeineren Entwicklung, als krisenhafte und katastrophale Zuspitzung dessen, was die „*conditio humana*“ in der Moderne insgesamt ausmache. So versteht sich der Titel *Der unbehauste Mensch*:

Der moderne Mensch [...] ist durchaus heimatlos, ein verlorener Sohn, der die Liebe des Vaters nicht will, ein Mensch ohne Haus, der nicht in das alte Haus zurückkehren will. [In dieser Situation] findet sich der moderne Mensch seltsam wirklichkeitslos, ortlos, ohne Griffsicherheit des Gefühls, in einer tiefen Krise der weltschaffenden Einbildungskraft. (13)

Die Rede von der „Krise der weltschaffenden Einbildungskraft“ reflektiert Entscheidendes, nämlich den Verlust vorgängig als wahr verbürgter Bezugssysteme, die Weltdeutungsmodelle bestätigen könnten. Dass solche sämtlich destruisierbar sind, hatte der kritische Nietzsche mit Zorn und Verve dieser Generation beigebracht, habe dieser doch – so Holthusen – „die völlige Emanzipation des abendländischen Geistes vom alten Glauben und dem gesamten Komplex der Überlieferung“ (15) bewirkt:

Die fürchterliche Schwermut dieser Epoche rührt daher, daß das Nichts an die Stelle Gottes getreten ist oder zu treten droht. Der Mensch hat, um mit Augustinus zu reden, das *experimentum medietatis*⁵ unternommen, das heißt den prometheischen Versuch, das eigene Ich in die Mitte des Weltalls zu setzen. (18)

Anders gewendet: Gelingt es dem Menschen nicht, sich wieder zu ‚behausen‘, seine Existenz in einem gültigen Orientierungssystem zu verankern, steht er nicht nur vor der Not der literarischen Traditionswahl, sondern auch vor dem Gemischtwarenangebot vermeintlich gleichwertig konkurrierender – und damit wertloser – Weltdeutungsmodelle. Holthusens Analyse dieser Situation fällt scharf aus:

Die Frage nach der Bewußtseinslage der Epoche im Bereiche der modernen Literatur schließt ein die Frage nach der Möglichkeit, in einer Vielheit vertretbarer Sinngebungen eine sinnvolle eigene Position zu behaupten und von ihr aus eine Perspektive zu eröffnen [...]. (7)

Doch ist die Moderne – in seinem Sinne gesprochen – nicht einfach hintergebar, eine einfache Rückkehr zur religiösen Glaubensgewissheit im Sinne der *De profundis*-Dichtung demnach nicht möglich, vielmehr bleibe das moderne Unbehaustsein in der Dialektik von Wahlfreiheit und Wahlzwang begründet:

Im geistigen Streit aller gegen alle, aus dem erst die Nachwelt das übergreifende „Muster“ wird herauslesen können, die eigene Position behaupten, heißt also nicht: in „schlechter Subjektivität“ sich verschließen, sondern: im Vertrauen auf das Wahrsein der eigenen Sache wählen, auslassen, entscheiden und urteilen, es heißt:

offen gegen andere im Stehen sich stellen und gleichzeitig sich anheimgeben an den Urgrund der Wahrheit mit der Bitte, „that we have chosen right“, „daß wir recht gewählt haben“, wie es am Schlusse eines Gedichtes von W. H. Auden heißt, das „In war time“ überschrieben ist. (8)

Damit steht auch für ihn die Aufgabe an, die Situation im Hinblick auf die sich zeitgenössisch aufdrängenden Weltdeutungsmodi zu analysieren, und zwar anders als bei Döblin nicht nur die der literarischen Bezugswahl, sondern grundlegender die der allgemeinen Deutungs- und Handlungsorientierung. Auch für ihn sind es wie bei Döblin drei Gruppen, die sich durch zeitgenössische Privilegierung zur Wahl aufdrängen, aber anders als bei jenem sind es international agierende literarisch-philosophische Strömungen. Deren erste macht er in der „lost generation“ der amerikanischen Kultur aus, an deren Spitze – von ihm in fasziniertem Hass adaptiert – Ernest Hemingway steht:

Was für eine Welt und was für ein Menschenschlag tritt uns entgegen! Das Wort ergreift um 1920/25 die sogenannte „verlorene Generation“ der amerikanischen Nachkriegsjugend, an ihrer Spitze ihr bedeutendster Vertreter Ernest Hemingway: eine Bande von desperaten und wurzellosen Intellektuellen, Exzentriker und Berserker mit einem ganz voraussetzungslosen Weltverstand und einer Vorliebe für starke Getränke und für krasse und barbarische Effekte [...]. (20)

Dies mag der Leserbiographie eines manchen unter uns schwer aufstoßen, und es erklärt bereits, warum Holthausen in den sechziger Jahren zum meisttraktierten Watschenmann der kritischen Generation avancierte – konsequent verlegt er dann seine Wirkungsstätte ins Ausland, nach Amerika –, aber man würde Holthausen doch weit unterschätzen, ließe man es bei diesem Verdikt bewenden. Denn gleichzeitig vermag er durchaus die ästhetische Innovation der inkriminierten Richtung anzuerkennen, ja nicht nur dies, sondern ausdrücklich deren Adaption auch für eine moderne Literatur der Zukunft zu fordern. Sie sei durchaus geeignet, „jenes provinzlerische und hinterwäldlerische, teils verlogene idyllische, teils ideologisch aufgesteilte oder bäurisch-verdumpte literarische Kunstgewerbe“ zu ersetzen, „das in den dreißiger Jahren deutsche Literatur heißen durfte und zum Teil heute noch als deutsche Literatur ausgegeben und gelesen“ (21) werde.

Damit hebe sich diese erste Gruppe weit von der zweiten der Soziologen, Gesellschaftskritiker und Sozialrevolutionäre ab, von Majakovskij über die NS-Lyriker bis zu Anna Seghers, die er verachtend unter „nihilistische Desperados“ (28) subsumiert. Wenigstens von einem gewissen Wert nehme sich hingegen die dritte Gruppe aus, der Existentialismus mit Camus und Sartre als Galionsfiguren:

Trotzdem hat der Existentialismus vor der Psychoanalyse und dem Marxismus das eine voraus, daß seine Fragestellung eine metaphysische ist, und daß er uns

unmittelbar an die Alternative heranhöhrt, die mir das Kernproblem der Epoche zu enthalten scheint: Gott oder das Nichts, Christentum oder Nihilismus. (31)

An diesem „Kernproblem“ setzen Holthusens Handwerk und Kunst als Kritiker an; hier gewinnt er den unabhängigen und dem Literarischen übergeordneten Standpunkt, von dem aus gewertet und unterschieden werden kann, schließlich auch geurteilt. Was alle drei Gruppen eint, liegt in ihrer Tiefenstruktur, in der sie alle als Ausdrucksphänomene ein und derselben Krise beschreibbar werden, der „reductio ad nihilum“ (168), wie es in seinem Aufsatz *Die Überwindung des Nullpunkts*⁶ heißt. Es geht um den „absolute[n] Indifferenzpunkt“, „der entweder theologisch oder aber nihilistisch interpretiert werden“ könne: „Ganz Europa scheint sich wenigstens in einem Punkt einig zu sein: in der Radikalität seines Pessimismus.“ (145) Ob nun Hemingways whiskydurchtränkter Heroismus des Todes oder Camus' morbid parfümierter Existentialismus – sie alle arbeiten sich ab an diesem Grundproblem, an der Alternative von Christentum oder Nihilismus.

Wenn aber das philosophisch-literarische Erfassen des Grundproblems der „conditio humana“ in der Moderne europäisch-amerikanischen Zuschnitt hat, kann auch das literarische Bezugssystem, das zur geistigen Neuorientierung zu führen und den Nullpunkt der „reductio ad nihilum“ zu überwinden vermag, nicht anders als international sein. Und in der Tat fällt es Holthusen schwer, in der deutschsprachigen Literatur Gewährsmänner für das von ihm Intendierte zu finden, auch wenn er Ansätze dazu vor allem bei Ernst Jünger und Rudolf Alexander Schröder ausmacht, Spuren selbst noch bei dem verehrten Gottfried Benn, der am „Rande des Nichts“ (145) in der sogenannten „Nietzsche-Lage“ immerhin gemeint habe, es komme vor allem „darauf an, was man aus seinem Nihilismus mach[e]“ (150).

Kein anderer aber ist für Holthusen gleichzeitig so sehr Ausdruck der modernen Bewusstseinslage wie Ansatz zur Neuorientierung als der amerikanisch-englische Autor T.S. Eliot: „Der moderne Mensch, des ewigen Weltanschauungsgewätschs, des endlosen Wechselspiels der Ideologien überdrüssig: hier reinigt er sein Ohr.“ (67) „Balance und Ambivalenz“, „die durchgehende Antinomie von Nihilismus und Sinngläubigkeit“, der „Widerspruch zwischen tiefer Verzweiflung, Verfinsterung und Vereinzelung der Seele und dem Wissen um den κοινὸς λόγος, den allgemeinen Sinn“ (69) – in diesem unaufhebbaren Spannungsverhältnis, das „in der strengen Leidenschaft geistlichen und sittlichen Ringens entschieden“ (98) werde, erkennt er bei Eliot einen wahrhaftigen Ausdruck der Zeit.

Dabei durchkämmt Holthusen keineswegs das Eliotsche Werk nach Versatzstücken christlicher Bekenntnisse. Er schätzt das vermeintlich nihilistische Frühwerk *The Waste Land* (1922) ebenso wie die vermeintlich christlich-bekenntnishaften *Four Quartets* (1936-42), und selbstverständlich das essayistische Werk, das wohl die bedeutendsten Anregungen für sein eigenes publizistisches Schaffen gegeben hat. Holthusen fasziniert an Eliot gleichsam sein *doppelter Avantgardismus*, der des Ästhetischen – der hier nicht weiter verfolgt werden kann – und der des Theologischen. Glaube will bitter

erarbeitet, immer wieder verzweifelt errungen werden, und er stellt – so Holthusens tragendes eigenes Credo – eine Bewegung in die Welt hinein dar, nicht aus der Welt heraus. Damit findet Holthusen übrigens (sicher unabsichtlich) einen bezeichnenden Anschlusspunkt an Döblins Rede vom typisch deutschen „Kurzschluß in Gott“. Glaube darf, wie im Falle Eliots, innerweltlich durch die Auseinandersetzung mit der Kultur errungen werden, darf eine habituelle Selbsterziehung und gefühlsmäßige „Grammatik der Zustimmung“ (89) sein, wie Holthusen im Anschluss an Kardinal Newman meint. Weder die weltüberspringende Sicherheit philiströser *De profundis*-Dichtung noch die „Theologie der Krisis im Sinne Kierkegaards“ (88f.) zeichneten Eliot aus, der vielmehr um die Dialektik von Glaube und Unglaube wisse.

Den Protestanten Holthusen interessieren dabei nicht theologisch sanktionierte Glaubensinhalte, auch wenn er in überzeugender Analyse etwa dem Dogma der Sündenlehre, dem Logos-Begriff der Christologie oder der Vorstellung vom Einströmen Gottes in der Theologie des Johannes vom Kreuz nachgeht, vielmehr geht es ihm um den „Akt der Zustimmung zu einem vorgegebenen ‚allgemeinen Sinn‘“, schlicht um die Vermeidung der „Kapitulation des Geistes vor der objektiven Wahrheit“ (93f.).

„Die Zeit scheint reif zu sein, die aus allen Fugen geratene Welt wieder in Ordnung zu denken“ (33), fordert Holthusen und definiert damit zugleich sein hohes Amt als Literaturkritiker. Als solchem obliegt es ihm nämlich, neue literarische Traditions- und Bezugssysteme zu empfehlen und somit leitend und korrigierend auf die literarische Entwicklung einzuwirken. Die Zumutung oder Anmaßung dieser Funktion leitet sich aus seinem Verständnis von Literatur ab, deren Wesen eben nicht im reinen Ästhetizismus à la Benn liege, sondern in einem unauflöslichen Bezogensein auf die Welt, in der „Lehre, Meinung, Sinngebung mit enthalten“ (153) seien; die gegenteilige Annahme hält er lediglich als Ausfluss von Benns „Trunkenheit expressionistische[r] Prosa-Kadenzen“ (152) für möglich.

Deshalb bedeutet Kritik für ihn vor allem Wahl, Wahl von leitenden literarischen Bezugssystemen, und auch darin findet er in Eliot seinen Heroen, da dieser in seiner Sphäre das „sentimental erweicht[e] und romantisch erkrankt[e]“ (74) literarische Bezugssystem des viktorianischen Zeitalters durch das kräftigere, lebensnähere des elisabethanischen ersetzt habe. Holthusens eigener neuer Kanon umfasst im Kern Rilke und Benn auf der ästhetischen Seite, Jünger, Eliot und Auden auf der ästhetisch-religiösen. „Hier [bei Eliot] haben wir“, so endet der Aufsatz *Das Nichts und der Sinn*,⁷ „eins der wenigen Beispiele großer christlicher Dichtung in unserer Zeit“ (98).

Diesen Kanon durchzusetzen ist sein Bestreben während der produktiven fünfziger Jahre in Deutschland. In den Sechzigern wird man ihn wegen seiner religiösen Grundhaltung oder vorsichtiger wegen seines religiösen Habitus als „Großinquisitor“ der „Erzdiözese“ Deutschland bezeichnen und als „Weihbischof der Moderne“ angreifen. Das Ende seiner literaturkritischen Wirksamkeit fällt also bezeichnend mit dem zusammen, was wir einleitend als zunehmende Monologisierung im Selbstbeschreibungsmodus der säkularen Gesellschaft beschrieben haben.

Ein Einwand gegen Holthusen sei an dieser Stelle erlaubt. Wenn er seinen Helden Eliot auf der Messerklinge zwischen Christentum und Nihilismus agieren lässt und sich selbst als Beobachter in diese Position hineindenkt, läuft er doch Gefahr, zuweilen abzurutschen und sich zu verletzen. Wenn etwa im Eliot-Kapitel *Das Nichts und der Sinn* von der „heimliche[n] Nachbarschaft von Nihilismus und Christentum“ die Rede ist und von der „mögliche[n] Alternative [Hervorhebungen D.K.] zwischen beiden“, wenn Eliots Religiosität als Umschlag von „nihilistische[r] Indifferenz“ in eine für das kommende Sein offene „mystische oder heilige Indifferenz“ (95) beschrieben wird, droht sich Holthusen innerhalb der „conditio humana“ zu verirren, die er anfangs analytisch selbst entwickelt hat.

Es wäre ein grundlegendes Verkennen der Religion und ihres Status, wollte man sie als eine der zur Wahl stehenden Alternativen von Weltdeutungsmustern behandeln. Religion ist keine *Weltdeutungsvariante*, sondern ein ganz eigener *Weltzugangsmodus*, der der Wahl von Ideologien weit und grundsätzlich vorgelagert ist und die Wahl zwischen Weltdeutungsmustern nicht entscheidet, sondern von ihr vorgängig befreit. So gesehen liefe Holthusen Gefahr, neben der ästhetischen Moderne eine religiöse Moderne zu konstituieren, die nicht Ausweg, sondern Teil des Krisenszenariums wäre.

Wie würde Holthusen auf diesen Vorhalt reagieren? Der Sache nach antwortet er darauf in seinem *Versuch über den christlichen Dichter* von 1960.⁸ Um den Begriff der christlichen Dichtung zu klären, fragt er allgemein nach dem Verhältnis von Christentum und Kultur in Europa. Zu der katholischen Antwort Theodor Haeckers, dass beide ihren Ursprung in Gott hätten, folglich „Schöpfungen der von Gott geschaffenen Naturmacht und des von Gott geschaffenen Menschengesistes“ seien, mag sich der liberale Protestant nicht aufschwingen. Wenn aber beide – so Haecker weiter –, Christentum und Kultur respektive Literatur, mittelbar von Gott geschaffen seien, so ließe sich auch deren inneres Verhältnis in Form des „allgewaltigen Analogiegedanken[s]“ (116f.) deuten. Ein solches Denken aber bleibe nach Holthusen dem Protestanten verwehrt, dessen geistige und geistliche Orientierung viel zu tief in der Zerrissenheit und im Leiden der Welt wurzele. Damit werden Kultur respektive Literatur gleichsam aus der „*analogia entis*“ entlassen und verweltlicht, was für den Protestanten zugleich die Freiheit der Kunst begründet. Der Dichter habe nämlich Teil an einer „hoch-prekäre[n] Freiheit [...], einer Freiheit, zu der man mehr verdammt ist im Sinne Sartres als daß man sie genießen“ (130) könne.

Was es aber nie geben könne, sei ein Dichten *allein* aus dem Glauben, „de profundis“, aus dessen Tiefe heraus, wie es im 129. Psalm der *Vulgata* heißt, der eben der von Holthusen abgelehnten Richtung christlicher Literatur der Nachkriegszeit den Namen gab. Dichtung entwerfe immer eine „Welt aus Einbildungskraft“ (124), und zwar primär und dominant, und erst in zweiter Linie könnten sich andere Bedingungsfaktoren wie der Glauben einmischen. Der Christ könne zwar ein Gedicht zum Ausdruck seines Glaubens machen, aber gleichzeitig bleibe es „Ausdruck seiner elementaren Liebe zur Sprache und sein Kampf ein Kampf mit dem Engel der Sprache“ (122). Christliche Dichtung bleibe diesem Verständnis nach immer „synkretistisch“ (126).

Im Hintergrund dieser Argumentation steht Holthusens axiomatische Funktionsbestimmung der Literatur, die grundsätzlich der Auslotung der „*conditio humana*“ und eben nicht der des Numinosen diene (vgl. 126 u.ö.). Diese Finalität begründet für Holthausen auch einen spezifischen *Weltzugangsmodus* der Literatur – er selbst spricht von einem „eigentümliche[n] Modus der Wahrnehmung“ (123) und einer spezifischen „Weise seines Welterfassens“ (122) –, einem Weltzugangsmodus *sui generis* neben denen von Rationalität und Glauben: „Das dichterisch Evidente, also das dichterisch Einleuchtende, das mit keiner anderen Art des Einleuchtens, weder mit dem religiösen noch mit dem wissenschaftlichen noch mit dem philosophischen Einleuchten zu vergleichen ist“ (123), stellt für ihn eine Sphäre eigenen Rechts dar, in der der Glaube zwar vorkomme, niemals aber – selbst bei Dante und Calderon nicht – herrschen könne. Vielmehr gelte in der Sphäre der Dichtung: „Alle Dominien des Geistes lüften ihre Schlagbäume, alle Visumswänge sind aufgehoben.“ (127)

Also doch, so können wir im Sinne unseres Einwands resümieren: Holthausen konstituiert scharfsinnig eine ästhetische Moderne, die nicht die Religion, wohl aber die christliche Dichtung absorbiert und hineinzieht in den Weltzugangsmodus der Dichtung, der neben und unabhängig von dem der Religion existiert. – Ganz sicher ein konfessionsspezifischer Standpunkt, der einer Ergänzung von katholischer Seite bedürfte.

Anmerkungen

- 1 Hans Egon Holthausen: Versuch über den christlichen Dichter. In: Neue Zürcher Zeitung, 5.9.1959, 11.
- 2 Alfred Döblin: Die literarische Situation. Baden-Baden 1947, 34 (im Folgenden durch Seitenzahlen nachgewiesen).
- 3 Merkur. Deutsche Zeitschrift für europäisches Denken 20, 1966, 921-939 u. 1037-1049.
- 4 Hans Egon Holthausen: Die Bewußtseinslage der modernen Literatur. In: Ders.: Der unbehauste Mensch. Motive und Probleme der modernen Literatur. München 1951, 7-39 (im Folgenden durch Seitenzahlen nachgewiesen).
- 5 Holthausen bezieht sich hier auf Walther Rehm: Experimentum medietatis. Studien zur Geistes- und Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts. München 1947.
- 6 Hans Egon Holthausen: Die Überwindung des Nullpunkts. In: Ders.: Der unbehauste Mensch (Anm. 4), 137-168 (im Folgenden durch Seitenzahlen nachgewiesen).
- 7 Hans Egon Holthausen: Das Nichts und der Sinn. In: Ders.: Der unbehauste Mensch (Anm. 4), 66-98 (im Folgenden durch Seitenzahlen nachgewiesen).
- 8 Hans Egon Holthausen: Versuch über den christlichen Dichter. In: Was ist das Christliche in der christlichen Literatur? Mit Beiträgen von Wilhelm Grenzmann u.a. München 1960 (Studien und Berichte der Katholischen Akademie in Bayern 12), 111-138 (im Folgenden durch Seitenzahlen nachgewiesen).

Jenseits traditioneller Heimatliteratur

Die Einsamkeit und Zerrissenheit des modernen Menschen in Joseph Zoderers Roman „Der Schmerz der Gewöhnung“

von Salvan Joachim (München)

D

er Schmerz der Gewöhnung als Heimatroman?

Dann ließ er seine Knie tun, was sie tun wollten. Er kniete, weil er anders nicht mehr konnte, auf dem schmierigen Teppich vor der Portiersloge nieder, fiel auf die Seite und zog die Beine instinktiv zum Bauch. Er rollte sich ein wie sein Hund, weit weg in den Bergen. (DSDG 290)¹

Jul, die Hauptfigur des Romans *Der Schmerz der Gewöhnung* (2002) von Joseph Zoderer, weiß nicht mehr weiter. Er ist alleine in einer fremden Stadt, er ist einsam. Sein Leben ist zerrissen. Entrissen wurde ihm das Wichtigste, denn Natalie, seine einzige Tochter, ertrank mit acht Jahren im Schwimmbad. Seit diesem Zeitpunkt ist die Liebe zu seiner Frau Mara erschüttert:

Er hatte sie geliebt, auch wenn es eine immer bewußtlosere Liebe geworden war, eine angenehme Selbstverständlichkeit, die ihm das Nachhausekommen leichtmachte, eine dünne Haut aus Erinnerung und Verstehen band sie aneinander, aber diese Haut der Einsicht wurde nach Natalies Tod immer dünner, konnte jeden Augenblick rissig werden, auch zerplatzen. (DSDG 164)

Jul kann ihr nicht verzeihen, dass sie im Schwimmbad war, als Natalie starb. Er findet keine Gemeinsamkeit mehr, die Mara und ihn verbindet, und doch hat er die Beziehung noch nicht aufgegeben.

Ähnlich wie bereits beim 20 Jahre zuvor erschienenen Roman *Die Walsche* beschäftigt sich die Literaturkritik hauptsächlich mit der Frage, „ob *Der Schmerz der Gewöhnung* als Südtirol-Roman anzusehen sei“.² „Die Geschichte, die Joseph Zoderer erzählt, ist die Geschichte, die ihn zum Schriftsteller gemacht hat: die Geschichte Südtirols“³, rezensiert die österreichische Zeitung *Der Standard*. Auf dem Buchrücken des Romans schreibt der Verlag: „Die persönliche Spurensuche wird zur Chronik eines Landes und eines Jahrhunderts.“ Folgt man diesen Buchbeschreibungen, so entsteht der Eindruck, Zoderer habe einen politischen oder historischen Roman geschrieben, in dem die scheiternde Beziehung zwischen Jul und Mara das problematische Verhältnis zwischen Südtirolern und Italienern verdeutlicht.

Die Geschichte Südtirols rückt zwar ein Thema in den Vordergrund, das für Zoderer von zentraler Bedeutung ist: Die Frage nach Heimat und Identität – doch im Zentrum des Romans steht nicht primär die Auseinandersetzung mit der kulturellen Diversität Südtirols oder gar eine politische Stellungnahme des Autors. Zoderer nähert sich

dem Thema Heimat und Identität aus der Perspektive des Individuums. Das Motiv der Einsamkeit in der Funktion des ‚Dialogs mit sich selbst‘ charakterisiert den Roman als Auseinandersetzung mit der Moderne, die sich in der Widersprüchlichkeit des Protagonisten Jul zeigt. Dabei sprengt der Roman die Fesseln der von der Literaturkritik oftmals angehefteten Etiketten „Heimatroman“ oder „Südtirolroman“.

Heimat als Ort, als Gefühl, als Ziel...

Zur kritischen Abgrenzung ist es zunächst unerlässlich zu klären, was gemeinhin unter „Heimatliteratur“ verstanden wird. Die Literaturwissenschaft versucht durch das Aufspüren wiederkehrender Motive, Konzeptionen und sprachlicher Gestaltungsweisen Literatur nach Kategorien zu ordnen. Heimatliteratur ist der beispielsweise Dorfgeschichten und Heimatromane umfassende Überbegriff innerhalb des Genres der Trivilliteratur. Bezüglich der Abgrenzung zur „hohen Literatur“ besteht jedoch ein weiter Interpretationsspielraum, der sich der Möglichkeit intersubjektiv eindeutiger Bestimmung entzieht.⁴

Als Kriterien für die Heimatliteratur gelten zunächst das vorrangig bäuerliche Personal sowie der damit verbundene ländliche Schauplatz. Die deutschsprachige Heimatliteratur kann vor allem im Alpenraum verortet werden. Hier zeigt sich die Beziehung des Menschen zum Berg als ein elementares, wiederkehrendes Motiv. Häufig wird deshalb der „Bergroman“ als eigenständige Unterkategorie der Heimatliteratur spezifiziert. Detaillierte Landschaftsschilderungen sind ein weiteres Charakteristikum der Heimatliteratur. Es wird eine natürliche Idylle dargestellt, die „ein Bild ländlich-einfacher friedvoller Lebensverhältnisse entwirft“.⁵ Hierdurch wird der „Gegensatz zwischen städtischer Zivilisation und der Naturnähe des ländlichen Lebens vertieft“.⁶

Die historischen Wurzeln des Heimatromans liegen im 19. Jahrhundert. Im Werk Jeremias Gotthelfs finden sich bereits Elemente, die für die Analyse der Literatur von Zoderer in anderer Art und Weise relevant sind: „Personen, die dem Zeitgeist – und das heißt: der Sünde – verfallen, verlieren ihre Identität; Ausdruck des Identitätsverlusts aber sind wirtschaftlicher Niedergang und soziale Entwurzelung.“⁷ Der Heimatroman distanziert sich von dem den Beginn der Moderne kennzeichnenden Fortschrittsoptimismus durch Technologisierung und Industrialisierung und wendet den Blick zurück, um das Glück in der Kindheit und der Natur zu finden.

Große Popularität erreichte Ludwig Ganghofer, dessen Romane millionenfach verkauft wurden. Seine Liebesgeschichten, die stets zu einem „happy end für die definitionsmäßigen Guten“⁸ führen, dienten als Vorlage für Filme und die Heftromanliteratur des 20. Jahrhunderts. An seinem Werk lässt sich zeigen, was auch für viele seiner Zeitgenossen gilt: Ein erweiterter Heimatbegriff, losgelöst von bestimmten Lebensformen und abgegrenzten Lebensräumen, öffnete die Türen für eine ideologische Aufladung der Literatur. Die Heimatromane zeigten entweder „sozialdarwinistische Züge“⁹ oder sie ließen sich „von der nationalsozialistischen Literatur vereinnahmen“¹⁰. „Ganghofers Erfolg trug dazu bei, daß nach ihm eine Unmenge völkisch bestimmter

Heimatliteratur entstand, die schließlich nahtlos in die Blut-und Boden-Literatur des Dritten Reiches überging.“¹¹

Der „Knödel-Spaghetti-Konflikt“¹² als politisches Leitmotiv des Romans?

Die in den meisten Rezensionen vorgenommene Kennzeichnung des Romans *Der Schmerz der Gewöhnung* als Südtirolroman legt nahe, dass der Autor das Zusammenleben von Italienern und Südtirolern als zentralen Gegenstand seines Romans verarbeitet.

Der Anlass hierzu mag die für die Region Südtirol typische Personenkonstellation in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts geben: Maras aus Sizilien stammender, faschistischer Vater partizipierte unter Mussolini am Italianisierungsprozess in Südtirol und heiratete eine aus der Region stammende Frau. Juls Eltern hingegen optierten im Zuge des Hitler-Mussolini-Abkommens von 1939, sodass er in Graz aufwuchs. In der Beziehung zwischen Jul und Mara fließen so die ethnischen Unterschiede der Kriegsgeneration in der Nachkriegsgeneration zusammen.

Auch der Handlungsort des Romans legt die Kategorisierung ‚Südtirolroman‘ nahe: Jul reist, um Abstand vom Leben mit Mara im Pustertal zu gewinnen, in das ferne Agrigent. So entsteht eine Polarität zwischen dem Aufenthaltsort Juls an der Südküste Siziliens und seinen häufigen Erinnerungen an das Leben in Südtirol.

Personenkonstellation und Handlungsort mögen Matthias Dusini in seiner Rezension für den *Falter* dazu verleitet haben, die Geschichte Südtirols als „politisches Leitmotiv“¹³ des Romans anzusehen:

Der Versuch eines friedlichen Zusammenlebens der beiden Volksgruppen scheitert beispielhaft an der Biografie des fortschrittlich eingestellten Paares. Die Italiener werden als Besatzervolk geschildert, die das Land zuerst durch faschistische Methoden unterdrückten und nun als Touristen ihr Werk vollenden. [...] Durch die perspektivische Verengung auf den hasserfüllten Hauptdarsteller (über das Seelenleben Maras erfährt man fast gar nichts) hat Zoderer einen in seiner politischen Tendenz bedenklichen Roman geschrieben, der auch den interethnischen Optimismus seiner früheren Romane relativiert, denn schon dort galt die Losung: ‚Ihr habt uns die Spaghetti ins Land gebracht, und wir geben euch dafür Knödel!‘ Die Botschaft des neuen Romans lautet: ‚Auch wenn ihr nun schon seit achtzig Jahren unsere Knödel esst, werdet ihr dieses Land nie verstehen!‘¹⁴

Mit der Beschreibung der Unmöglichkeit des Zusammenlebens zwischen Südtirolern und Italienern als Essenz des Romans entsteht in einem politischen Kontext jenes rückwärtsgewandte Bild der Heimatliteratur, das sich durch Idealisierung des Bekannten jedem Veränderungsprozess entgegenstellt. Insbesondere an der Hauptperson Jul zeigt sich jedoch, dass dieser nicht am Schwarz-Weiß-Denken der Heimatliteratur festhält. Die Reduzierung der Beziehungsprobleme auf die Analogie zur kulturellen Diversität in Südtirol wird dem Roman nicht gerecht: „Ethnische Unterschiede sind in dem Buch ein wichtiges, bleiben aber doch ein sekundäres Motiv.“¹⁵ Jul kann seine Beziehung

nicht durch den Rückzug in das allzeit Bekannte und Gewohnte retten. Schon der Titel des Romans verdeutlicht dies: Die Gewöhnung schmerzt den Protagonisten. Der Brockhaus beschreibt Zoderer diesbezüglich als Autor des „neuen Heimatromans“, „der die vermeintliche Idylle als falsch entlarvt“.¹⁶ Unter „falsch“ sind bei Zoderer keine satirischen Elemente im Sinne eines ‚Anti-Heimatromans‘ zu verstehen, sondern vor allem die Wendung gegen die nicht mehr zeitgemäße Lebensvorstellung der Heimatliteratur. Die kulturellen Unterschiede zwischen Südtirol und Italien stellen lediglich die Rahmengengebenheiten des Romans dar, die seinen eigentlichen Schwerpunkt hervorheben und nicht verschleiern sollen: Zoderer beschreibt in der Person Jul ein sensibles Bild der Zerrissenheit des modernen Menschen.

Jul als Verkörperung der Zerrissenheit des modernen Menschen

Die oberflächliche Betrachtung der Herkunft der Personen lässt vermuten, dass sich Jul als ‚typischer Südtiroler‘ und Mara als ‚typische Italienerin‘ empfindet. Doch während Jul als Optantenkind in Graz aufwuchs, erlebte Mara ihre Jugend in Südtirol. Dies führt zu einer ambivalenten Suche Juls nach der Möglichkeit einer Lokalisierung der Heimat, die letztendlich scheitert. Auf der einen Seite fühlt er sich selbst auf dem Grundstück von Maras Vater „wie ein Gastgeber (oder Fremdenführer?)“ (DSDG 86). Auf der anderen Seite wird ihm bewusst, „daß er der Fremde dort auf diesen Äckern und Wiesen war und Mara die Mauern von Lamprechtsburg wie Heimatmauern anschaute“ (DSDG 86).

Der Dualismus der Hin- und Hergerissenheit Juls in der Frage nach seiner Zugehörigkeit wird durch Zoderers Landschaftsbeschreibung und ihre Verbindung zum Protagonisten weiter verstärkt. Während Maras Vater als „Meeresmensch“ (DSDG 31 u. 33) gilt, wird von Jul nie als „Bergmensch“ gesprochen.¹⁷ Er erinnert sich wehmütig an das „Blau des Wasser“ (DSDG 8), denn bereits mit „Ines, seiner ersten großen Liebe“ (DSDG 8) und später mit Mara und seiner Tochter verbrachte er die Urlaube in Griechenland. Doch „Jul ist alles eher als ein Mensch des Meeres“¹⁸, denn während seines Aufenthalts in Agrigent spaziert er nur einen Tag über die „Betonpromenade“ und er nennt das Meer in einem Atemzug mit „verdeckte[n] Strandfelsen“ und „Abwässergestank“ (DSDG 104).

Dieser Antagonismus zwischen Nähe und Distanz zum Meer zeigt sich wiederum in Juls Verhältnis zur Berglandschaft. Das Wandern durch Wälder und Wiesen ist für ihn ein „Zurückfinden in Winkel abhanden gekommener Vertrautheiten“, wodurch „er sich fast vollkommen in unscheinbar kleine Momente seiner Kindheit zurückversetzen konnte“ (DSDG 32). Allerdings kann Jul im Gegensatz zu Mara nicht gut Ski fahren (vgl. DSDG 49 u. 52-56), sodass er als „einheimischer Fremder [...] zwischen Wäldern und Wiesen wie ein Stadtmensch lebte“ (DSDG 187). Doch selbst diese scheinbar endgültige Distanzierung Juls von einer Bindung an einen Landschaftstypus, ausgedrückt durch das Wort „Stadtmensch“, relativiert Zoderer:

Manchmal dachte er, der Schnee verschluckt die Geräusche in seinem Kopf, der Schnee macht alles weiter, höher und breiter und gleichzeitig auch enger. Diese

Bäume passen in kein Stadtzimmer, jedes Stadtzimmer aber ein Nummernsarg für ihn ohne sie, ohne diese Lufthüter, diese Stillesteher, Erdwächter. Er sagt kein Wort, streift unter ihren Zweigen umher, als suche er etwas, als könnte er die Spuren der Tage und Nächte, die hier bei Schneefall und nach dem Schneefall ohne Menschen vergangen sind, im Schnee entdecken. (DSDG 229)

Der Autor beschreibt zwei Landschaftstypen, die für zwei Lebensweisen stehen, aber Juls Gefühl bleibt ambivalent, denn „[e]r wußte weniger denn je, wohin er wirklich gehörte“.¹⁹

Durch Betrachtung der Herkunft Juls und seiner gegensätzlichen Landschaftswahrnehmung wird schon das alleinige Kontinuum seines Charakters ersichtlich, seine innere Zerrissenheit.

Jul's Handlungen sind geprägt von einer steten Unsicherheit und Unschlüssigkeit. Jul „fühlte sich angekommen“ (DSDG 18) in seinem Zimmer in Agrigent. Er kaufte sich Stift und Papier, um zu „notieren, was sein Leben ausgemacht hatte“ (DSDG 19). Durch den Abstand zu seinem Leben in Südtirol scheint Jul sein bisheriges Leben auf positive Weise neu betrachten zu können. Doch gerade die Erinnerung führt bei ihm zu Schmerzen und Unbehagen:

[Er legte] den Kugelschreiber weg und schluckte Tabletten. Um zu vergessen, um zu verdrängen, versuchte er an alles mögliche zu denken, an Fußball, ja sogar an die nächsten Parlamentswahlen in Schweden. Nur um wegzudenken von Mara und Natalie. (DSDG 19)

Besonders intensiv wird die Beschreibung von Juls Gegensätzlichkeit, wenn er seine eigenen nationalistischen Gedanken entlarvt. Zoderer zeigt zwar, dass Menschen nicht durch Heimat bestimmt sind, „aber es ist schwer für sie, sich vom Erbe ihrer Nation zu befreien“.²⁰ Die Familie seiner Frau schreit er einmal an:

Ihr wißt nicht, daß ich euch schütze, daß ihr unter dem Schirm meines deutschen Namens steht – ihr fühlt euch, wie wenn ihr zu Hause wäret. In Ordnung, weil ich meinen Namen dafür hergebe. Aber übertreibt nicht! Fast wollte er sagen: Benehmt euch nicht zu normal, also nicht, wie wenn ihr wirklich Südtiroler wäret. (DSDG 177)

Jul „hatte den Faschisten in sich entdeckt, die Intoleranz, die Arroganz eines Rassisten“, und empfindet es im Nachhinein als „Alptraum“ (DSDG 178). Schon Maras Vater, der noch an die Italianisierungspolitik glaubte und versuchte, selbst die Berglandschaft mit Lavendel, Pfefferminze und Pappeln zu bebauen, musste erkennen, dass sich der Fichtenwald wieder durchsetzte, dass sich Heimat nicht erzwingen lässt (vgl. DSDG 33-36). Juls Zurückfallen in diese Denkmuster schockiert ihn umso mehr, als er eine

italienische Frau liebte, die er in einer antifaschistischen Untergrundgruppe kennen gelernt hatte (vgl. DSDG 36-38).

Hegel beschrieb bereits das Problem der „Ablösung der Moderne von den außerhalb ihrer liegenden Normsuggestionen der Vergangenheit“.²¹ Durch die Epoche der Aufklärung war zwar der Individualismus möglich geworden: „Es ist das Große unserer Zeit, daß die Freiheit, das Eigentum des Geistes, daß er in sich bei sich ist, anerkannt ist.“²² Doch führte dies zum Dualismus vom Fortschritt durch Überlegenheit des Menschen und der Krise durch Entfremdung des Geistes.²³ Die Aufklärung selbst stellte keine Lösung dieser Zerrissenheit in Aussicht und ermöglichte so reaktionäre Entwicklungen, an die sich Menschen klammerten. Auch *Der Schmerz der Gewöhnung* „wirft Fragen auf, umkreist verschiedene Antworten, verweigert sich aber hartnäckig der einen schlechthin.“²⁴ Jul findet keinen Heimatort, der ihm Schutz, Geborgenheit und Zugehörigkeit vermittelt, wie es der Heimatroman noch konnte. Er ist ein Mensch von Widersprüchen, der keinen Halt findet und ihn bisweilen sogar in nationalistischen Gedanken sucht, von deren Verderbnis er eigentlich weiß.

Darüber hinaus bietet die Religion keinen Halt mehr, seitdem die „stolze Reflexionskultur der Aufklärung“ zur „Spaltung von Glauben und Wissen“ geführt hat.²⁵ Zoderer zählt nicht zu den konservativen Schriftstellern, die sich wie Gotthelf vehement dem Zeitgeist und dem Prozess der Säkularisierung entgegenstellen. Nach Gotthelf konnte der Mensch die „göttliche Ordnung“ in der „ständischen Gesellschaft und in den traditionellen Besitzverhältnissen“ erkennen. Als Lohn erhielt er einen Platz in der Dorfgemeinschaft.²⁶ Zoderer erwähnt trotz der lokalen Verortung des Romans in Nord- und Süditalien – an sich katholisch-konservative Regionen – die Religion mit keinem Wort.

Jul befindet sich in einem Dilemma, das ihn nach Halt suchen lässt, ohne zu wissen, wo er suchen soll. Zoderer beschreibt durch die Vielzahl an Gegensätzen und Widersprüchen das Charakteristikum des modernen Menschen. Der Mensch ist frei und losgelöst von vielen früheren Zwängen und Pflichten. Er kann in der fortschrittlich orientierten Zivilisation zwischen einer unendlich erscheinenden Vielzahl an Möglichkeiten wählen und sieht sich gerade deshalb vor das Problem gestellt, nicht zu wissen, welche Entscheidungen die richtigen sind. Und doch wird durch Juls Reise in die fremde Ferne ein zentrales Motiv ersichtlich, das als Möglichkeit des Menschen gesehen werden kann, sich mit seiner Zerrissenheit auseinanderzusetzen: die grundsätzliche Einsamkeit des Menschen.²⁷

Der Dialog der Einsamkeit als Methode der Selbstvergewisserung

In *Der Schmerz der Gewöhnung* zeigt sich die menschliche Einsamkeit als „Voraussetzung einer Selbstbegegnung und Selbstverdoppelung“.²⁸ Jul hat seine Tochter verloren. Er distanziert sich persönlich und räumlich von seiner Frau. Er reist in eine ihm unbekannte Stadt, verlässt dafür die Heimat seiner Eltern. Ihn scheint eine zunehmende Entfernung und Entfremdung von seinem bisherigen Leben zu kennzeichnen. Eine Interpretation des Nebeneinanders statt des Miteinanders liegt zum Greifen nahe.

Doch Jul trifft die freie Entscheidung, sich der Einsamkeit auszusetzen, sie ist „aktiv initiiert und nicht erlitten“.²⁹ Einsamkeit ist die Quelle seiner Selbstvergewisserung, seiner Suche nach dem unverwechselbar Eigenen. Dies steht nicht im Widerspruch zur Annahme, sondern unter der Bedingung der Annahme des Menschen als soziales Wesen.

Im Roman ist nie von einer endgültigen Trennung zu lesen. Jul und Mara haben seit Natalies Tod versucht miteinander zu sprechen, sie verbrachten noch einmal einen gemeinsamen Urlaub in Griechenland. Doch sie fanden keine Worte für den Anderen, keine gemeinsame Sprache.

Jul reist nicht irgendwo hin, Jul reist nach Agrigent, in die Heimatstadt von Maras Vater. Er möchte Abstand gewinnen, um ihr näher zu kommen und macht sich so auf die „Suche nach Maras mediterranen Wurzeln“.³⁰ Er flüchtet, aber er flüchtet mit dem Blick nach vorne, er hofft durch seine Einsamkeit die Vergangenheit überwinden zu können und neuen Zugang zu Mara zu finden. In Juls Einsamkeit steckt die Intention des erneuten Dialogs mit seiner Frau. Um Mara näher zu kommen, verlässt er auch seine Isolation in Süditalien. Trotz großer „Überwindung“ (DSDG 25) führt er mehrere Gespräche mit Zia Delia. Sie ist Maras „einzige Verwandte in dieser Stadt“ (DSDG 25). Er besucht mit ihr das Familiengrab und spricht über Maras faschistischen Vater. All dies ist als Versuch eines indirekten Dialogs mit Mara zu verstehen, einer neuen Annäherung, eines Miteinanders statt des Nebeneinanders.

Verbunden mit dem Prozess der bewusst gewählten Einsamkeit bestehen verschiedene Techniken wie Schreiben und Lesen, welche die Selbstreflexion ermöglichen.³¹ Zu den Einsamkeitstechniken zählt auch „die Trennung, das Fortgehen“. Durch den Abstand zu Mara findet sich Jul in einer „verkehrten Welt“ an einem „Einsamkeitsort“ wieder.³² Konfrontiert mit fremder Sprache, Kultur und Landschaft, hofft er, die eigene Fremdheit zu überwinden.

Bewusst beschreibt Zoderer eine verallgemeinerte Landschaft, die in den Gebirgswäldern wie am Meer weder „sentimental“ noch „heimatümelnd“ ist.³³

Die Einsamkeitsorte zeichnen sich gewöhnlich nicht durch die Abwesenheit von Menschen aus, sondern durch ihre Einförmigkeit und Homogenität: Wüsten, Meere, Wälder, Steppen oder Schneefelder bilden (zumindest auf den ersten Blick) monotone Umgebungen, in denen man sich leicht verirren kann. Aber just diese Gleichförmigkeit begünstigt die Erscheinung der Dämonen, der Gestalten des ‚großen Anderen‘, der Engel und Genien. [...] Der Einsamkeitsort gestattet gerade durch seine an Unterschieden arme Erscheinung die vielfältigsten, buntesten Auftritte von Bedeutungen.³⁴

Wurde in der Heimatliteratur das Wandern zum Zweck der Verbundenheit mit der heimatlichen Natur hervorgehoben, so stellt es bei Zoderer eine Einsamkeitstechnik dar. In einer neutralisierten Landschaft im Norden und Süden Italiens setzt sich Jul mit der eigenen Fremdheit, der inneren Zerrissenheit auseinander. Er reist an einen

anderen Ort, da ihn in Maras Gegenwart alles an die Vergangenheit erinnert, die durch die nicht überwundene Trauer über Natalies Tod bestimmt wird. Er strebt danach sich seiner selbst zu vergewissern und sich klar über seine Zukunft und das Verhältnis zu Mara zu werden.

Die wesentliche Funktion der Einsamkeit als Selbstvergewisserung ist die Aufspaltung der eigenen Person „in zwei Gestalten“³⁵, in ein Wesen, das „mit sich allein – und daher eigentlich ‚zu zweit‘ – ist“³⁶. Nur durch die einsame Auseinandersetzung mit sich selbst kann sich Jul der eigenen Zerrissenheit zwischen Vergangenheit und Gegenwart, Berg und Meer, Hass und Liebe, Verzweiflung und Zufriedenheit stellen. Er schließt sich nicht in einer „homogenen Welt“³⁷ ein, sondern versucht, „das Fremde zu verstehen“³⁸. Der Dialog mit sich selbst wird bei Jul in der Reflexion und Wahrnehmung seiner ambivalenten Gefühle evident, wie am Beispiel der faschistischen Ressentiments und seines Erschreckens darüber deutlich wird. Dieser Dialog mit sich selbst ist nicht einfach, denn es besteht die Gefahr, von sich selbst zu Tode geredet zu werden.³⁹ Einsamkeitstechniken bezwecken daher eine „Anregung und Disziplinierung – nicht aber die wahllose Entfesselung – innerer Dialoge“.⁴⁰

In dem zu Beginn der Einleitung zitierten Schluss des Romans zeigt sich, dass Jul zu keiner Lösung kommt. Er bricht im fernen Italien zusammen und ist mit seinen Gedanken doch ganz woanders, nämlich in den Bergen. Die Sehnsucht nach Geborgenheit drückt sich in der Erinnerung an seinen Hund aus. Er kann nicht zurückkehren an die Orte, die für ihn nur Erinnerungen an den Tod seiner Tochter sind. Sein Dialog der Einsamkeit zieht sich über den Tod hinaus, von dem auszugehen ist, da man ihm einen „Metastasentumor“ (DSDG 227) attestiert hatte. Doch warum ist ein ‚Happy End‘ mit Mara in vertrauter, heimeliger Atmosphäre unmöglich? Warum lässt Zoderer das Miteinander scheitern?

Gerade durch das offene Ende betont er die Suche und die mit ihr verbundene Ambivalenz der Reflexion. Der Prozess der Veränderung bleibt das einzige Kontinuum unserer Zeit. Vielleicht kann Jul gar nicht mehr mit Mara zusammenleben, die schon viel zu lang nur noch die Mutter seiner Tochter war. Letztendlich lösen sich nicht die Widersprüche auf – Jul löst sich in seinen Widersprüchen auf. Sie zu überwinden, gelingt ihm in seinem Leben nicht mehr, die Verarbeitung der Vergangenheit ist ein langwieriger und nie endender Prozess. Ihm bleibt nicht mehr genug Zeit, sein Leben neu zu ordnen. Er hat den Dialog mit sich entfesselt, kann ihn nicht mehr disziplinieren, die Zeit reicht nicht.

Zoderer kann keine Lösungen der Identitätssuche mehr bieten, wie es einst der Heimatroman versuchte. Doch er hinterlässt eine Methode, die den Menschen mit der Zerrissenheit und der Begrenztheit seiner Zeit umgehen lässt: das Selbstgespräch in der Einsamkeit. Sie relativiert das Gefühl des Menschen, Entscheidungen für die Ewigkeit zu fällen. In der Zeit des Individualismus kann nur jeder Einzelne aus sich selbst heraus versuchen, sein Leben zu gestalten. Durch den Dialog mit sich selbst tritt der Mensch in einen Prozess der Hinterfragung der Welt und seiner Rolle in ihr. Hieraus kann er sein Leben neu ausrichten und auch diese Wendung wieder neu hinterfragen.

Der ewige Prozess der Identitätssuche

Der moderne Mensch, der in *Der Schmerz der Gewöhnung* beschrieben wird, ist allein durch die Ambivalenz seiner Selbstbetrachtung gekennzeichnet, er ist „dazu verdammt [...] fremd zu bleiben“⁴¹ und doch danach zu streben diese Fremdheit zu überwinden. Zoderer zeigt in seinem Roman, dass auf den Protagonisten Jul keine Kategorisierung wie „Meeresmensch“ oder „Bergmensch“ zutrifft. Somit gibt der Autor auch eine Antwort auf die Frage nach der Möglichkeit von eindeutigen Verortungen im Sinne eines „Heimatomans“ oder „Südtirolromans“. Jul kann seine Identitätssuche nicht durch einen Spaziergang in der Heimat beenden, denn er hat keine Heimat. Wollte die Heimatliteratur die Identitätssuche noch auf diese Lösung zurückführen, so bleibt dem Menschen in der Tradition der Aufklärung und einem Bewusstsein historischer Verantwortung nur seine eigene Individualität als Grundlage seines Selbstverständnisses. Zoderer beschreibt in seinem Roman Juls Technik der Einsamkeit. Durch Lesen, Schreiben und Wandern versucht Jul die Widersprüchlichkeit seines Denkens zu erkennen und zu verstehen. Er tritt mit sich selbst in einen Dialog, der niemals endet und doch die einzige Perspektive der Selbstvergewisserung ist.

Möchte man den Roman politisch deuten, so ist Jul nicht nur die Personifikation der deutschsprachigen Südtiroler seiner Generation, „die ein wirkliches Zusammenleben in Südtirol noch nicht schaffen können“.⁴² Er steht für jeden Menschen der in einer kulturell vielfältigen Gesellschaft bei sich selbst beginnen, nach Antworten für das Miteinander zu suchen. Der Roman kann in einer sich globalisierenden Welt keine endgültigen Lösungen bieten, nicht für Jul und nicht für alle denkbaren Probleme des Zusammenlebens. Aber er schließt die Verherrlichung eines Landes und einer Nation aus. Aus dem Motiv der Einsamkeit folgt kein Nebeneinander der Menschen. Das in der Einsamkeit gewonnene Fundament des eigenen Selbstverständnisses ermöglicht erst den realen Dialog, die Kommunikation. Strukturell ist schon im Dialog mit sich selbst das Gespräch mit dem Anderen enthalten. Es wird deutlich, dass der Begriff ‚Identität‘ nicht als politisches Schlagwort zum Zweck der Vereinheitlichung und Abgrenzung verwendet werden kann. Jul „bleibt bis zum Ende ein Suchender.“⁴³

Anmerkungen

- 1 Joseph Zoderer: *Der Schmerz der Gewöhnung*. Frankfurt a. M. 2004 (im Folgenden abg. DSDG, mit Seitenzahl).
- 2 Ruth Esterhammer: Joseph Zoderer im Spiegel der Literaturkritik. Wien 2006, S. 46.
- 3 Samuel Moser: Vielfältige Erfahrungen der Fremdheit: Joseph Zoderer verknüpft eine persönliche Spurensuche mit der Geschichte Südtirols. In: *Der Standard*, 16. 3. 2002.
- 4 Vgl. Peter Domagalski: *Trivialliteratur. Geschichte, Produktion, Rezeption*. Freiburg i. Br. 1981, S. 65-82, und Peter Nusser: *Trivialliteratur*. Stuttgart 1991, S. 86f.
- 5 Domagalski (Anm. 4), S. 66.
- 6 Nusser (Anm. 4), S. 86.
- 7 Domagalski (Anm. 4), S. 70.
- 8 Ebenda, S. 80.
- 9 Ebenda.
- 10 Ebenda, S. 81.
- 11 Nusser (Anm. 4), S. 87.

- 12 Matthias Dusini: Die Walschen-Saga. Rezension. In: Falter, 21. 8. 2002.
- 13 Ebenda.
- 14 Ebenda.
- 15 Sigurd Paul Scheichl: Die Funktion der Landschaftsbilder in Joseph Zoderers „Schmerz der Gewöhnung“. In: Der Schlern 83, Nr. 3, 2008, S. 66.
- 16 Vgl. O. V., Stichwort „Heimatliteratur“. In: Brockhaus Enzyklopädie, S. 226-227, 2006b, hier S. 227.
- 17 Vgl. Scheichl (Anm. 14), S. 70.
- 18 Ebenda, S. 67.
- 19 Anna Rottensteiner: Joseph Zoderer. Der Schmerz der Gewöhnung. http://www.uibk.ac.at/brenner-archiv/literatur/tirol/rez_02/rottensteiner_der_schm.html (letzter Zugriff: 3. September 2009).
- 20 Scheichl (Anm. 14), S. 69.
- 21 Jürgen Habermas: Der philosophische Diskurs der Moderne. Zwölf Vorlesungen. Frankfurt a. M. 2004, S. 26.
- 22 G.W.F. Hegel: Vorlesungen über die Geschichte der Philosophie III. Frankfurt a. M. 1971 (Suhrkamp-Werkausgabe 20), S. 329.
- 23 Vgl. ebenda, S. 27.
- 24 Rottensteiner (Anm. 19).
- 25 Habermas (Anm. 21), S. 31.
- 26 Vgl. Domagalski (Anm. 4), S. 70f.
- 27 Vgl. Scheichl (Anm. 14), S. 69.
- 28 Aleida Assmann und Jan Assmann: Schrift, Gott und Einsamkeit. Einführende Bemerkungen. In: Dies. (Hg.): Einsamkeit. München 2000, S. 13-26, hier S. 16.
- 29 Thomas Macho: Mit sich allein. Einsamkeit als Kulturtechnik. In: Assmann (Anm. 28), S. 27-44, hier S. 27.
- 30 Scheichl (Anm. 14), S. 65.
- 31 Macho (Anm. 29), S. 40.
- 32 Vgl. ebenda, S. 38.
- 33 Vgl. Scheichl (Anm. 14), S. 64 u. 66.
- 34 Macho (Anm. 29), S. 40.
- 35 Ebenda, S. 28.
- 36 Ebenda, S. 16.
- 37 Atsushi Imai: Joseph Zoderer und Südtirol. Versuch über Zoderers Roman „Der Schmerz der Gewöhnung“. In: Mitteilungen aus dem Brenner-Archiv 22, 2003, S. 89-101, hier S. 98.
- 38 Ebenda.
- 39 Vgl. Macho (Anm. 29), S. 29.
- 40 Ebenda, S. 30.
- 41 Scheichl (Anm. 14), S. 66.
- 42 Imai (Anm. 37), S. 100.
- 43 Imai (Anm. 37), S. 100.

Die wissenschaftliche Zoderer-Rezeption im deutschsprachigen Raum

von Ruth Esterhammer (Innsbruck)

Seit den 1950er Jahren veröffentlicht Joseph Zoderer Gedichte und Prosatexte in österreichischen und Südtiroler Literatur- und Kulturzeitschriften wie *Skolast*, *Fenster*, *Wort im Gebirge* und *Literatur und Kritik*, ehe er Mitte der 1970er Jahre mit ersten Buchpublikationen hervortritt. In rascher Folge erscheinen seine beiden Gedichtbände *'s Maul auf der Erd oder Dreckknuidelen kliabn* (1974) und *Die elfte Häutung* (1975) sowie sein erster Roman *Das Glück beim Händewaschen* (1976) im Münchner Relief-Verlag. 1982 erfolgt der Durchbruch mit seinem Roman *Die Walsche*, der, wie fast alle weiteren Arbeiten Zoderers, vom renommierten Carl-Hanser-Verlag verlegt wird. 2010, knapp fünfzig Jahre nach seinen ersten Veröffentlichungen, steht der mittlerweile 75-jährige Autor bei vier gedruckten Gedichtbänden, acht publizierten Romanen, wovon zwei verfilmt wurden, und fünf Erzählbänden, zahlreichen Beiträgen in Anthologien und renommierten österreichischen, deutschen und schweizerischen Zeitschriften wie *Podium*, *Wepennest*, *akzente* und *drehpunkt*, sowie bei über zwanzig, darunter international renommierten Stipendien, Auszeichnungen und Preisen.¹

Drei Jahre nach seinem Durchbruch im deutschsprachigen Raum wird Zoderer dank Umberto Ghandinis Übersetzung der *Walschen* ins Italienische schlagartig in Italien bekannt.² In der Folge werden alle seine bei Hanser erscheinenden Romane ins Italienische übersetzt, wenn auch nicht in der Reihenfolge ihrer Veröffentlichung: 1986, ein Jahr nach der *Walschen*, erscheint *Lontano* in italienischer Übersetzung, 1987 *Das Glück beim Händewaschen*, 1989 *Dauerhaftes Morgenrot*, 1996 *Das Schildkrötenfest*, 2005 *Der Schmerz der Gewöhnung*. Außerdem werden 1991 bzw. 2005 seine Erzählungen *Die Option* und *Als Anja dem Christkind entgegenging* und 2007 sein in der Bozner Edition Raetia erschienener Roman *Der andere Hügel* ins Italienische übertragen. Wie sich aus dieser Titelliste schließen lässt, interessiert Zoderer in Italien als Erzähler, und hier in erster Linie als Verfasser der *Walschen*: Nach der ersten Ausgabe 1985 folgt bei verschiedenen Verlagen eine zweite 1987, eine dritte 1988 und eine vierte 2003; 1998 und 2007 kommen Taschenbuchausgaben auf den Markt. Mit der *Walschen* reüssiert Zoderer übrigens nicht nur in Italien: 1986 wird der Roman ins Slowenische und 2005 ins Russische übertragen.³

Zoderer selbst hat wiederholt öffentlich Klage über die mangelnde Beachtung, die ihm die Literaturwissenschaft entgegenbringe, geführt, und tatsächlich kann das germanistische Interesse an Zoderer – gemessen an der Erfolgsbilanz des Südtirolers und im Vergleich zur Literaturkritik – lange nur als zögerlich und verhalten bezeichnet werden.⁴ So erhält der Autor erst 1989 einen Lexikoneintrag im *Kritischen Lexikon zur deutschsprachigen Gegenwartsliteratur*, dem 1992 bzw. 1998 knappe Einträge in Killys *Literatur-Lexikon* bzw. Kindlers *Neuem Literatur Lexikon* folgen.⁵ Abgesehen von Heinz Ludwig Arnold, dem Herausgeber des *Kritischen Lexikons zur deutschsprachigen*

Gegenwartsliteratur, und Christoph König, dem Verfasser des *KLG*-Artikels⁶, beschäftigt sich die deutsche Germanistik zunächst nicht weiter mit Zoderer. Die wissenschaftliche Aufarbeitung von Zoderers Werk findet bis etwa zur Jahrtausendwende vornehmlich in Österreich und Italien statt, und hier vor allem im Rahmen von Hochschulschriften und in Überblicksdarstellungen zur Literatur aus Südtirol. In der zweiten Hälfte der achtziger Jahre als Diplomarbeitsthema in Österreich entdeckt, erfährt Zoderer über die Jahrzehnte – gemessen an den Entstehungsdaten der Hochschulschriften – konstante Aufmerksamkeit. In ihren Abschlussarbeiten beschäftigen sich die Studierenden mit ästhetischen Fragen und Werkanalysen, arbeiten die nicht-wissenschaftliche Rezeption auf, rezipieren Zoderer in den beiden ersten Jahrzehnten im Kontext der Internatsliteratur und in den beiden letzten in Hinblick auf das Thema Identität und die Auswirkungen des Standortes Südtirol auf Zoderers Schreiben. Thematisch, aber auch durch das Erscheinungsdatum der Texte bedingt, liegt das Hauptaugenmerk auf den Romanen *Das Glück beim Händewaschen* und *Die Walsche*, gefolgt von *Lontano*, *Dauerhaftes Morgenrot* und *Schmerz der Gewöhnung*, während die Romane *Schlaglöcher*, *Der andere Hügel*, *Das Schildkrötenfest*, seine Erzählungen und seine Lyrik keine oder kaum Beachtung finden.⁷ Die ersten italienischen Hochschulschriften, die teilweise in deutscher Sprache verfasst und über die Südtiroler Landesbibliothek Dr. Friedrich Tessmann auch beziehbar sind, datieren aus der ersten Hälfte der 1980er Jahre, übersteigen in der Zahl die österreichischen und beschäftigen sich stärker als jene mit der Identitäts- und Ethnizitätsproblematik in Zoderers Texten bzw. mit der Frage, wie sich Zoderers Situierung als deutschsprachiger Autor in Italien sprachlich und literarisch auf sein Werk auswirkt. Im Gegensatz zu den österreichischen Hochschulschriften setzen sich einige wenige Arbeiten auch mit Zoderers Frühwerk auseinander, nicht aber mit Zoderers Kontextualisierung in der Internatsliteratur.⁸ Für einen detaillierten Überblick über die wissenschaftliche Beschäftigung mit Zoderer in Italien, vor allem aber über die Rezeption in der italienischen Presse, sei auf Giuditta Pedrazzolis Diplomarbeit *Joseph Zoderer: Die Rezeption in Italien* (2009) verwiesen.

Die ersten Überblicksdarstellungen zur Literatur aus Südtirol, in denen Zoderer behandelt wird, erscheinen Ende der 1970er Jahre und damit etwas früher als die Hochschulschriften.⁹ Mehrere tendenziöse Beiträge stammen vom Südtiroler Schriftsteller, Kulturjournalisten und ausgebildeten Germanisten Gerhard Riedmann, den Kriterien der Wissenschaftlichkeit entsprechende von den Universitätsgermanisten Hans Georg Grüning und Johann Holzner¹⁰, die beide, besonders aber Holzner, seit Ende der 1980er Jahre bis in die jüngste Gegenwart mit immer neuen Arbeiten zur Erforschung der Literatur aus Südtirol beitragen.¹¹

Der von Holzner im Jahr 1997 herausgegebene Sammelband *Literatur in Südtirol*, in dem bemerkenswert viele BeiträgerInnen wie etwa Walter Methlagl, Luigi Reitani und Ulrike Kindl Zoderer in den Mittelpunkt ihrer Ausführungen stellen oder ihn neben anderen erwähnen wie Gerhard Kofler oder der Herausgeber selbst¹², ist ein Vorbote einer neuen Ära in der Zoderer-Forschung, die um 2005, rechtzeitig zum 70. Geburtstag des Autors, einsetzt. Ab diesem Zeitpunkt steigt nicht nur die Zahl

der wissenschaftlichen Arbeiten über Zoderer signifikant an, sondern die Forschung wird auch international: Mit Hermann Korte, Bernhard Arnold Kruse, Sabine Witt, Peter und Hans-Rudolf Schärer u.a. beteiligen sich nun auch deutsche, mit Siegrun Wildner amerikanische, mit Mahmut Karakus türkische, mit Ewa Tobiasz polnische, mit Atsushi Imai japanische LiteraturwissenschaftlerInnen intensiv am Gespräch über Zoderer. Insbesondere liegt mit Anu Hasanens Arbeit *Zur literarischen Darstellung von Identität in der Südtiroler Literatur. Am Beispiel von Die Walsche und Der Schmerz der Gewöhnung von Joseph Zoderer* seit 2006 sogar eine finnische Diplomarbeit über Zoderer vor.¹³ Neu ist auch die Intensität der Beschäftigung: Zoderer wird nicht mehr nur vornehmlich in Hochschulschriften und Überblicksdarstellungen über die Literatur aus Südtirol abgehandelt, sondern ist Thema auf Symposien und in der Folge von wissenschaftlichen Aufsätzen und erstmals auch von Monographien. Nach Ruth Esterhammers Band *Joseph Zoderer im Spiegel der Literaturkritik* von 2006 stehen 2010 – pünktlich zu Zoderers 75. Geburtstag – gleich zwei Monographien auf dem Programm: ein von Arnold herausgegebener Sammelband in der Münchner Edition text + kritik sowie ein von Sigurd Paul Scheichl und Günther A. Höfler betreuter Band in der Dossier-Reihe des Grazer Literaturverlags Droschl.¹⁴ Seit 2007 steht außerdem der von Korte aktualisierte Zoderer-Artikel im *Kritischen Lexikon zur deutschsprachigen Gegenwartsliteratur* zur Verfügung und einen ebenso gehaltvollen wie aktuellen Artikel über den Südtiroler Autor bietet das Forschungsinstitut Brenner-Archiv in seinem seit 2006 geführten Online-Nachschlagewerk *Lexikon Literatur in Tirol*.¹⁵

Sichtet man die neueren wissenschaftlichen Beiträge über Zoderer nach Themen, so fällt auf, dass mit der quantitativen Zunahme das inhaltliche Spektrum etwas breiter geworden ist. Neben vereinzelt Beiträgen, die sich mit Zoderers Frühwerk und seiner Lyrik sowie mit textimmanenten Fragen wie etwa der Funktion der Landschaftsbilder in Zoderers *Schmerz der Gewöhnung* befassen¹⁶, ist in einigen Arbeiten die Zoderer-Rezeption Gegenstand der Untersuchung.¹⁷ Neu ist die Perspektive, ausgewählte Zoderer-Texte im Kontext der Options- bzw. im weiteren Feld der Erinnerungsliteratur zu betrachten, wie es etwa Brigitte Foppa (2003), Holzner (2009), Korte (2010) und Esterhammer (2010) tun.¹⁸ Mit Abstand am häufigsten interessieren jedoch Zoderers komplexe Leitmotive Heimat, Entfremdung und Identitätssuche vor dem Hintergrund einer interkulturellen Gesellschaft.¹⁹ Wie sich exemplarisch an ausgewählten Beispielen zeigen lässt, differiert die Herangehensweise an die Texte beträchtlich, und zwar unabhängig von der Entstehungszeit des Beitrags und der Nationalität des Beiträgers/der Trägerin. Sehr wenig Abstraktion liegt in Beiträgen vor, in denen nahe am Text gearbeitet wird, wie es etwa Alfred Strasser (1995) und Imai (2003) tun. So bezeichnet Strasser Zoderers Roman *Die Walsche* als den letzten Text, „in dem sich ein Schriftsteller in erster Linie mit dem Südtiroler Minderheitenproblem auseinandersetzt“. Zoderer zeige „darin auf, welche Schranken, außer die der anderen Sprache, die Kommunikation der beiden Volksgruppen erschweren und welche sozialen und emotionalen Konsequenzen für das Individuum die Überschreitung dieser Schranken nach sich zieht, etwa der Versuch, mit der anderen Volksgruppe zu leben und ihre Besonderheiten zu

respektieren“.²⁰ Imai interpretiert *Schmerz der Gewöhnung* sogar explizit als „Südtirol-Roman [...], d.h. einen Roman, in dem die typischen Probleme der Menschen, die sich aus der besonderen Situation des Zusammenlebens insbesondere von deutschsprachigen Südtirolern und Italienern ergeben, im Mittelpunkt der Darstellung stehen“²¹, kommt aber am Ende seiner Betrachtung doch zum Schluss, „[d]aß die Konfrontation mehrerer Kulturen, die sich daraus ergebenden zwischenmenschlichen Konflikte und Identitätskrisen heute keine regional begrenzte[n] Erscheinungen mehr sind [...]. Über Südtirol und seine Probleme zu schreiben, ist demzufolge nicht nur für Südtirol und die dort lebenden Menschen bedeutsam, sondern betrifft exemplarisch auch das Menschendasein allgemein“.²²

Während Imai vom Einzelfall Südtirol ausgehend verallgemeinert, geht Wildner 2004 den umgekehrten Weg: Für sie kommt es überhaupt nicht in Frage, *Die Walsche* und *Schmerz der Gewöhnung* als Südtirol-Romane zu lesen, sondern für sie steht der Handlungsort Südtirol nur exemplarisch für einen „jene[r] Konfliktbereiche [...], die dann entstehen, wenn sich ein Individuum der kulturell normativen Vereinnahmung durch die eigene ethnische Gruppe verweigert, um sich im interethnischen Spannungsraum neue Identitäten zu erarbeiten“. Dieser Vorgang der Verweigerung sei so sensibel wie spannungsreich, denn „[e]thnische Grenzen konstituieren sich ‚in einem Prozess wechselseitiger Fremd- und Selbstzuschreibungen‘“, was „für personale Identitäten sowie für kollektive Identitäten [gelte]. Das ethnische Ich muss also ständig abwägen und verhandeln, welche identitätsstiftenden Merkmale von der eigenen und welche von der anderen kollektiven ethnischen Gruppe für eine personale Identitätskonstruktion tragfähig sind“. Wildner zufolge zeichnet Zoderer in seinen Romanen „dieses Oszillieren zwischen zwei ethnischen Kulturen auf literarischer Ebene“ nach und wirft Fragen auf wie: „Wie und wo finden die oszillierenden Bewegungen zwischen dem Eigenen und dem Fremden auf literarischer Ebene statt und welche Auswirkungen haben sie auf die ethnische Identitätskonstitution der einzelnen Protagonisten?“ Aufgrund dieser Eigenschaften schreibt Wildner Zoderers Texte einen gesellschaftspolitischen Wert zu. Da solche Texte „den Blick des Lesers für ethnische Identitätsprobleme schärfen und dazu auffordern, in der diskursiven Ambivalenz Fremdes nachzuvollziehen und ethnische Verhärtungen aufzulösen“, können sie „[d]en ersten Anstoß für einen Dialog zwischen ethnischen Selbst- und Fremdwahrnehmungen auf personaler und kollektiver Ebene“ liefern. Allerdings lässt Zoderers Botschaft, wie sie Wildner liest, wenig Hoffnung: Durch das Oszillieren zwischen Eigenem und Fremden gewinnen zwar die Figuren Abstand und schaffen es, ihre Situation zu reflektieren, zerbrechen aber daran, dass sie in beiden Identitäten fremd bleiben.²³

Ähnlich wie Wildner urteilt auch Korte (2007, 2010), der ‚Identität‘ als zentrales Thema bei Zoderer seit seinem Roman *Das Glück beim Händewaschen* ausmacht, *Die Walsche* als „eine Art Identitätsroman“ ansieht und *Schmerz der Gewöhnung* „zum großen Feld des literarischen Identitätsdiskurses“ zuordnet. Das von Wildner beschriebene Oszillieren zwischen Eigenem und Fremden wird in seiner Darstellung zu einer Art Kräfteressen zwischen individuellen und kollektiven Identitäten, das

die individuellen verlieren: Keine von Zoderers Figuren könne sich auf Dauer der Zuordnung zur kollektiven Identität entziehen. Zwar räumt Korte ein, dass Literatur „seit langem zu den wichtigsten, aussagekräftigsten Erinnerungsmedien europäischer Gesellschaften gehört, die personale wie kollektive Identitäten durchspielen, vermitteln, problematisieren und in ihren Widersprüchen aufdecken“, doch zweifelt er angesichts von Zoderers Romanen daran, dass Literatur wirklich eine gesellschaftspolitisch normierende und vermittelnde Funktion habe. Zoderers Texte, allen voran *Schmerz der Gewöhnung*, ließen sich vielmehr „als Paradigma der Verstörung lesen, das die Fragwürdigkeit gesellschaftlich vorherrschender Wertorientierung und Kulturvermittlungsideologien aufdeckt und alle ‚Vermittler im Konflikt von Kulturen‘ wenigstens für Momente sprachlos und ratlos macht“.²⁴

Nur partiell optimistischer als Wildner und Korte lautet das Fazit von Sieglinde Klettenhammer, die seit 1999 in mehreren Beiträgen der Frage nachgegangen ist, inwieweit sich die verbesserten gesellschaftlichen Bedingungen in Südtirol durch Autonomie-Statut (1972) und Südtirol-Paket (1992) auf den Ethnizitäts- und Identitätsdiskurs in der Literatur aus Südtirol seit 1945 ausgewirkt haben. Tatsächlich ist nach Klettenhammers Befunden das, was Wildner und Korte als Spezifikum von Zoderers Texten ausmachen und dem sie gesellschaftspolitische Kraft zumessen, erst in der neueren Literatur aus Südtirol möglich, da in ihr „die Reflexion personaler Identität gegenüber der Darstellung einer kollektiven Identität in den Vordergrund“ gerückt sei; verbunden damit, so Klettenhammer weiter, sei „zum einen die Einebnung ethnozentrischer und auf Territorialität beharrender Positionen, zum anderen ein Subjektverständnis, das sich nicht kollektiven ethnischen Identitätsangeboten unterordnet, sondern über Selbstreflexion sich der eigenen, problematisch gewordenen personalen Identität immer wieder vergewissert“.²⁵ Doch auch Klettenhammer registriert nach wie vor ein Kräfteressen zwischen individuellen und kollektiven Identitäten, das zum Nachteil der individuellen ausgeht: Zoderers Figuren werden durch die unüberbrückbaren Differenzen zwischen den Identitäten ins „Niemandland“ katapultiert, „das sie zu ‚Fremden‘ und Entfremdeten, ja zu Gescheiterten macht“. Allerdings bleibe nach Klettenhammer zumindest in der *Walschen* offen, ob die Protagonistin aufgrund ihrer Reflexionsfähigkeit, die sie durch das Oszillieren zwischen den beiden Kulturen erwirbt, nicht doch zu einer neuen Identität findet.²⁶

Auch wenn Klettenhammer, Kortner und Wildner in ihren Urteilen nicht gänzlich übereinstimmen bzw. den Fokus in ihren Ausführungen auf unterschiedliche Aspekte legen, so haben ihre substantiellen, theoretisch fundierten Ausführungen eins gemeinsam: Durch die Einbettung in den Identitätsdiskurs haben die drei LiteraturwissenschaftlerInnen Zoderer vom Regionalstempel befreit und gezeigt, dass aus der Behandlung des Motivs Heimat und der Wahl des Handlungsschauplatzes Südtirol noch lange nicht folgt, der Autor sei Vertreter der Heimatliteratur bzw. Südtirol-Autor, wie es besonders die regionale Literaturkritik lange intoniert hat und wogegen Zoderer zu Recht nie müde geworden ist zu protestieren. Klettenhammer, Kortner und Wildner zeichnen Zoderer als Autor gesellschaftspolitisch brisanter Texte,

die von internationalem Interesse sind. Überhaupt zeugt die jüngere Zoderer-Forschung vom Bemühen, dem Autor und seinen vielschichtigen Texten gerecht werden zu wollen, ihn weder auf eine einzige Lesart einzuengen noch das zu kurz greifende Image des Südtirol-Autors weiterzuschreiben. Spätestens seit 2005 kann also sowohl in quantitativer als auch in qualitativer Hinsicht Zoderers Klage über die ihn vernachlässigende Literaturwissenschaft als hinfällig betrachtet werden.

Anmerkungen

- 1 Zu den biobibliographischen Daten vgl. Christoph König, Hermann Korte: Joseph Zoderer. In: Heinz Ludwig Arnold (Hg.): *Kritisches Lexikon zur deutschsprachigen Gegenwartsliteratur* (KLG) 10/07. München 1978ff. (Stand 1.8.2007). S. 1, A, B, und Christine Riccabona, Anton Unterkircher: Joseph Zoderer. In: *Lexikon Literatur in Tirol* (<http://orawww.uibk.ac.at/apex/juprod/?p=20090202:1:1862668400501760>, Stand 13.4.2010, besucht am 17.6.2010). Zu Zoderers Veröffentlichungen in Zeitschriften vgl. Ruth Esterhammer, Fritz Gaigg, Markus Köhle: *Handbuch österreichischer und Südtiroler Literaturzeitschriften 1970–2004*. Zwei Bände. Innsbruck, Bozen, Wien 2008, und Ruth Esterhammer, Fritz Gaigg (Hg.): *Kultur- und Literaturzeitschriften aus Tirol und Südtirol 1945–2007*. Innsbruck, Bozen, Wien 2009.
- 2 Luigi Reitani: „Lontano“. Der „Italienkomplex“ in der deutschsprachigen Literatur aus Südtirol. In: Johann Holzner (Hg.): *Literatur in Südtirol*. Innsbruck, Wien 1997 (Schriftenreihe Literatur des Instituts für Österreichkunde 2), S. 54–76, hier S. 59.
- 3 Lahinia. [Die Walsche. <slow>]. Übersetzt v. Anja Uršič Maribor: Obzorja 1986 (Nova Obzorja 133). Ital'jaška roman. [Die Walsche. <russ>]. Übersetzt v. Michaila Rudnickogo. Moskva: Tekst 2005 (Vpervye na russkom jazyke 25). Eine Liste der italienischen Übersetzungen bietet das Goethe-Institut Italien (<http://www.goethe.de/ins/it/lp/prj/lit/ueb/vz1/zod/deindex.htm>, besucht am 17.6.2010).
- 4 Zum Missverhältnis in der Rezeption vgl. Ruth Esterhammer: Joseph Zoderer zwischen Literaturkritik und Literaturwissenschaft. In: Heinz Kucher, Doris Moser (Hg.): *Germanistik und Literaturkritik. Zwischenbericht zu einer wunderbaren Freundschaft*. Wien 2007 (Stimulus. Mitteilungen der Österreichischen Gesellschaft für Germanistik 2006), S. 191–214.
- 5 König/Korte: Zoderer (Anm. 1): Korte setzt 2007 die Arbeit am Artikel von König aus dem Jahr 1989 fort; Hans Martin Henning: Zoderer, Joseph. In: Walther Killy (Hg.): *Literatur-Lexikon. Autoren und Werke deutscher Sprache*. Band 12. Gütersloh, München 1992, S. 517–518; Giovanni di Stefano: Joseph Zoderer. In: *Kindlers Neues Literatur Lexikon*. Band 22. Chefredaktion: Rudolf Radler. München 1998, S. 757.
- 6 Heinz Ludwig Arnold: Suche nach Selbstbestimmung. Der Schriftsteller Joseph Zoderer. In: *Schweizer Monatshefte für Politik, Wirtschaft, Kultur* 66, 1986, H. 4, S. 341–346; Christoph König: Ein moderner Mythos. Der Romanautor Joseph Zoderer. In: *Pannonia* 16, 1988, H. 1, 30–32; ders.: Schreibnormen und Region. Über Romane von Michael Köhlmeier und Joseph Zoderer. In: *Discorso fizonale e realtà storica*. Colloquio Internazionale „Testo e Contesto“, 15.–17.10.1990, Macerata. Hrsg. v. Università degli Studi di Macerata. Ancona 1992 (Heteroglossia. Quaderni dell'Istituto di Lingue e Culture Straniere 4), S. 217–231.
- 7 1980–1990: Rudolf Giritzhof: Die Verwirrung der Zöglinge. Zu Form und Funktion des Internats in der Literatur in Österreich und Südtirol seit dem Ende der sechziger Jahre. Wien, Dipl.-Arb. 1989; Robert Kalser: Am Rande entlang. Texte von Joseph Zoderer: Themen, Linien, Strukturen, Rhetorik. Salzburg, Diss. 1987; Marion Karadar: Eine Rezeptionsanalyse zu Zoderers Romanen. Innsbruck, Dipl.-Arb. 1986; Magdalena Rohregger: Die „Klosterschule“ in der österreichischen Literatur nach 1945. Dargestellt an ausgewählten Werken. Salzburg, Dipl.-Arb. 1988.
1991–2000: Ingeburg Gurdin: Das Südtirolbild in den Werken von Helene Flöss und Joseph Zoderer. Salzburg, Dipl.-Arb. 1995; Astrid Hofer: Joseph Zoderer – ein Südtiroler Autor. Untersuchungen zu seinen Romanen. Wien, Dipl.-Arb. 1996; Marlene Mur: Auf der Suche nach dem „Selbst“. Identitätsverlust und Identitätsfindung als Thema in Waltraud Anna Mitgutschs Roman „In fremden Städten“ und in Joseph Zoderers Roman „Die Walsche“. Innsbruck, Dipl.-Arb. 1996; Anita Seiwald: Die Empfindsamkeit der Charaktere. Untersuchungen zur kritischen Darstellung der Internatszeit österreichischer Autoren nach 1976. Salzburg, Dipl.-Arb. 1994; Martin Stieger: Identitätsverlust und Identitätsfindung als Thema in Joseph Zoderers Roman „Das Glück beim Händewaschen“. Innsbruck, Dipl.-Arb. 1992.

- 2001-2010: Ingrid Keim: Dominante Verfahrensweisen Südtiroler Schriftsteller und Schriftstellerinnen im Zeitraum von 1945 bis 1970. Materialien und Analysen. Innsbruck, Dipl.-Arb. 2002; Julia Mayrhofer-Reinhartshuber: Literarische Modelle der Identitätskonstruktion in der deutschsprachigen Literatur aus Südtirol. Analysiert an ausgewählten Texten von Joseph Zoderer, Gerhard Kofler und Sepp Mall. Wien, Dipl.-Arb. 2005; Giuditta Pedrazzoli: Joseph Zoderer. Die Rezeption in Italien. Innsbruck, Dipl.-Arb. 2009; Marion Saghy: Das fremde Wort in der deutschsprachigen Romanliteratur Südtirols. Wien, Dipl.-Arb. 2005; Astrid Wiest: Der Schmerz der Gewöhnung. Wahrnehmung und Raum bei Joseph Zoderer. Wien, Dipl.-Arb. 2007.
- 8 Zur Bibliographie der italienischen Hochschulschriften siehe Pedrazzoli: Zoderer (Anm. 7). Weitere Titel: Fabio Marcotto: L'opera narrativa di Joseph Zoderer. Firenze, Diss. 1988/89; Lina Redolfi: Joseph Zoderer. Nähe und Ferne: Auf der Suche nach der Heimat. Milano, Diss. 1990.
 - 9 Z.B. Paul Wimmer: Wegweiser durch die Literatur Tirols seit 1945. Darmstadt 1978 (Brennpunkte. Schrifttum der Gegenwart 15).
 - 10 Z.B. Hans-Georg Grüning: La littérature allemande du Tyrol du Sud. In: Etudes de Lettres, 1989, H. 2, S. 25-39; ders.: Die zeitgenössische Literatur Südtirols. Probleme, Profile, Texte. Ancona 1992. Johann Holzner: Unruhestifter im Herrschaftsbereich der Dolomiten. Literatur in Südtirol 1969-1989. In: Österreich in Geschichte und Literatur, 1990, H. 5b-6, S. 344-351; ders.: Literatur in Tirol (von 1900 bis zur Gegenwart). In: Anton Pelinka, Andreas Maislinger (Hg.): Handbuch zur neueren Geschichte Tirols, Band 2: Zeitgeschichte, 2. Teil. Wirtschaft und Kultur. Innsbruck 1993, S. 209-269, hier S. 264-265; ders.: Auf der Suche nach Zugehörigkeit. Literatur aus Südtirol im Ausland. In: Holzner: Literatur (Anm. 2), S. 77-95. Gerhard Riedmann: Regionalkultur und ihre Grenzen. Entwicklung und Wandel deutschsprachiger Literatur in Südtirol. In: Alexander Ritter (Hg.): Deutschsprachige Literatur im Ausland. Göttingen 1985 (Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik, Beiheft 13), S. 104-126; ders.: Heimat. Fiktion – Utopie – Realität. Erzählprosa in Tirol von 1890 bis heute. Innsbruck 1991 (Innsbrucker Beiträge zur Kulturwissenschaft, Sonderheft 73), S. 336-339; ders.: Joseph Zoderer oder der unaufhaltsame Abschied von der (deutschen) Sprache. In: Sprachkunst 21, 1990, 2. Halbband, S. 313-324.
 - 11 Hans-Georg Grüning: Die Wahrnehmung der italienischen Kontaktkultur bei deutschsprachigen Südtiroler Autoren. In: Jean-Marie Valentin (Hg.): Akten des XI. Internationalen Germanistenkongresses Paris 2005. „Germanistik im Konflikt der Kulturen“. Band 9: Divergente Kulturräume in der Literatur – Kulturkonflikte in der Reiseliteratur. Betreut v. Marc Cluet et al. Bern 2007 (Jahrbuch für Internationale Germanistik A/85), S. 183-188. Johann Holzner: Heimat und Fremde in der Südtiroler Literatur. In: Eduard Beutner, Karlheinz Roszbacher (Hg.): Ferne Heimat – Nahe Fremde. Bei Dichtern und Nachdenkern. Würzburg 2008, S. 121-131; ders.: Literatur als Säule und Ferment der Erinnerungskultur in Südtirol. In: Eva Kocziszy (Hg.): Orte der Erinnerung. Kulturtopographische Studien zur Donaumonarchie. Szombathely 2009 (Istros-Bücher 1), S. 143-156.
 - 12 Walter Methlagl: Wie die Kunst von Kunst kommt. Über Joseph Zoderers frühe Arbeiten. In: Holzner: Literatur (Anm. 2), S. 47-53. Luigi Reitani: „Lontano“ (Anm. 2); Ulrike Kindl: Geschlechterrollen – werden sie von der Minderheit stabilisiert? In: ebenda, S. 99-114; Gerhard Kofler: Südtiroler Literatur – Möglichkeiten und Probleme. In: ebenda, S. 96-98; Johann Holzner: Auf der Suche nach Zugehörigkeit. Literatur aus Südtirol im Ausland. In: ebenda, S. 77-95.
 - 13 Universität Vaasa, Philosophische Fakultät, Deutsche Sprache und Literatur (<http://www.uwasa.fi/saksa/de/forschung/magisterarbeiten/>, besucht am 17.6.2010).
 - 14 Ruth Esterhammer: Joseph Zoderer im Spiegel der Literaturkritik. Wien, Berlin 2006 (Innsbrucker Studien zur Alltagsrezeption 2); Heinz Ludwig Arnold (Hg.): Joseph Zoderer. München 2010 (Text + Kritik. Zeitschrift für Literatur 188); Günther A. Höfler, Sigurd Paul Scheichl (Hg.): Joseph Zoderer. Graz 2010 (Dossier 29).
 - 15 Riccabona, Unterkircher: Zoderer (Anm. 1).
 - 16 Neben Walter Methlagl (Anm. 11) Erika Wimmer: „Das Pendel schlägt aus und trifft“. Anmerkungen zur Bedeutung der Lyrik im Werk Joseph Zoderers. In: Mitteilungen aus dem Brenner-Archiv 28, 2009, S. 73-89; Sigurd Paul Scheichl: Die Funktion der Landschaftsbilder in Joseph Zoderers Schmerz der Gewöhnung. In: Der Schler 82, 2008, H. 3, S. 64-70.
 - 17 Esterhammer: Zoderer (Anm. 14); dies.: Zoderer (Anm. 4); neben anderen auch Reitani: „Italienkomplex“ (Anm. 2).

- 18 Brigitte Foppa: Schreiben über Bleiben oder Gehen. Die Option in der Südtiroler Literatur 1945-2000. Trento 2003.
 Holzner: Literatur (Anm. 11).
 Hermann Korte: „Fremdheitsspezialisten“. Literarische Erinnerungsräume in Joseph Zoderers Südtirol-Romanen. In: Carsten Gansel, Pawel Zimniak (Hg.): Das „Prinzip Erinnerung“ in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur nach 1989. Göttingen 2010 (Deutschsprachige Gegenwartsliteratur und Medien 3), S. 265-278.
 Ruth Esterhammer: Option und Südtirolaktivismus in der Tiroler Gegenwartsliteratur – Zwei Beispiele dafür, dass Germanistik in der Peripherie im Spannungsfeld zwischen Regionalität und Internationalität stehen kann und muss. In: Wolfgang Hackl, Wolfgang Wiesmüller (Hg.): Germanistik im Spannungsfeld zwischen Regionalität und Internationalität. Wien 2010 (Stimulus 18) (im Druck).
- 19 Atsushi Imai: Joseph Zoderer und Südtirol: Versuch über Zoderers Roman „Der Schmerz der Gewöhnung“. In: Mitteilungen aus dem Brenner-Archiv 22, 2003, S. 89-101.
 Mahmut Karakus: Wie heimatlich ist die Heimat? „Der Fremdling“ von Yakub Kadri und „Die Walsche“ von Joseph Zoderer. In: Manfred Durzak, Beate Laudenberg (Hg.): Literatur im interkulturellen Dialog. Festschrift zum 60. Geburtstag von Hans-Christoph Graf v. Nayhauss. Bern, Wien u.a. 2000 (IRIS. Ricerche di cultura europea 15), S. 329-351.
 Sieglinde Klettenhammer: „Mit einem Bein hier, mit dem andern dort?“ Identität als Thema der Prosaliteratur aus Südtirol seit 1945. In: Maria Katarzyna Lasatowicz, Jürgen Joachimsthaler (Hg.): Assimilation – Abgrenzung – Austausch. Interkulturalität in Literatur und Sprache. Frankfurt a.M. 1999 (Oppelner Beiträge zur Germanistik 1), S. 379-402; dies.: Fronten in der Literatur des 20. Jahrhunderts: „Identität als Thema der deutschsprachigen Erzählprosa aus Südtirol“. In: Johann Holzner, Elisabeth Walde (Hg.): Brüche und Brücken. Kulturtransfer im Alpenraum von der Steinzeit bis zur Gegenwart. Aufsätze. Essays. Bozen 2005, S. 298-327; dies.: Luigi Reitani, Karlheinz Rossbacher, Ulrike Tanzer (Hg.): Fremde in der „Bergheimat“. Zur Ethnizitäts- und Identitätsproblematik in der erzählenden Prosa aus Südtirol. In: Italia ~ Österreich. Sprache, Literatur, Kultur. Udine 2006, S. 223-227.
 Hermann Korte: „Fremdheitsspezialisten“ (Anm. 18); ders.: „Heimatkralen“. Zur literarischen Konstruktion von Identität in Joseph Zoderers Roman Der Schmerz der Gewöhnung (2002) (http://www.inst.at/trans/17Nr/1-1/1-1_korte17.htm, besucht am 17.6.2010).
 Bernhard Arnold Kruse: Literarische Arbeit an Problemen europäischer Identität. In: Germanistentreffen Deutschland – Italien, 8.-12.10.2003, Bari. Dokumentation der Tagungsbeiträge. Hg. v. Deutschen Akademischen Austauschdienst. Bonn 2004 (Reihe Germanistik), S. 99-117; ders.: Ethnisch-kulturelle Identitätsproblematiken in den Südtirolromanen von Joseph Zoderer. In: Achim Geisenhanslüke (Hg.): Das Subjekt des Diskurses. Festschrift für Klaus-Michael Bogdal. Heidelberg 2008, S. 233 ??
 Maria Luisa Roli: Heimat und die Südtiroler Schriftsteller J. Zoderer und N.C. Kaser – eine heikle Angelegenheit. In: Antonio Pasinato (Hg.): Heimatsuche. Regionale Identität im österreichisch-italienischen Alpenraum. Würzburg 2004, S. 289-297.
 Peter Schärer, Hans-Rudolf Schärer: „Hinter mir ist Ferne und vor mir ist Ferne“. Eine narzissmustheoretische Lektüre von Joseph Zoderers Roman „Lontano“. In: Andrea Fischbacher-Bosshardt (Hg.): Identität und Identitätskrise. Eine Festgabe für Hans Wysling. Bern, Wien 1991, S. 115-142.
 Alfred Strasser: Im emotionalen Niemandsland. Entfremdung und Identitätssuche in Joseph Zoderers Die Walsche. In: Bernard Bach (Hg.): Les littératures minoritaires de langue allemande après 1945. Lille 1995 (Germanica 17), S. 101-113.
 Ewa Aleksandra Tobiasz: Zwischen zwei Welten: Entfremdung im kulturellen Grenzgebiet. Joseph Zoderer „Die Walsche“. In: Convivium. Germanistisches Jahrbuch Polen. Bonn 2004 (Reihe Germanistik), S. 169-176.
 Siegrun Wildner: Ethnizität und Identität in deutschsprachiger Literatur aus und über Südtirol. In: Trans. Internet-Zeitschrift für Kulturwissenschaften, 2004, H. 15 (http://www.inst.at/trans/15Nr/05_08/wildner15.htm, besucht am 17.6.2010).
 Sabine Witt: Identitätssuche im interkulturellen Bereich. Joseph Zoderer und die Südtirolproblematik. In: Regina Schleicher, Almut Wilske (Hg.): Konzepte der Nation. Eingrenzung, Ausgrenzung, Entgrenzung. Beiträge zum 17. Forum Junge Romanistik, Frankfurt a.M., 20.-23.6.2001. Bonn 2002, S. 145-155.
- 20 Strasser: Niemandsland (Anm. 19), S. 102
- 21 Imai: Zoderer (Anm. 19), S. 90

22 Ebenda, S. 100.

23 Wildner: Ethnizität (Anm. 19)

24 Korte: „Heimatkrallen“ (Anm. 19).

25 Klettenhammer: „Mit“ (Anm. 19), S. 402.

26 Klettenhammer: Fremde (Anm. 19), S. 226.

Zu Turi Werkners „Notizbuch Nr. 68“ (29.5.-12.12.2005)

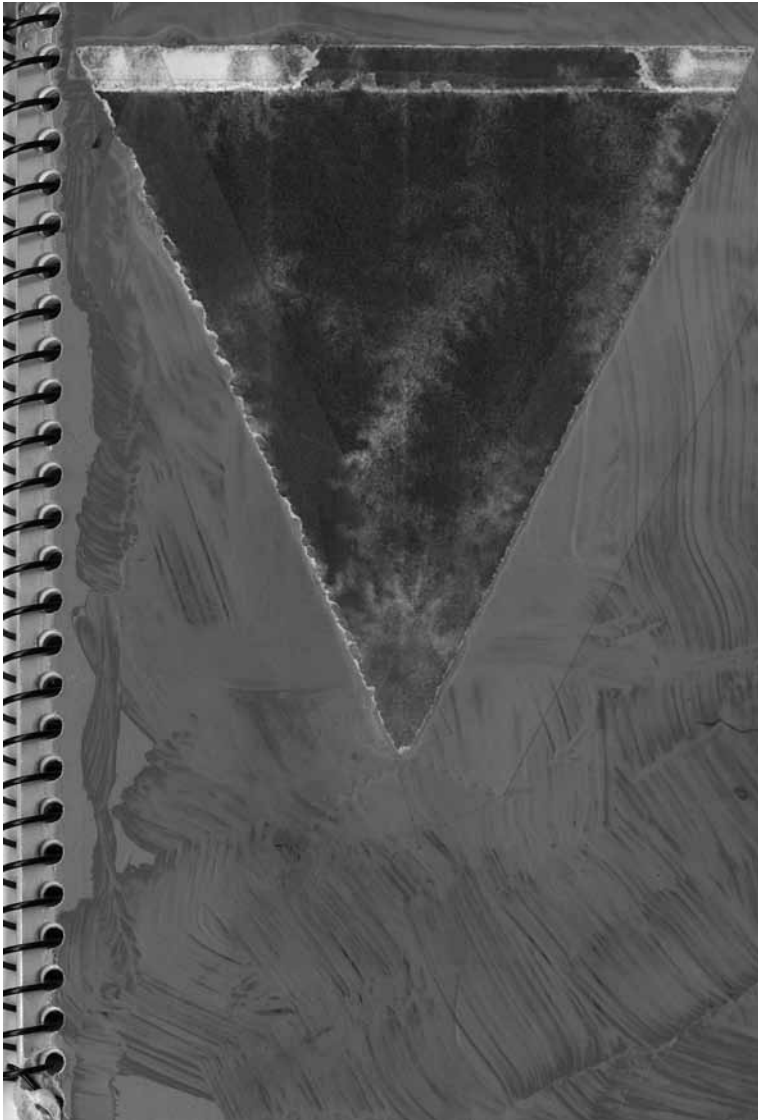
Die recht eigenwillige Zusammenstellung von Aufzeichnungen und Zeichnungen, von Skizzen und Notizen, die sich in den Kunst-Büchern von Turi Werkner findet, vermittelt anstelle eines rekonstruierbaren „Sinns“ nur (auf den ersten Blick) Verwirrendes: Ist denn wirklich alles wert, aufgehoben zu werden?

Werkner hält es allerdings mit Georg Christoph Lichtenberg, aus dessen *Sudelbüchern* er gern zitiert. „Es ist sehr gut alles was man denkt, rechnet und dergleichen in besondere Bücher zu schreiben, den Wachstum anzusehen unterhält den Fleiß, und gibt einen Neben-Bewegungsgrund ab aufmerksam zu sein.“ [Zit. nach Martin Adel: *Kunstbücher Bilderlesen*. In: Buchta Scheidl Waske Werkner. *Bücher*. Ausstellungskatalog. Wien: Galerie mel contemporary 2008, S. 7]. Wüsste der Künstler im voraus schon den Sinn, müsste er nicht alles aufnehmen in sein Notizbuch. Im so entstehenden Kontext indessen erschließen sich hin und wieder zunächst verborgene Zusammenhänge, umgekehrt bewirken die im Notizbuch sichtbaren Zusammenhänge, um noch ein Stichwort Werkners anzuführen, „routinemässige Dekontextualisierungen“. Der Künstler redet mit sich selbst, anstatt ein dekoratives Werk zu schaffen, das er in einer Galerie oder in einem Museum präsentieren oder auch leicht verkaufen könnte. Aber: „Wenn du schon mit dir selber reden musst“, sagt er sich, „dann in Fremdsprachen“. Die Notate sind sachlich-trocken und ironisch-witzig in einem. Wie Werkners erste eigenständige Veröffentlichung, seine *Idiomatik* (die 2008 in der innsbruck university press erschienen ist).

Der Künstler führt derartige Notizbücher schon seit 1970. Über Jahrzehnte bleiben sie in seiner Bibliothek, schwer zugänglich. Die Bibliothek Werkner, sie versammelt vor allem Lexika ... und eben Unikate – am 13. September 2010 sind das 540 Kunstbücher, 108 Notizbücher, 93 Tagebücher, 7 Hauptbücher und 5 Exzирtheft[e] [sic], diese Bibliothek ist zwar leicht zu finden: 1080 Wien, Zeltgasse 1/3. Aber sie ist nur selten, nämlich nur jeden 16. Juni (von 0 – 24 Uhr) geöffnet, Jahr für Jahr ausschließlich am Bloomsday.

Am 25. Jänner 2010 hat Turi Werkner 5 Hauptbücher und 95 Notizbücher dem Brenner-Archiv als Schenkung übergeben. Seither sind diese Bücher leichter zugänglich: nämlich das ganze Jahr über, Montag bis Freitag, 8:00 – 12:00 Uhr, nachmittags nach Vereinbarung.

J.H.



Turi Werkner - Notizbuch

N^o 68 (=94)

29. Mai 2005 - 1
12. Dez. 2005

Stanzelene & Filzelene

Krausgaben & Vereinnahmen

Im Wernbad 9000
groß der L^o K^o =
P-e

Beschneizt
T^one, W^ort =

Reine W^ortzen sind
wie die Berge der
Sierra Madre im

Hukairi Almosani

Morgens neu

Bruce Ackerman (Ackermann?)
Die Hukairi Almosani
gefällt mir
Pacipatist^o Sterne

Die unvermeidlichen
Partillen gegen den
Mundgraben der
anderen

Kopf schmeißt Augen

© Sonja

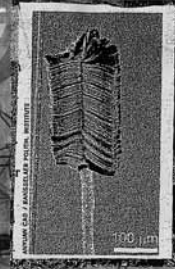
Nur nicht den Pa-
pierkorb öffnen
dun

~~geflügelte Gedanken
mit wackeligen
Mittelstücken~~

~~Dackel wird
wenig gestiftet.~~

~~Verrückte Eltern
© Kula~~

~~Banking Shina (???)
(Öko-Feminismus)~~



Im Computer 12. Jan
2005

Pinzlig infiziert

The liquid of the
German fabric

Bismuth & Zinc
resonant

Greg & R. actor

Frost with the
Liverpool L

Lessons

Pictoscope
im Pader 13. Juni 2005

Eulen & Händekunst
Schen Zahl

Signal ausschossen

Perögliche Hauptprobleme

~~Haar~~



Roskorian
Duplikates

Nano-Dör

Punkthörnige
Nordlichter

Von allen Seiten
Suchte er sich
in den Käse
hinis zu arbeiten

Im tiefsten
Hochsommer



~~Swiss Air~~

Slang in den
Plausprachen

Kerkerker im ~~Kerker~~
Völkerkerker



~~Grosse~~ ~~Klein~~ ~~gerade~~ ~~unregelmäßig~~
parterre gebunden

~~G. J. R. P.~~ die
~~Grosse~~ ~~Klein~~ ~~gerade~~ ~~unregelmäßig~~
wale ~~gerade~~ ~~unregelmäßig~~ ~~parterre~~

Wald, wirtsfähige
Masse

Vergesslichkeit,
leichte Erregbar-
keit & Körper-
liche Verfall

Die turbulente ~~Wasser-
ner
Tunnel~~
Potente



„So angenehm das Land in seiner Wildheit ist, so unzivilisiert, deformiert und grässlich sind die Bewohner in ihrer Erscheinung. Dehile und Taube drängen sich in jedem Dorf, und das allgemeine Aussehen der Leute ist das Schockierendste, das ich je gesehen habe. Ihre Kleidung ist kaum europäisch, wie auch ihre Gestalt kaum menschlich ist“



EIN MANN

EIN WORT

AI	Aa3
AA-	Aa1
AA-	
AA+	Aa1
AA	Aa2
AAA	Aaa
AAA	Aaa
AAA	Aaa
AAA	Aaa
AAA	Aa2
AAA	Aaa
A	A1
AAA	Aaa
AA-	Aa2
AAA	Aaa
AA	Aa2
AAA	Aaa
AA	Aa3
AAA	Aaa
AAA	Aaa
AAA	Aaa

(H-mc)

Geschichte herstellen
Zusammenfassen

Skat. Borromäus im
Gedächtnis © Adorno

Trampprotokoll. Niki
Landa wird lebendige
gen Leibes selig-
gesprochen, damit
der Papst unter
Umgehung der
Wahlliste in die
d. S. A. einsetzen
kann

Rinder-vous im
Latexpark

Die Ka-Sowas-Bez
ridite

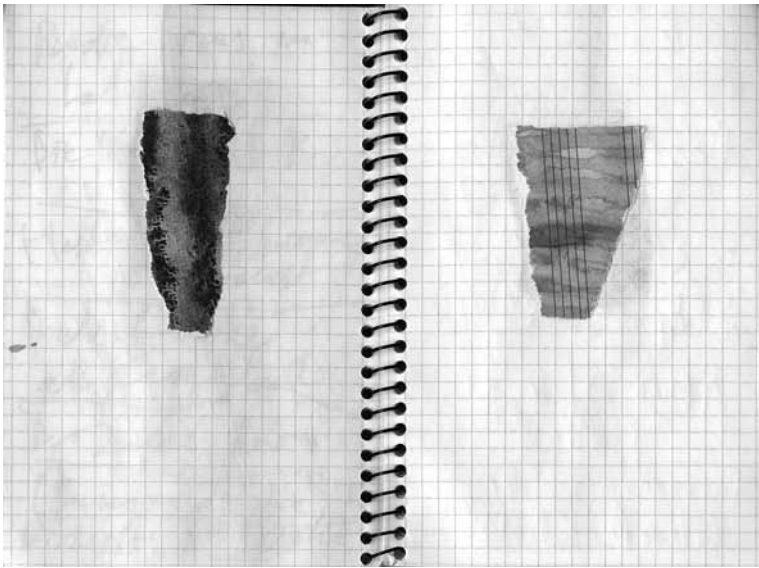
Hast mein Missproben
verbraucht

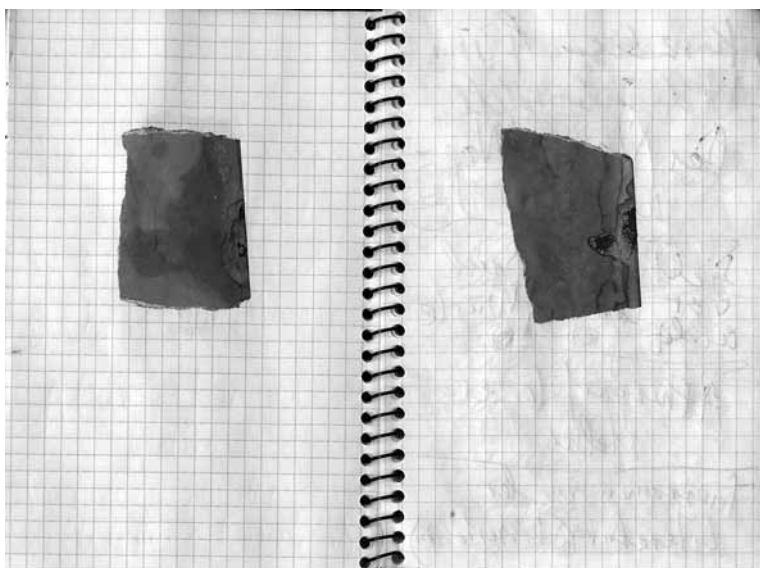
Unsterblichkeit
als Krankheit

Der Dentale Adonis?

(Feierwolle, die)
Es zerpfen als Bezahe
misse







Kurzbasen im
Kleinbandell
Das Nasse Weg-
müß

Sicht den Sand
vor lauter Wüste
wird

Äthiopier etc
stellen

Fiernamen in der
Literatur (Dissertation)

Prisenz, das Kruz
wenn am der Reiter
~~(S. 11)~~

Ein wirklich-mit-
diger, sackartiges
gebalde

Zinnmanz Laufers
kurztracht

Faker, heaker

Chaber

Schwangerschaft als
Bringschuld der Mutter

Das Mäulchen-Motiv



Selbstgespräche nur
im Fremdsprechen

Kalkulierte planlose
Kritik

Wenn du schon im Joch
selber reden musst,
dann im Fremdsprechen

Ziel der Vermunft

Ist das Lallen des
höchsten Mittel

Nebst zu Lach-
Zeiten

Soracens carrying
strange parcels and
looking sideways
at one

Hektische Versenkung
Es liegt 1 Busen
vor

~~Elegante
Kleider~~

~~Ländliche
Extravaganz~~

Die Unterwürfe
des Bildes

Das Gegenüber von
Sozusagen

Stroh,
Wasser,
Zellen



Die Äste eien, wie
Sie allen

Hand gut, Hals gut

Astro-Express,
Spektrisches ~~Andal~~
Antarktisstein

Jaun, weicht die
Wangen rot

Es ging um das
Rieserhalten

Als Verfolgungswerte
Idee

Ländliche Extravaganz
(als verfolgungswerte
Idee)

Gut geknüpften
niederknuppeln!

immer, um auszuweichen
immer Wiedersand
im SZ

Buch der J
Buch der

Warme feuchte Luft
drauß aus den
Landsprecher

Gefährlich ist's, den
Loisl zu weiken
Verhüllungsjournalismus

Etawas in Ottawa
Milliardenschwerer
Dildo

Skil & Selbstka-
~~ri~~riatur

Idee als Infekt
Wegen vor auflösen,
fange ich an

Prozession von Wikt-
flecken

Haupt-, Nach-, Ne-
ben- und Vorbilder

Fig die Schpersisshur
Der Hinkelreflex

Süss-Thematik

Warbung, Rigorismus

Der Koffrigel der
gegenwärtigen Versiche-
rung

Das Kige-bücheler
Fick-bücheler

Binärwert einblenden
© Popop

Situs web © Popop

Bestimmungstext
gibt es angeblich
der nun Zufall

Also sind "Web-Design-
ner" Webdesigner

Grosse Zahlen, Platin-
auch Leicht
© Popop

Routinemässige
dekontextualisierungen

Regulator als
Preparator

Ein bisschen frivolo
für Philadelphia
Buttle, Baby

Schweigeverbot @ Saaja
8. Stosshatze
Taschenregulation

Zahnstüber als
Zornsfarbel

„Moralische Verkommenheit“, „Schiebung“,
„Blutsauger der Demokratie“, „Lobbyistin für
Drogendealer“, „Schweinelei“, „hinterfotzig“,
„Lug und Trug“, „Diffamierer“, „Brandstifter“,
„Radau-Partei“, „Nadelstreifkommunist“,
„Dreckschleuder“, „Papagei“, „Quatschbude“,
„Denunziant“, „Meuchelhande“, „ferngesteuerte
Marionette“, „Gauner“, „Schwein“, „Führer“,
„vaterlandslose Gesellen“, „Schmierenkombi-
dant“, „Koalitionströtzel“, „Arbeiterverräter“,
„Rüpel“, „Nazi-Methoden“, „mafiose Methoden“,
„Pinscher“, „Kettenhund“, „Nudler-Partei“,
„Arschloch“, „Volksverhetzung“, „Vernaderer“,
„Obervernaderer“, „Altstalinisten“

~~Geist~~ & Druck
Sauberkeit & Druck
& Freiheit

das Knopfloch des
Halsbands des Kutichen
Kutschens

~~Sack~~ & ~~Weste~~
Sackweste
gepackte Mode
die bürgerliche

der Körper warat
seinem Eigentümer



(Passfoto)



Die Bürgerliche
Dämmerung

Edward Allgäuer

Diskontcharakter &
Charakterdiskont

Interessierich Zwei

Die tauzende
Blutwanst

Heute muss der
Jockel werden

ist bis
son

Ich bin sofiert

Adjektivhandel

Die grunnen der
Estimosen

Heavy sneezing

The geometry of
Idiocy

Missbrins big
weinend



Friseur der Moder

The query "sex with science
magazine writers" produces
5.8 million hits; "sex fridge"
1 million; and "sex amoeboid
Zingat-Ularians" 11.

Consider yourself konz
sidered

Versuchs-kusinger

Näselein im der Grube

Das Versuchs-indivi-
duum im voller for-
schung (Able.)

Seufzpopen der Hölle

Kickor is als

Galget Wügel

Psychosomatische
Praktiken

Inspiziert als
Infarkt



Knallherzgebäck
als Leseobjekt
als Zinnübung,

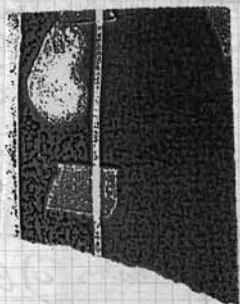
Seht Schlank
durch Haarausfall

Die ordentliche
öffnung

It was an immense
parcel
of ears (c) G.B.

The virgeon sturgeon
needs no irgeon

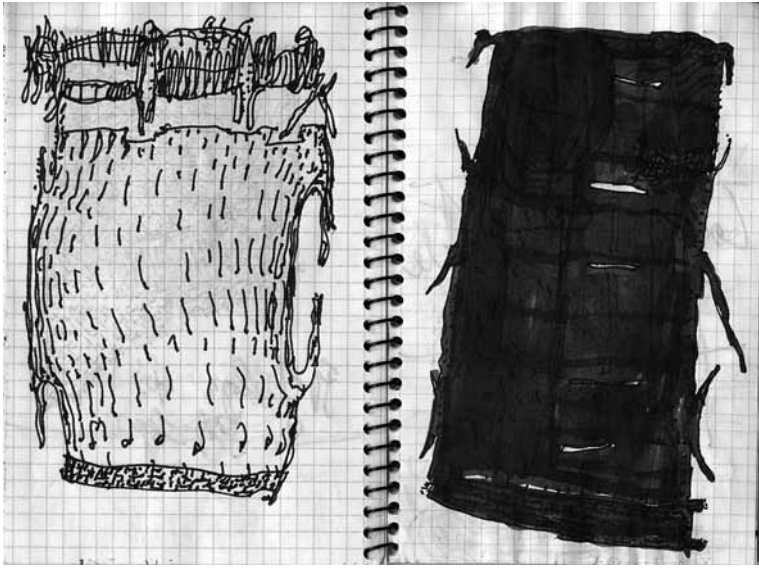
Fae Testet in die
Textexegese



Fragebogen als
Fragebogen



Fragebogen als
Fragebogen



Ein gößhaft-
zynisches
Schwank

Cooking Notleast
at ~~the~~ Winkler
Point



Feuchtnasenaffen
identifiziert.

Amnestische Regenfelder
grammatische Größe

TON =
Theory of nothing

Edalus empfindet
die Sauna

odin als Tierarzt

Kamtschatka =
tunda

Zedel - 15. Aug. 2005

pauselyrik?

~~schlaf~~ ~~Reich~~?

Schlaf/Reich

Rückstuhl/Lutschi =
kurz ~~Reich~~

Goethe in Kalgar,
Lae

Blau als Haupt-
waife

Schmalz & bier
Maken



praktizierender
Formalist bez
Kommunikation Vorges.

Mal abbrechen wie
den

Embedded Painter

Gerätepflege

Halbblinder
Kulturkreis

~~Pommesdorf~~
~~ein geräuschloses~~
~~Vergehen~~

~~Wess geräuschlos~~
~~zu Boden fallen~~

~~Periscope für die~~
~~Rekollektion~~

~~Busen als freier~~
~~erhöhter Notruf~~
~~(Heckrad vorne)~~

~~Fusatzkopf als~~
~~Arbeitsplan~~

~~Spirtusmatrasen~~
~~Schwarz & dann~~
~~mit M-Blau A.C.L.~~
~~dübel~~

~~Eugen Bleuler 1919~~
~~"Das autorisierte und~~
~~disziplinierte Denken~~
~~in der Medizin und~~
~~seiner Überwindung"~~

~~Schauergotik mit~~
~~Altessenzen~~

~~Hammonites Oesthaus~~

«Der Verschnitt eines zur Gewinnung von weissem Tafelwein geeigneten Weines oder eines weissen Tafelweins mit einem zur Gewinnung von rotem Tafelwein geeigneten Wein oder einem roten Tafelwein kann keinen Tafelwein ergeben. Diese Bestimmung schliesst jedoch nicht aus, dass in bestimmten, noch festzulegenden Fällen zur Gewinnung von weissem Tafelwein geeigneter Wein oder weisser Tafelwein mit zur Gewinnung von rotem Tafelwein geeignetem Wein oder mit rotem Tafelwein verschnitten wird, sofern das gewonnene Erzeugnis die Merkmale eines roten Tafelweines aufweist.»

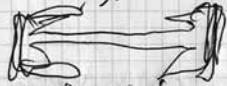
~~Dunkler Kakao~~
 Alles an meinem Kopf
 ist arbeitet nur
 ich nicht
 © Karal (als
 4-jähriger)

NIU	NIV	NID	NAU	NAV	NAD	PFU
NIU	NIV	NID	X	X	X	X
NIU	NIV	NID	X	X	X	X
NIU	NIV	NID	X	X	X	PFU
NIU	NIV	NID	NAU	NAV	NAD	X
NIU	NIV	NID	X	X	X	X
X	X	X	NAU	NAV	NAD	X
X	X	X	NAU	NAV	NAD	X
X	X	X	X	X	X	PFU
X	X	X	X	X	X	PFU
X	X	X	X	X	X	PFU
X	NIV	NID	X	X	X	X

~~An Fruchtsäfte~~
 Teigwaren
 für den besten Reche
 auf Farbe & Form
 ✓ Computer
 10.5.2005

Enorm 3. Märkte Peter
Korr. 18.5.2005
H. Ock! Idi Ock!

Idi ock! Idi Ock!

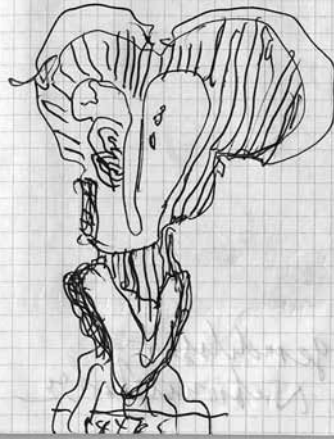


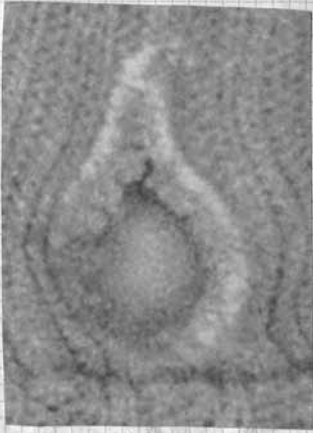
grüsse die Wicklung

Schubengel zerz
broch Brochur

Comp V Tassen W

Von Spahren
Guano





gemalteter
Nationalist



Fraddock als
Mensch

Smokeless pride
Haaströmd
V. Söyá 28. S.
gígebu

Andersson an
Linnéa Schickel
Schickel
Rustplatzgander
Ja ja jaast ist
Dörrbrat
im Hühner

Im hiesigen
Leben



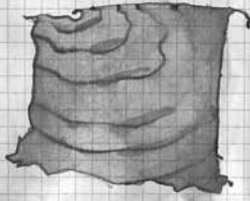




Die Formen sind
echt, aber die
Farben sind
gefälscht
Zedler & H. 6 / 12.0.2005



Frucht + Frucht
~~Schmerz des Jungs~~
~~Wohl der Welt~~
 Joli Ock Joli Ock
 [Diagram: A rectangular box with a horizontal line through the middle, and a vertical line on the left side, forming a frame-like structure.]
 grösse der Welt
 Schatzengel
 faste beschneit
 Tempel Talheim
 von Gehen
 Gussie



~~Kiloholik &
KinoKimon o~~

Tagrüber sind die
Hauskinder mit zum
Spielen bereit

~~Inversionen~~ W.

~~Knie-
Kapseln aus PVC~~

Eigen auf Stützen

Realreparaturen

Beten für ~~Bruder~~ + Schwester Anna



~~Grass-Klon-
Schreibzug~~

~~g. ⁴ ~~man~~ anders
formuliert
jede Zahl ² aus
1, 2, und 3 ist
entweder Summe
oder Produkt von
Primzahlen~~

~~2) inkl. Primzahlen~~

~~3) von 25~~

~~4) ¹⁶ ~~25~~ von 2 (oder
mehr)~~



(Panfote)

MLC, RCD, SPL, ELA, LTT,
IRA, FNL, IRA, LIT, KACH, DHKE, FSLN, UVF, JKLE, ELN,
FARC, PLF, GSPC, MILF, NPA, PKK, MODEL, JL, NPA, AUC,
CPNML, UDA, GIA, FUF, IVF, SNM, ETA, NLA, PFLP, SPK,
LET, ONLF, SSDF, PJ, JEM, SLA, ANO, SEPMA, RAE, AUM,
PGA, ADF, JBDA, ULFA, PFM, ULFBV, ISYF, LURD, KLO,
UPDS, NLFT, ATTF

Die Erdölkonzerne im dritten Quartal

Geldwerte in Mrd. \$

	Umsatz	Veränd.		Umsatz	Veränd.	
		geg. Vj.	(%)	geg. Vj.	geg. Vj.	(%)
ExxonMobil	100,72	32	9,92	75		
BP	97,73	46	6,46	34		
Royal Dutch Shell	76,44	8	9,03	68		
Chevron	54,46	34	3,59	12		
CococoPhillips	49,70	43	3,80	89		
Marathon Oil	17,25	40	0,77	250		
Sunoco	9,30	42	0,33	216		
Amerada Hess	5,77	51	0,27	53		
Occidental Petroleum	4,06	32	1,75	130		

(9.11.2005)

~~Mugen & Fusion~~

Eines jener kleineren

Bäder Böhmens

© Rütke

~~Analsche Dämonen~~
~~Dämonen~~



~~Für jeden Zahn~~
~~eine eigene Bürste~~

~~Sind Sie Maler?~~
~~Nein, ich hab' so~~
~~einen bunten Haar~~

~~Kakemoni verbrannt~~
~~des Gummis~~

~~Waspung diese Rück-~~
~~lichter von~~
~~Autoren~~

~~Abwezigkeit (die)~~

~~partiert es mit
partiert es mit
einem glückseligen~~

17.

~~83 Knappe & luden
Scheit die Brust~~

If a human body were broken
into single atoms, we would arrive at
an empirical formula $H_{100} N_{10} O_{1000}$
 $C_{100} O_{10} P_2 K_5 S_5 Na_2 Cl Mg Fe$ The

22.0.2006 (V H.G.)

~~EA 88/165~~

Pierre Bayle

Dichromate

Paris. & Knappe Knappe

K. 19 12 12 12

Sa 19 12 12 12

Wurm

AM 1.800 (gerade)

E 1.800 (gerade)

Computer

7.1.2006

F.J. Crenin. "Das
Cabinett der
erfindet den
roten Faden"

(Hanser Verlag)

Raymond Klibansky

Salam & Melancholie

E. J. Sack (1964)

~~Das Haus 138~~

eine Bedenkung

des kleinen Licht

Ad Reinhardt

Paris. Institut du
monde arabe.

1996. La ~~see~~

médecine au temps

des califes. Musée

Librairie Fischbacher.

Privacy Teil 2 (Bilder)

Liberty Bewegungen

~~Liberty~~

Tropo vero

~~Liberty~~

Stromberg "Blau Buch"

(Andere Bibliothek)

~~Gutramsdorf
(02236)~~

~~Christian~~

~~0676 - 638 4201~~

~~23788~~

~~Widely~~

~~Krugerstr. Tamara
(Sgt Klut) Gutmann)~~

~~M. Tan Hankam Lei~~

~~405 09 25/13~~

~~9-11~~

~~2. Tor~~

~~Jah. 14 f. Berna-
miller~~

~~4277 / 16633~~

~~Schor Hüll~~

~~Mitterdorfer~~

~~Franziska. 14/2~~

~~587 15 20~~

~~Fx DW 99~~

~~Floga 26 Klinik~~

~~(Top 5) Klinik (?)~~

~~Gutmann (Far); OEG~~

~~Eigenformer
Stellbar, Junno~~

~~John Sanders~~
~~Florian~~
~~Experte am Stadel (Chal)~~
~~J-J. Poesie & prose~~
~~SF Mondadori,~~
~~30. Juni 2005~~
~~Gertraud Meridiane~~
~~Guido's Books~~
~~Posth. Lane~~
~~Roni Hammermann~~
~~"Checkpoint - Watch"~~
~~Carl. B. Beck~~
~~Libre~~

~~Trochoccephalus~~
~~*Krocodil~~
~~Sophistic~~
~~Ca. 2.8.000 ~~~
~~24. Juni bestellt~~
~~Adorno Traum~~
~~protokolle~~
~~18. Tisch Velazquez~~
~~(Linde bei Lux)~~
~~J. Collin de Plancy~~
~~Dictionnaire infernal~~
~~(863) (14. Juni 2005)~~

~~László Krasznai Horváth~~
~~Im Norden ein Berg, im~~
~~Süden ein See, im Westen~~
~~Weg, im Osten ein~~
~~Fluss. Amman Verlag~~
~~2004~~

Helmut Baumann
Die griechische Pflanzene-
welt in Myth, Kunst
& Literatur

~~Alm Baker John Tufail~~
~~Der Philosoph als Aufz-~~
~~didakt~~
~~Verlag Felix Meiner~~
~~Hamburg 2004~~



Zwei Todesanzeigen für Franz Janowitz in der böhmischen Presse von Jaromir Czmero (Olmütz)

Franz Janowitz (1892-1917) – ein österreichischer Dichter böhmischer Herkunft, der aus einer weitestgehend assimilierten jüdischen Familie stammte – starb am 4. November 1917 im Alter von 25 Jahren an der Südfront. Verhängnisvoll wurde ihm eine schwere Brustwunde, die er bei einem Sturmangriff vom 24. Oktober gegen die italienischen Stellungen im Rahmen der 12. Isonzoschlacht erlitten hatte. Tief erschüttert gab sich kein Geringerer als Karl Kraus, dessen Freundschaft zu dem Verstorbenen in ihren Ansätzen bis in das Jahr 1910 zurückzuverfolgen ist. Der Wiener Satiriker dürfte sich in bedeutendem Maß dafür eingesetzt haben, dass von 1920 bis 1928 Gedichte und Prosastücke von Janowitz im *Brenner* erschienen sind, mit dessen Herausgeber Ludwig v. Ficker der Dichter persönlich bekannt war.

In seinen letzten Tagen ist Janowitz nach den Angaben des Staatsarchivs in Wien zum katholischen Glauben übergetreten. Neben der Aussage von Lia Janowitz, die mit Janowitz' Konversion die unterbliebene Überführung und Beisetzung in die jüdische Familiengruft in Podebrad begründet¹, bestätigt auch das Bundesministerium für Inneres im Antwortbrief an Christine Ulmer, „daß laut Eintragung im hier verwahrten Sterberegister der [...] Leutnant Franz Janowitz römisch-katholischer Religion gewesen ist“.² Dieter Sudhoff bezweifelt die Glaubwürdigkeit solcher Angaben und behauptet, das Sterberegister sei „keine zuverlässige Quelle, da es stereotyp, lücken- und fehlerhaft ausgefüllt wurde“.³ Beerdigt wurde Janowitz in einem Einzelgrab auf dem Soldatenfriedhof in Unter-Breth (Log pod Mangartom).

Die Recherche im *Prager Tagblatt* in der Zeitspanne vom 25. Oktober bis 31. Dezember 1917 ergab (einschließlich der für Janowitz) insgesamt 20 Todesanzeigen von an der Front dienenden Soldaten. Da die meisten von ihnen – genauso wie Janowitz – auf dem italienischen Kriegsschauplatz gefallen sind, nimmt es nicht wunder, dass gleich neun Anzeigen zusätzlich Angaben (ggf. Andeutungen, die eine Exhumierung voraussetzen)⁴ zu der geplanten Überführung der ‚irdischen Hülle‘ in die Heimat mit folgender (Wieder-)Bestattung enthalten. Allerdings ist eine geplante Überführung auch dann nicht auszuschließen, wenn die Todesanzeige eine solche nicht ankündigt.

Erst am 5. Dezember ist im *Prager Tagblatt* die folgende Todesanzeige erschienen:⁵

Wehmütigen Herzens und die ganze schuldige Welt anklagend, geben wir unseren
Freunden bekannt, daß unser jüngster Sohn und Bruder,
Franz Janowitz,
stud. phil., Leutnant i. d. Res.,
sein reines, geistigen Werten gewidmetes Leben am 4. November 1917 in
einem Feldspital des südlichen Kriegsschauplatzes nach schwerer Verwundung
beschlossen hat.

PODEBRAD, den 4. Dezember 1917

Gustav und Hermine Janowitz.

Dr. Otto Janowitz, Lt. i. d. R. Ella Selig, Dr. Artur Selig. Hans Janowitz, Oblt. i. d.

Res.

Beileidskundgebungen werden dankend abgelehnt.

Am selben Tag ist die Anzeige in der tschechischen Zeitung *Národní listy*⁶ erschienen, was als ein weiterer Beweis der Annäherung der Familie Janowitz an ihr tschechisches Umfeld anzusehen ist, und zwar umso mehr, als sogar der Vorname Franz in der tschechischen Form ‚František‘ vorkommt. Die Anzeige ist etwas kürzer gefasst als ihr Gegenstück im *Prager Tagblatt*, es fehlt das Dativobjekt „unseren Freunden“, statt „jüngster Sohn“ steht hier „guter Sohn“, ferner wurde das an das „Leben“ angeschlossene Attribut „reines, geistigen Werten gewidmetes“ durch „kostbares“ ersetzt. Abgesehen von der Auslassung der Lokalbestimmung „in einem Feldspital“ wurde schließlich „im Namen der Familie“ unter den Trauernden nur Gustav Janowitz angeführt, der Vater des Verstorbenen.⁶

Der Vergleich mit den restlichen 19 Anzeigen soll vor Augen führen, wie ungewöhnlich sich der pazifistisch-unkonventionelle Ton dieser Todesnachricht ausnimmt. Sowohl inhaltlich als auch stilistisch ist etwa die folgende Anzeige charakteristisch:⁷

Am 21. Dezember 1917 starb in Folluna in treuer Pflichterfüllung den Heldentod für's Vaterland unser einziger hoffnungsvoller braver lieber Sohn

Stephan Hellmich,

k. u. k. Leutnant i. d. R. beim k. u. k. F. H. Rgt. Besitzer der bronzenen Tapferkeits-Medaille und des Karl-Truppenkreuzes,

in seinem 23. Lebensjahre.

Wir trauern tief seinen allzufrühen Heimgang und werden seiner stets mit Stolz gedenken. [...]

Nach erfolgter Überführung wird die Beisetzung in der Familiengruft zu Wolfersdorf stattfinden und s. Zt. bekannt gegeben werden.

Dem ideologisch-mythisierenden Ausdruck „Heldentod“ begegnet man noch in weiteren neun Anzeigen⁸, einmal ist die Rede auch von „dem Felde der Ehre“⁹, weitere patriotische Phrasen sind etwa: „für Kaiser und Vaterland gefallen“¹⁰ oder „nach treuer Erfüllung seiner Pflichten gegen das Vaterland“¹¹. Im Gegensatz dazu findet man bei Janowitz weder eine solche Formulierung noch wird seine Kriegsauszeichnung (nämlich die Bronzene Militärverdienstmedaille) angeführt, wie es sonst in den Todesanzeigen üblich war, wie nicht weniger als sechs Beispiele aus der Untersuchung beweisen.¹² Außer Janowitz' Anzeige fällt nur noch eine andere aus der Reihe, wobei der Grund hierfür auf der Hand liegt: „bereits das zweite Opfer, das der grausame Krieg von uns forderte“.¹³

Ergänzend ist festzuhalten, dass die deutsche Anzeige aus dem *Prager Tagblatt* neben dem stilistischen Aspekt noch aus einem anderen Grund besonders wertvoll erscheint: Erst durch sie erfahren wir, dass die Mutter von Janowitz mit dem Vornamen Hermine hieß (ihr Mädchenname ist uns nicht bekannt) und dass Janowitz' Schwester Ella mit Artur Selig verheiratet war.

Anmerkungen

- 1 Vgl. Christine Ulmer: Franz Janowitz. Diss. Innsbruck (unveröff.) 1970, S. 39.
- 2 Brief des BMfI vom 1. 9. 1969 an Christine Ulmer (Ulmer 1970, S. 39).
- 3 Franz Janowitz: Auf der Erde und andere Dichtungen. Werke, Briefe, Dokumente. Hg. v. Dieter Sudhoff. Innsbruck: Haymon 1992 (Brenner-Studien 12), S. 300.
- 4 Vgl. „provisorisch beigesetzt“ (Prager Tagblatt, 21. 10. 1917, S. 10); „prov. bestattet“ (Prager Tagblatt, 25. 11. 1917, S. 14); „und [er] wurde auf italienischem Boden zur vorläufigen Ruhe bestattet“ (Prager Tagblatt, 8. 12. 1917, S. 16).
- 5 Prager Tagblatt, 5. 12. 1917, S. 5.
- 6 Die von 1861 bis 1941 in Prag erscheinenden *Národní listy* (Volksblätter) waren bis 1918 die einflussreichste tschechische Tageszeitung im Königreich Böhmen, das ‚offizielle‘ Sprachrohr der tschechischen Bourgeoisie. Sie waren mit 10.000 Ausgaben täglich seinerzeit eines der auflagenstärksten Blätter. Das Organ der Nationalpartei ist auf Initiative František Riegers 1861 ins Leben gerufen worden, Herausgeber war Julius Grégr. Bereits drei Jahre später entledigte sich die Partei wegen interner Streitigkeiten der Zeitung, da sich die Redakteure und Verleger nicht nur als Sprachorgan der Liberalen verstanden, sondern eine eigenständige Pressearbeit verfolgt haben.
- 7 *Národní listy*, 5. 12. 1917, S. 6: Se srdcem nezměrným bolem naplněným a vznášejíce žalobu na celý vinný svět, oznamujeme, že náš dobrý syn a bratr | František Janowitz | stud. philos., c. a k. poručík v zál., | po těžkém zranění na jižním bojišti dne 4. listopadu 1917 drahocenný život svůj skončil. | PODEBRADY, 4. prosince 1917. | GUSTAV JANOWITZ, | jménem rodiny. | Prosíme, by od projevů soustrastí, o které beztak jsme plně přesvědčeni, bylo upuštěno.
- 8 Prager Tagblatt, 30. 12. 1917, S. 11.
- 9 Vgl. Prager Tagblatt, 24. 11. 1917, S. 10; 25. 11. 1917, S. 14; 27. 11. 1917, S. 7; 30. 11. 1917, S. 7; 2. 12. 1917, S. 12, 14; 8. 12. 1917, S. 16; 13. 12. 1917, S. 7; 16. 12. 1917, S. 13.
- 10 Prager Tagblatt, 27. 11. 1917, S. 7.
- 11 Prager Tagblatt, 11. 12. 1917, S. 6.
- 12 Prager Tagblatt, 27. 10. 1917, S. 9.
- 13 Vgl. Prager Tagblatt, 27. 10. 1917, S. 9; 2. 12. 1917, S. 14; 8. 12. 1917, S. 16; 11. 12. 1917, S. 6; 16. 12. 1917, S. 13; 30. 12. 1917, S. 11.
- 14 Prager Tagblatt, 20. 12. 1917, S. 8.

Über die Wissenschaftsministerin a.D. Hertha Firnberg und ihre zweifache Verbindung zum Brenner-Archiv von Joachim Gatterer (Innsbruck)

Ein gutes Beispiel dafür, wie vielseitig Aktenbestände eines Archivs mitunter sein können, liefert die „Sammlung Felix F. Strauss – Bundeserziehungsanstalten“, die 1991 vom Forschungsinstitut Brenner-Archiv erworben und 2010 von Eberhard Sauermann für eine wissenschaftliche Verwendung aufbereitet wurde. Strauss, der 1918 in Wien geboren wurde und Schüler/Zögling der Bundeserziehungsanstalt Wiener Neustadt war, die vom Pädagogen und Schriftsteller Ludwig Erik Tesar geleitet wurde, unterhielt eine Freundschaft mit Tesar (bis zu dessen Tod im Jahr 1968), wodurch einige Spuren zu dessen Werk auch in die Sammlung Strauss Eingang gefunden haben und diese somit für das Brenner-Archiv eine gewisse Bedeutung erlangt hat. Strauss emigrierte 1938 in die USA, wo er nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs eine Professur für Geschichte am Polytechnic Institute of New York erhielt.¹

Es ist wohl seinem Interesse an der Pädagogik und an den Geschichtswissenschaften zu verdanken, dass Strauss – neben der Korrespondenz mit Tesar – eine Sammlung von kopierten Akten zu verschiedenen Bundeserziehungsanstalten angelegt hat, die inter-



essante Einblicke in die politischen Verhältnisse der 1920er und 1930er Jahre in Österreich ermöglichen. Vor allem ein Akt aus diesem Umfeld ist darüber hinaus für die Geschichte des Brenner-Archivs von Bedeutung, weil er auf die damalige Schülerin und spätere österreichische Wissenschaftsministerin Hertha Firnberg verweist. In dieser Funktion war Firnberg 1979 maßgeblich an der Erhebung des Brenner-Archivs zum eigenständigen

Forschungsinstitut an der Universität Innsbruck beteiligt.²

Marlen Schachinger hat sich in ihrer 2009 erschienenen Biographie über Firnberg ausführlich mit dem beruflichen und privaten Werdegang der selbstbewussten Frau und engagierten Sozialdemokratin auseinandergesetzt. Aus Schachingers Biographie geht hervor, dass Firnberg ihre Gymnasialzeit von 1920 bis 1928 an einer Internatsschule in der Kalvarienberggasse 18 im 17. Wiener Gemeindebezirk absolvierte und sich zudem seit 1926 im „Bund Sozialistischer Mittelschüler“ (BSM) politisch engagiert hat, wobei sie nach kurzer Zeit auch in zentralen Leitungsgremien vertreten war.³

Der genannte Akt aus der Sammlung Strauss zeigt, dass Firnbergs politisches Engagement jener Jahre auch von den staatlichen Behörden wahrgenommen wurde. In einer mit Oktober 1927 datierten schriftlichen Auskunft an die Präsidialabteilung des Bundesministeriums für Unterricht heißt es zum Gegenstand „BEA Wien XVII – parteipolitische Betätigung von Zöglingen“ nämlich wie folgt:⁴

Zur Zeit der Aprilwahlen des Jahres 1927 bemerkte der Religionsprofessor d. BEA Wien XVII Msg. Dr. Schimka von seiner Wohnung aus, daß sich an einem Umzuge der sozialdemokratischen Partei die auswärtige Schülerin Henriette Werner, dann die Zöglinge Ilse Merhaut und Viktoria Witzmann, alle drei der damaligen 7., jetzt der 8. Klasse der BEA Wien XVII beteiligten.

Außerdem wurden bei den Zöglingen dieser Klasse Valerie Weißmann, Margarete Hießmannseder und Herta Firnberg sozialdemokratische Abzeichen und Zeitungen vorgefunden. Schließlich soll der letztere Zögling während der Aprilwahlen 1927 in einem sozialdemokratischen Wahllokal gearbeitet haben, was jedoch nicht erwiesen ist.

Ein derartiger Aktenvermerk erscheint aus heutiger Sicht auf den ersten Blick unbedeutend. Vor dem Hintergrund der angespannten politischen Atmosphäre der Ersten Republik erhält er jedoch durchaus Relevanz, vor allem nachdem im Juli 1927 die politische Krise einen ersten tragischen Höhepunkt erreicht hatte. Die Freisprüche für politisch motivierte Morde an einem sozialdemokratischen Kriegsinvaliden und einem Kind im Zuge des Schattendorfer Prozesses führten zu heftigen Reaktionen, die am 15. Juli 1927 im Brand des Justizpalastes und einem darauffolgenden Generalstreik gipfelten. Die erfolgreiche Machtdemonstration der Heimwehren und die gescheiterten Rücktrittsforderungen der Sozialdemokraten an Bundeskanzler Ignaz Seipel markierten den Anfang der sukzessiven Zurückdrängung der SDAP, die schließlich mit der sozialdemokratischen Niederlage im Bürgerkrieg des Februars 1934 endgültig in die faschistische Diktatur mündete.⁵

Wie der Aktenvermerk zur Schülerin Firnberg vom Oktober desselben Jahres zeigt, sind autoritäre Überwachungspraktiken bereits vor den Ereignissen des Juli 1927 auch im schulischen Verwaltungsapparat nachweisbar. Die Begründung für diese Disziplinierungsmaßnahmen an der BEA Wien XVII stützen sich dabei auf einen Verweis auf die damalige Rechtslage, speziell auf Erlässe des Unterrichtsministeriums aus den Jahren 1919 und 1920, die dem genannten Akt in Form von Abschriften beigelegt wurden. Die Quintessenz dieser Erlässe wird in den Aufzeichnungen zu den Aktivitäten Firnbergs und ihrer Mitschülerinnen in folgendem Satz zum Ausdruck gebracht: „Innerhalb der Anstalt ist jede Vereinstätigkeit, insbesondere eine solche, die zur Verhetzung in politischem oder konfessionellem Sinne führen kann, untersagt.“⁶

Dass das Delikt der „politischen Verhetzung“ vor dem Hintergrund der ideologischen Gegensätze jener Jahre offensichtlich sehr ambivalent interpretiert werden konnte, zeigt ein weiteres Dokument aus der Sammlung Strauss, welches das Übergreifen einschlägiger

Tendenzen auf das schulische Umfeld unterstreicht. In einem Akt aus der BEA Wiener Neustadt vom März 1927 (der Akt datiert somit vor den Juliereignissen) empfiehlt die entsprechende Schulleitung dem Ansuchen eines Kameradschaftsvereins ehemaliger Kriegs- und Militär veteranen um Abhaltung einer Feldmesse am Schulgelände stattzugeben.⁷ Im August bemerkt dieselbe Schulleitung zum Verlauf dieser Feldmesse, dass diese „würdig und anstandslos verlaufen“ sei; „leider“ sei aber in einer Rede gegen die „Bedingung des unpolitischen Charakters der Feier“ verstoßen worden.⁸

In Wien, aber auch in anderen Gebieten Österreichs, war im Zuge der wachsenden ideologischen Polarisierung bereits 1925 aus einer Reihe von lokalen Schülervereinigungen der „Bund Sozialistischer Mittelschüler“ entstanden, der jene Jugendlichen sammelte, die sich den ersten Ansätzen einer autoritären Entwicklung an den Schulen widersetzen und denen Georg Tidl 1977 eine eigene Publikation gewidmet hat. Aus Tidls Arbeit gehen wichtige Informationen zur Entwicklung der Organisation, zu ihrem Verhältnis zur Sozialdemokratischen Partei und zu ihren vielfältigen kulturellen Initiativen hervor.⁹ Firnberg interessierte sich in dieser Zeit literarisch unter anderem für die Werke von Leo Tolstoi, Fjodor Dostojewski und Upton Sinclair sowie für jene von Ernst Toller und Kurt Tucholsky.¹⁰

Wie mehrere Einzelbiographien weiters zeigen, ist das Milieu der sozialistischen Mittelschüler auch deshalb von Bedeutung, weil eine Reihe sozialdemokratischer AktivistInnen hier ihre erste politische Sozialisation erfahren und sich vor allem unter den Wiener SchülerInnen z.T. langjährige Bekanntschaftsverhältnisse ergeben haben. Nach dem Verbot des BSM im Jahr 1933 trennten sich die Wege vieler Jugendlicher und ihre Schicksale verliefen sich in den Wirren des Zweiten Weltkriegs. Manche der ehemaligen AktivistInnen engagierten sich in der antifaschistischen Widerstandsbewegung und schafften nach 1945 den Übergang in eine bürgerliche Existenz.¹¹ Andere SchülerInnen aus dem sozialistischen Schüler- und Studentenmilieu, wie etwa der Schriftsteller Jura Soyfer und der Chemiestudent Emmerich Übleis, fielen der nationalsozialistischen Verfolgung zum Opfer.¹² Firnberg zählt mit Bruno Kreisky und Bruno Pittermann zu jenen sozialistischen MittelschülerInnen ihrer Generation, die nach Kriegsende in der Zweiten Republik staatstragende Funktionen übernommen haben.¹³

Im Vorwort zur Publikation Tidls erinnert Firnberg in ihrer Funktion als Wissenschaftsministerin an das Engagement ihrer damaligen MitstreiterInnen, ohne direkt auf ihre persönliche Verbindung zur Organisation zu verweisen.¹⁴ Davon wissen wir nunmehr offiziell durch die Recherchen Scharingers zu Firnbergs Biographie. Den erwähnten Akt aus der Sammlung Strauss im Brenner-Archiv konnte Scharinger für ihre Arbeit nicht berücksichtigen, weil er erst vor kurzem wieder ans Tageslicht gelangt ist.

Anmerkungen

1 Vgl. <http://www.uibk.ac.at/brenner-archiv/archiv/strauss.html> (24.6.2010).

2 Vgl. den Artikel *Universität: Neue Lehr- und Lernmöglichkeiten*, in: *Tiroler Tageszeitung*, 31.3.1979, S. 15.

3 Marlen Schachinger: *Hertha Firnberg. Eine Biographie*. Wien 2009, S. 25f.

- 4 Dokument vom 21.10.1927, 120.03.03.
- 5 Vgl. Ernst Hanisch: Österreichische Geschichte 1890-1990. Der lange Schatten des Staates. Wien 2005, S. 287-289.
- 6 Dokument vom 21.10.1927 (Anm. 4).
- 7 Dokument vom 21.3.1927, 120.03.03.
- 8 Dokument vom 15.8.1927, 120.03.03.
- 9 Georg Tidl: Die Sozialistischen Mittelschüler Österreichs von 1918 bis 1938. Wien 1977.
- 10 Vgl. Scharinger: Firnberg (Anm. 3), S. 26.
- 11 Vgl. Georg Scheuer: Nur Narren fürchten nichts. Szenen aus dem dreißigjährigen Krieg 1915-1945. Wien 1991; Josef Schneeweiß: Keine Führer, keine Götter. Erinnerungen eines Arztes und Spanienkämpfers. Wien 1986.
- 12 Vgl. Horst Jarka: Jura Soyfer. Leben, Werk, Zeit. Wien 1987; Peter Goller, Gerhard Oberkofler: Emmerich Übleis (1912-1942). Kommunistischer Student der Universität Innsbruck – Antifaschist – Spanienkämpfer – Sowjetpartisan. Innsbruck 2000.
- 13 Scharinger: Firnberg (Anm. 3), S. 26; Bruno Kreisky: Erinnerungen. Hg. v. Oliver Rathkolb. Wien-Graz-Klagenfurt 2007, S. 72.
- 14 Hertha Firnberg: Vorwort. In: Tidl: Mittelschüler (Anm. 9), o. S.

Adam Zielinski
(22.6.1929, Drohobycz/Galizien – 26.6.2010, Wien)
von Allan Janik (Innsbruck)

Der polnisch-österreichische Unternehmer, Schriftsteller und Mäzen des Forschungsinstituts Brenner-Archiv Adam Zielinski ist im 82. Lebensjahr verstorben. Der Sohn eines Rechtsanwalts verlor nach dem Einmarsch der Nationalsozialisten beide Eltern. Nach dem Kriegsende studierte er Sozialwissenschaften und Journalistik in Krakau und später Publizistik in Warschau, wo er 1956 seine Studien mit einer Diplomarbeit über *Indien und Jawaharlal Nehru als Betreiber der Koexistenz* abschloss. So entwickelte sich seine Auseinandersetzung mit dem Fernen Osten, die ihn lebenslang begleiten sollte.

Eine Zeitlang arbeitete er beim Polnischen Rundfunk in Krakau. Nach dem so genannten Polnischen Herbst von 1956 aber ergriff er die Gelegenheit, mit seiner Frau nach Österreich auszuwandern. 1959 erwarb er die österreichische Staatsbürgerschaft.

Er gelangte rasch in universitäre Kreise – seine Frau Sophie war Mitbegründerin des Lektorats für die polnische Sprache an der Wiener Universität; aber sein ausgeprägter Akzent war auch Anlass für Konfrontationen mit intoleranten Leuten, die Zielinski später in seinen Romanen *Fluchtpunkt* und *Abgründe tun sich auf* verarbeitete. 1957–1962 war er in der EXI AG Wien beschäftigt; in diesen fünf Jahren stieg er vom einfachen Arbeiter zum Vorstandsleiter auf. Zwischen 1962 und 1995 war Zielinski selbstständiger Unternehmer – mit besonderen Beziehungen in den Fernen Osten. Der indische Botschafter in Wien, mit dem er seine Diplomarbeit diskutierte, vermittelte Kontakte zu China, die zu mehr als 130 Geschäftsreisen nach China führten. Die Spuren der Erfahrungen in und mit China findet man in seinem Buch *Am Lowarej-Pass und andere Reisen*. 1982 erwarb er ein Doktorat aus Politologie (mit einer Dissertation über die Entwicklung Chinas) an der Glendale University in California.

Ab 1989 beschäftigte sich Zielinski zunehmend als Schriftsteller. Unter seinen Büchern, die er sowohl in englischer und polnischer Sprache wie auch auf Deutsch verfasste, sind hervorzuheben: *Die bucklige Welt* (1991), *Unweit von Wien* (1992), *Eine Rückkehr* (1997), *An der Weichsel* (2006), *Höre nie auf zu lernen. Erinnerungen, Begegnungen, Fehden, Versöhnungen* (2007); 2004 ist eine Werkausgabe in 10 Bänden im Wieser Verlag Klagenfurt erschienen.

Seine literarischen Leistungen wurden mehrfach ausgezeichnet: 1998 bekam er den Preis Ex Oriente Lux der Internationalen Gesellschaft für Slawische Angelegenheiten in Lublin (Polen), 1999 den Jan-Adamczewski-Preis für Literatur der Krakauer Vereinigung der polnischen Autoren, 2003 den Sonderpreis für Literatur von der Stiftung für polnische Kultur, 2004 den Literarischen Preis „Włodzimierz Tetmajer“, 2005 erhielt er das Kommandeurskreuz des Verdienstordens der Republik Polen, 2007 den Franz-Theodor-Csokor-Preis des Österreichischen PEN-Clubs. Aber die wichtigste Ehrung, die er bekommen hat, war in seinen Augen der Manès-Sperber-Würdigungspreis für Leben und Werk, der ihm in Wien 2009 verliehen wurde. „Von allen meinen Preisen ist der

Sperber-Preis für mich das wichtigste... Sperber ist nur 80 Kilometer von jener Stadt entfernt geboren, aus der ich stamme. Nicht nur seine Biographie, auch seine Art und Weise zu denken und zu schreiben ist der meinen ganz ähnlich“. Obwohl sich seine Schriften mit den Schrecknissen des Holocaust beschäftigen – „aus Adam Zielinski sprechen weder Rache noch Hass“, hat man in einer ihm gewidmeten ORF-Sendung bemerkt.

2009 hat Zielinski auf Anregung von Vizekanzler a.D. Dr. Erhard Busek dem Brenner-Archiv 10.000 Euro überwiesen, um den Ankauf eines Teils des Nachlasses von Margaret Stonborough-Wittgenstein zu ermöglichen. Das Institut bleibt ihm zu großem Dank verpflichtet.

Rezensionen und Buchzugänge

Cristiano Bianchi: Karl Kraus als Leser von Charles Baudelaire und Oscar Wilde. Innsbruck, Wien, Bozen: StudienVerlag 2009. ISBN 978-3-7065-4763-5. 114 S. 19,90

Cristiano Bianchis Studie *Karl Kraus als Leser von Charles Baudelaire und Oscar Wilde* erschien 2009 im österreichischen *StudienVerlag* und resultiert aus der Überarbeitung der komparatistischen Dissertation des Verfassers. Bianchis Arbeit ist im Wesentlichen eine Rezeptionsanalyse, die in zwei Teile zerfällt: Im ersten Teil untersucht der Verfasser die Rezeption Baudelaire's im Wien der Jahrhundertwende, im zweiten Teil die Rezeption Wildes vornehmlich durch Karl Kraus. Besonders im ersten Teil dienen Bianchi als Basis seiner Analyse Kunst- und Literaturkritiken des Jungen Wien, insbesondere die programmatischen Äußerungen Hermann Bahrs aus der Essaysammlung *Zur Kritik der Moderne* sowie Passagen aus frühen Kraus-Texten und aus der *Fackel*, in denen sich Kraus mit Baudelaire beschäftigt.

Mithilfe dieses Verfahrens kann Bianchi aufzeigen, dass die Vertreter Jung Wiens Baudelaire vor Kraus entdeckten, und zwar sowohl in ihren programmatischen Schriften als auch als nachahmenswertes Vorbild in der literarischen Produktion, was wiederum die damalige Literaturkritik thematisierte. Im Folgenden zeigt Bianchi auf, dass Kraus Baudelaire selektiv rezipierte. An Baudelaire interessierte Kraus, was mit den eigenen Ideen und Anliegen in Einklang zu bringen war, nämlich: die Kritik am Moral- und Sittenkodex der Zeit, der unter anderem unter dem Einfluss der katholischen Kirche stand, die Pressekritik, die Heinekritik.

Außerdem nimmt Bianchi an, Kraus habe Bahr nicht nachstehen wollen und sich aufgrund von Bahrs Engagement in Sachen Baudelaire ebenfalls mit dem französischen Dichter beschäftigt – eine These, die leider nicht mit Belegen gestützt wird. Ein später eingeschobener Exkurs über Max Nordau, welcher sich schon 1892 mit Baudelaire beschäftigte, der genauso wie die nachgereichte Geschichte der deutschen Übersetzung von Baudelaire's Werken (S.42f.) eigentlich zur Rezeptionsgeschichte gehören würde, liefert Bianchi ein weiteres Motiv: Baudelaire ist Vehikel für Kraus' Kritik an Nordau – auch diese These wird nur kurz angerissen und nicht weiterverfolgt.

Im zweiten Teil konzentriert sich Bianchi auf die Wilde-Rezeption durch Kraus, die sich auf den Aphoristiker, Lyriker und Verfasser von philosophischen Schriften, nicht aber auf den Dramatiker bezogen habe. Kraus' Interesse an Wilde begründet Bianchi mit Übereinstimmungen in der Gesellschaftskritik und im künstlerischen Verständnis sowie mit der Bewunderung für Wildes Sprache und Stil, die Kraus sogar zur Nachahmung bewegen haben sollen: Nach Bianchi weise Kraus' erster Aphorismenband *Sprüche und Widersprüche* „ein analoges Sprachregister, eine große Ähnlichkeit im Ausdruck mit Wilde“ (S.75) und dessen Spruchsammlung *Phrases and Philosophies for the Use of The Young* auf. Ob diese Gründe auch hinter der Wertschätzung für Wildes Lyrik stecken, bleibt unklar. Anstatt etwa die Merkmale von Wildes Lyrik mit den Kraus'schen

Lyrikprinzipien abzugleichen, die jener beispielsweise in der Heinekritik oder in Essays wie *Der Reim* dargelegt hat, äußert Bianchi nur Vermutungen ohne diese argumentativ zu untermauern, wie: Kraus habe möglicherweise die außergewöhnliche Metrik, die literarische Tiefe der Gedichte, „die zarten, die Klassiker nachahmenden Verse oder die zahlreichen Bezüge auf die großen Figuren der Vergangenheit“ angesprochen (S.90). Bei diesem Thema wird deutlich, dass Bianchis Hauptaugenmerk nicht auf dem Warum, sondern auf dem Wie liegt. Mehrmals weist Bianchi darauf hin, dass Kraus Wilde'sche Gedichte in der *Fackel* in Übersetzung abgedruckt habe, in der Regel ohne den Übersetzer namentlich zu nennen. Es wird offensichtlich, dass sich Bianchi an Kraus' Geringschätzung der Übersetzerleistung stößt, die auch inkludierte, die fremden Übersetzungen zu ‚korrigieren‘ und das Verdienst der Literaturvermittlung für sich zu beanspruchen. Bianchis Kommentierung der Kraus'schen Praxis: „Oft unterlaufen Kraus in seinen Zitaten Ungenauigkeiten“ (S.34) ist sehr pauschal und etwas irreführend formuliert (sind Kraus diese ‚Ungenauigkeiten‘ wirklich passiert oder hat er sie nicht viel eher bewusst gemacht?), darüber hinaus stützt er seinen Befund nicht mit Belegen. Leider neigt Bianchi auch an anderen Stellen dazu, Argumente schuldig zu bleiben, Behauptungen als Faktenwissen zu präsentieren oder vermeintliches Gemeinwissen über Kraus zu kolportieren, ohne dieses zu hinterfragen. (Das wird besonders in der Einleitung deutlich, aber auch im Hauptteil, z.B. ist die Behauptung, Kraus habe sich der Ornamentkritik von Loos angeschlossen [S.30], weder ausreichend ausgeführt noch belegt.) Auf diese Weise bleiben einige von Bianchis Thesen reine Spekulation.

Obwohl Bianchi im Verlauf der Untersuchung einige Gründe anführt, warum sich Kraus mit Baudelaire und Wilde beschäftigte, stellt er im Schlusswort fest, dass es „im Grunde weiterhin ein Geheimnis [bleibe], welche Motive für den Autor ausschlaggebend gewesen sind, dass er über so lange Zeit ihre Nähe gesucht hat“ (S.103). Möglicherweise hätte die systematische und vollständige Analyse der beiden Diskurse anhand der Zitate in der *Fackel* – immerhin ergibt die Abfrage in der digitalen *Fackel*-Version der Österreichischen Akademie der Wissenschaften 33 Treffer für Baudelaire und etwa 150 für Wilde – sowie ihre Einbettung in die Kraus'sche Presse- und Literaturkritik Aufschluss über weitere Motive geliefert. Inwiefern die Kraus'sche Rezeption von Baudelaire und Wilde kritische Reaktion auf die zeitgenössische Rezeption durch die Wiener Journalistik- und Literaturszene ist bzw. ob Kraus die beiden Autoren möglicherweise als Vehikel für seine Kritik nützte, bleiben offene Fragen. Interessante Befunde hätte sicher auch der Vergleich der Rezeptionsgeschichten geliefert, und zwar auf Länder-, Lager- und Autorenebene. Im Schlusswort befindet Bianchi, dass Kraus zu einer „Neuinterpretation der Werke der beiden Künstler“ (S.103) gelangt sei, doch gerade diese Behauptung kann leider nicht nachvollzogen werden, da die Rezeptionsgeschichte im Fall Wildes nicht multiperspektivisch aufgearbeitet wurde und auch im Fall Baudelaire eine umfassende, in die Tiefe gehende Darstellung fehlt. Insbesondere müsste man auch fragen, inwieweit Kraus mit seiner „Neuinterpretation“ den beiden Dichtern gerecht wurde, was Bianchi aber nicht tut. Schließlich wäre das Schlusswort auch der Platz für eine Synthese der Ergebnisse gewesen: Bianchi handelt ja zunächst Kraus über

Baudelaire, dann Kraus über Wilde ab, aber er überlässt es den Leserinnen und Lesern, die Befunde zu vergleichen und Gemeinsamkeiten festzumachen.

Alles in allem hat Bianchi seiner Dissertation eine interessante Fragestellung zugrunde gelegt und mit der Rezeptionsanalyse einen vielversprechenden Ansatz gewählt, wie sich an einigen der ermittelten Befunde zeigt. Doch wurden noch nicht alle Fragen gestellt und die bereits gestellten nicht erschöpfend beantwortet.

Ruth Esterhammer (Innsbruck)

Lennart Weiss: In Wien kann man zwar nicht leben, aber anders wo kann man nicht leben: Kontinuität und Veränderung bei Raoul Auernheimer. Västerås: Uppsala Universitet 2009 (Acta Universitatis Upsaliensis, Band 54). 293 S. ISBN 978-91-554-7659-5. SEK 279,00

Lennart Weiss hat sich mit dem Thema seiner Dissertation eine ebenso interessante wie riskante Aufgabe vorgenommen. Leben und Werk Raoul Auernheimers zu verfolgen, ist zum einen ein attraktives Unterfangen: Auernheimer (1876-1948) war ein populärer Schriftsteller, Feuilletonist und Theaterkritiker in Wien, in einer Phase, in der gerade in dieser Stadt vor dem pompösen Hintergrund der historischen Gründerzeitarchitektur der Auftritt der Moderne gefeiert wurde, in nahezu allen Bereichen der Wissenschaft und der Kunst; dennoch hat er die Aufmerksamkeit der Literaturwissenschaft kaum je auf sich gezogen, ist ihm bisher bestenfalls ein Nischenplatz in der Literaturgeschichte frei gehalten worden.

Es ist zum andern allerdings auch ein riskantes Unternehmen: Ist doch der Verdacht recht nahe liegend, dass die Literaturwissenschaft gute Gründe hatte, Auernheimer nicht in den Kreis der Kanonisierten aufzunehmen und sein Werk sowohl in den Forschungsarbeiten über Jung-Wien wie auch in der Exilforschung ganz an den Rand zu rücken.

In den Diskursen, die sich um Jung-Österreich, namentlich Jung-Wien, oder auch um die österreichische Exilliteratur drehen, ist in den letzten Jahrzehnten beinahe jedes literarische Werk auf seine Besonderheit überprüft und auch daraufhin durchgesehen worden, ob es im literarischen Feld seiner Epoche eine Neupositionierung verdienen würde. Um Auernheimer blieb es ruhig ... abgesehen von einigen Aufsätzen, die Donald G. Daviau geschrieben hat, der Auernheimers Nachlass in Riverside verwaltet (und offensichtlich den Zugang zu diesem Nachlass, ganz gegen alle Grundregeln, die auch international für Literaturarchive gelten sollten, fest versperret hat). Auch der Umstand, dass das Feuilleton als ernstzunehmendes literarisches Genre in den letzten Jahren stärker als früher in das Blickfeld der Literaturwissenschaft geraten ist, hat keineswegs zu einer Neubewertung Auernheimers beigetragen. In die Reihe der Meister des Wiener Feuilletons, von Ferdinand Kürnberger über Daniel Spitzer und Friedrich Schögl bis

zu Ludwig Speidel und Eduard Hanslick, von Bahr bis Herzl, Hofmannsthal und Stefan Zweig, ist Auernheimer zwar ganz gewiss einzuordnen (wie Weiss zeigt), aber bislang ist er auch in diesem Zusammenhang noch keiner ausführlichen Würdigung für wert erachtet worden.

Weiss legt nun eine erste umfassende Darstellung vor; Auernheimer soll endlich (das Ziel der Arbeit wird von allem Anfang deutlich) jene Wertschätzung erfahren, die er immer schon verdient hätte. Sein Leben, seine Rolle als Journalist und Kritiker der *Neuen Freien Presse*, als Verfasser von Theaterstücken und Prosatexten, als erster Präsident des Österreichischen P.E.N.-Clubs, seine Publikationen, bis hin zu seiner Autobiographie und den Biographien über Grillparzer und Metternich, all das soll in dieser Studie ebenso zur Sprache kommen wie die Themen seiner Arbeiten und deren Beziehungen zu herausragenden Werken der Epoche, wie sein Stil und die Grundzüge seiner Ästhetik und schließlich nicht zuletzt auch die Gründe, die dafür namhaft zu machen sind, dass dieser Autor längst schon zu den Vergessenen zählt.

An dieser Zielsetzung orientiert sich die methodische Anlage der Arbeit. Nach einer kurzen Einleitung und einem Überblick über den Stand der Forschung, der allen nur denkbaren Spuren nachgeht und trotzdem kaum einmal auf Auseinandersetzungen oder gar Vorstudien stößt, die eine intensivere Beschäftigung mit ihren Erträgen lohnen würden, präsentiert Weiss zunächst die wichtigsten Lebensstationen und Werktitel Auernheimers in einer knappen Gesamtübersicht, ehe er sich dann paradigmatisch vier Werken genauer zuwendet: dem Theaterstück *Talent* (1900), der Erzählung *Laurenz Hallers Praterfahrt* (1913), dem Roman *Das Kapital* (1923) und dem noch immer unpublizierten autobiographischen Bericht *Die Zeit im Lager* (1939).

Die Themen, die Auernheimer in seinen Werken behandelt hat, sind untrennbar verbunden mit seinem Lebensweg. Sein wichtigstes Thema war und blieb: Wien. Und seine wichtigsten Ausdrucksmittel bleiben grundsätzlich, so Weiss, auch immer dieselben, die Ausdrucksmittel des Feuilletonisten.

Das Figurenensemble seiner Erzählungen und Komödien gehört vorwiegend den höheren Gesellschaftsschichten an. Auernheimer schildert diese (in ihrem Selbstverständnis) „bessere Gesellschaft“ mit ihren Licht- und Schattenseiten und er stellt die Doppelmoral und den Snobismus der „feinen Leute“ an den Pranger; eine tiefer greifende Kritik der politischen Verhältnisse (betr. z. B. die Ordnung der Donaumonarchie, die patriarchalischen Zustände, die Rechte der Frau, die Rolle des Katholizismus und des Antisemitismus in Wien und in ganz Österreich) ist seine Sache nicht. Bezeichnend, dass er Schnitzlers *Professor Bernhards* (Erstaufführung im Wiener Volkstheater am 24.12.1918) bespricht, als wäre dieses Stück nichts anderes als eine Komödie – ohne sich zum Thema Antisemitismus zu äußern, das doch in diesem Stück von Anfang bis zum Ende und keineswegs nur im Subtext der Dialoge dominant ist.

Es ist wohl doch in erster Linie die Handschrift des Feuilletonisten, die Schreibweise, die Auernheimer sich in seinen ersten Werken schon zurecht legt und dann beibehält bis hin zu den KZ-Erinnerungen, die jeder Wiederentdeckung, jeder Renaissance, einer Neuauflage seiner Werke im Wege steht. Weiss nennt andere Gründe: die (nicht

mehr ganz aktuellen) Themen seiner Werke, sein Streben nach Ausgewogenheit und Harmonie, seine Sprache („dass Sprache manchmal die Überhand gewinnt“). Dabei übersieht er auf der einen Seite die auktorialen Erzählstrategien, die vor der Folie der Schnitzlerschen Erzählungen ganz und gar schon überholt wirken, und auf der anderen Seite die Dialogführung, in der, radikal anders als zum Beispiel in Hofmannsthals Komödie *Der Schwierige*, unter der glatten Oberfläche der Konversation nicht viel, manchmal gar nichts sich verbirgt. Während Schnitzler und Hofmannsthal die Sprache und insbesondere auch das Sprechen explizit thematisieren, um das herkömmliche Vertrauen auf das Wort zu untergraben, haben Auernheimers Erzähler kein Problem damit, keine Scheu, beispielsweise von einem Offizier zu sagen, er trete immer „stolz und herrisch“ auf, oder gar einer jungen Frau trocken zu bescheinigen, dass sie „die Wiener Anmut mit dem gefährlichen Liebreiz der Slawin“ zu verbinden verstehe. Klischees über Klischees, statt behutsamer Charakterisierungen, die es der Leserin / dem Leser überlassen würden, sich ein Urteil selbst zu bilden (oder auch: nicht immer gleich Urteile zu fällen). Weiss bewertet Auernheimers Schreibweise weit milder. Aber gleichzeitig erörtert er dermaßen umsichtig, mit Blick auf unendlich viele Details und auf das Gesamtwerk Auernheimers dessen Weltsicht, dass man ohne Weiteres am Ende sagen darf: In dieser Studie ist zum ersten Mal und endlich das Fundament gelegt für eine angemessene Einschätzung der Rolle des ersten Präsidenten des Österreichischen P.E.N.-Clubs im literarischen Leben Wiens und darüber hinaus in der Literaturlandschaft seiner Zeit.

J.H.

Brigitta Eisenreich: Celans Kreidestern. Ein Bericht. Mit Briefen und anderen unveröffentlichten Dokumenten. Unter Mitwirkung von Bertrand Badiou. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 2010. ISBN 978-3-518-42147-5. 266 S. 23,50

1

Nicht wenig ‚Lebensgeschichtliches‘ zu Paul Celan ist in den letzten Jahren erschienen. Vor allem die in französischer (Original-) und deutscher Sprache zugleich erschienene Edition des umfangreichen Briefwechsels mit Celans Frau Gisèle Lestrange – nicht nur ein editorisches, sondern vor allem ein menschliches Wagnis – hat kaum einen Leser unberührt gelassen. Andere Editionen, die man kontrovers beurteilen und betrachten mag, kamen dazu: der Briefwechsel mit Ingeborg Bachmann und – zuletzt – der Briefwechsel mit Klaus und Nani Demus. Allesamt sind die Bücher bei Suhrkamp, ehemals Frankfurt am Main, nun Berlin, erschienen. Allesamt sind sie mit erheblichem öffentlichen Aufwand publik gemacht worden, beworben, wie man ohne weiteres sagen darf. Manchen hat diese Werbung abgestoßen.

Abgestoßen wohl deshalb, weil der, über dessen ‚Verhältnisse‘, welche nun eben gar nicht bequem waren, hier veröffentlicht wurde, ein Mann der Diskretion war. Celan, der heuer neunzig Jahre alt geworden wäre und vor vierzig Jahren aus dem Leben ging, war gewiss kein öffentlicher Mensch; im Gegenteil: als er – unter falschen Vorhalten angeblicher Plagiate von einer Witwe, deren Namen ich verschweige – in das Licht der Öffentlichkeit gezerrt wurde, bedeutete das den eigentlichen und wirklichen Einbruch in sein Leben und in seine weitere Existenz. Genauer wohl: in die sich verstärkende Unmöglichkeit seiner Existenz.

2

Mit zunehmender Fülle der zu Celan erscheinenden Literatur hat das Gespräch über Celan zugenommen. Es ist ein Gespräch, das nicht selten an literarische Leichenschändung angrenzt. Ein Gespräch, ja, ein Geschreibe, das sich hinweg setzt: hinweg setzt über das Werk und das Leben jenes Dichters, von dem manche, worunter ich mich zähle, sagen, dass es seinesgleichen in der deutschen Literatur nicht gab und nie mehr geben wird. Die einzigartige Stellung, die Celan einnimmt, ist seiner ungeheuren künstlerischen Potenz geschuldet, die, inkommensurabel, keine Vergleiche eingehen kann und keine Vergleiche benötigt. Der Anspruch der Unmittelbarkeit, der aus seinen Gedichten ohne jede Übersetzung spricht, nämlich anspricht aus dem Werke selbst, ist so groß, so deutlich und so einzigartig, dass sich jede Einordnung und jeder Vergleich versagen.

3

Das aber ist nicht ‚alles‘ – was immer ‚alles‘ sein mag und sein kann. In den mehr als dreißig Jahren meiner bewussten Beschäftigung mit Celans Werk – er begleitet mich, seit ich ein Halbwüchsiger war – haben die Gedichte Celans mit ihren ungeheuren und nicht zu hebenden Möglichkeiten mich in einer Weise begleitet, die nur als Eindringen, als Diffusion, als Platz-Nahme und Platz-Greifen in der Seele beschrieben werden kann.

Dabei haben sich Verstehen und Verstand verändert; so eben zum Beispiel der eigentümliche Klang der Worte, der zwar verändert, aber doch unverwechselbar geblieben ist. Es ist eine Magie vor allem des Ernstes, die in diesem Werk ist; eine Magie der Sprachmacht und eine Magie des Sublimen, des Pflanzlichen und der ungeheuren Bitterkeit. Die Strenge des betrachtenden Auges, dem nichts entgeht, keine Wendung, keine Schattierung, keine Nuance, vor allem aber keine Niedertracht und keine Bosheit. Ein opus, ganz gegen die Trivialität des Vergessens geschrieben vom äußersten Posten aus, der in jenen Jahren eingenommen werden konnte, in der Sprache der Mörder, deren Mordertaten an Gewicht zunehmen, je länger sie zurück liegen. Es lässt sich nicht vergessen, nicht verdrängen und nicht austilgen, was in jenen Jahren geschah. Wir erleben es täglich und können uns diesem Erleben nicht entziehen. Die kollektive Geschichte reicht in unsere Tage, in unsere Herzen und unsere Seelen, wollen wir das, oder wollen wir es nicht.

Es geschieht.

Das *Gespräch im Gebirg* ist zu einem *Gespräch in der Niederung* geworden, in Niederungen, die wir kaum auszumessen in der Lage sind und die, dennoch, sich nicht betäuben lassen. Dagegen kommt nichts an, schon gar nicht das Rituelle des Bedauerns. Celan ist der Dichter dieser essentiellen und existentiellen Differenz; sein Werk ist – nicht nur, aber in erheblichem Umfang – der Spiegel, der uns vorgehalten bleibt. Ein Spiegel, freilich, der mit zunehmendem Alter nicht etwa trüber oder milder würde, sondern ein Spiegel der hart und hell ist.

4

Die Zartheit zugleich ist es, die mich zurück schrecken lässt, wenn ich ohne Vorbehalte nachdenken soll über die Vielzahl der Bücher, die zu Celan geschrieben werden, die Vielzahl der Zeugnisse, die nun erscheinen und erschienen sind; das Verhältnis dazu kann ich mit Fug als Ambivalenz bezeichnen; ja, es ist eine große Ambivalenz, angesichts jener Bücher, die man dennoch kauft und dennoch liest und mit denen man sich auseinander setzt im Sinne eines Lesens, Bedenkens und Wiederlesens, so, wie das zu allen Zeiten Gang und Gäbe war dort, wo die Kunst, im speziellen aber die Literatur die erste Stelle vor jener der Ökonomie einnimmt.

Die Zartheit, die zugleich aus dem Werk hervor leuchtet, leuchtet, wie in den Bildern Gisèle Celans, die, gleichsam menschenleer, über vierzig Jahre hin entstanden sind. Formen, Figuren, Seiten- und Saitenstücke, in den letzten Jahren von abnehmender Schärfe und zunehmender Melancholie. Bilder sind das, also Werke einer Künstlerin, die hinzu- und hineinzulesen sind in den Kontext des dichterischen Werks. Nicht wenige Zeugnisse einer Zusammenarbeit zwischen Celan und seiner Frau gibt es; die gesuchten Drucke aus jenen Tagen sind eine Art Testament, eine – wertvolle und ungleich wichtige – Hinterlassenschaft.

Die Zartheit ist schließlich ein – *ein* – Wesenszug, der das Celansche opus mit seinem Urheber verbindet. Der Nucleus, der hier zum Vorschein kommt, ist der Nucleus einer ebenso großen Zartheit wie Verletzlichkeit. Das Gehör, das Gespür, das Aufspürenkönnen, das hier zu einem Gewicht wird, einem Gewicht, das an dem Leben hängt, sich an das Leben hängt: *Orchis und Orchis*.

Der Eisenhut: eine Blume in der größten zu denkenden Entfernung und doch eine Blume, die zu diesen Gedichten gehört. Der Eisenhut, unter dem alles liegt, was seit 1970 geschrieben, gedacht, veröffentlicht, gesammelt und vorgestellt wurde. Der Eisenhut, der längst zu klein geraten ist.

5

Im Denken an Celan, und wann in allen diesen Jahren hätte es einen Tag gegeben, an dem ich nicht einmal an ihn gedacht hätte, eine Woche, in der ich nicht zumindest *ein* Gedicht gelesen und bedacht hätte, im Denken an Celan hat sich, es ist menschlich und entzieht sich daher der Würdigung und Bewertung, ob das falsch sei oder nicht, eine bestimmte Zurückhaltung aus Achtung entwickelt; eine Haltung, zu der Stille und Besinnung gehört.

Es ist dies eine Haltung, die, anders als man meinen mag, nichts mit Innerlichkeit zu tun hat und von dem Jargon der Eigentlichkeit als dessen äußerstem Gegenteil weit entfernt ist. Es ist dies eine Haltung, die die Sicht, die Einsicht wie die Übersicht prägt; eine Haltung, die sich des unsicheren Grundes, auf dem wir gehen und zu stehen vermeinen, bewusst ist. Eine Haltung, die den Verlust mit einbezieht, die hohe Achtung vor der Einmaligkeit einer produktiven Potenz, und die die Verzweiflung der späten wie die Kraft der frühen Jahre mit einbedenkt. Also: eine Haltung, die sich in entsprechendem Abstand nähert.

6

Ja, das idealisiert, gewiss. Ich weiß es und ich lasse es mir durchaus vorhalten. Es idealisiert, zumal der Mensch, der Dichter, der historische Paul Celan, dessen Historizität mir so gar nicht einleuchten will, gar nicht ‚eingeht‘, sich von dem Bild, in dem er erscheint, unterschieden hat. ‚Naturgemäß‘ unterschieden hat, wie man hinzufügen darf. Aber es wäre nicht offen und damit intellektuell nicht redlich, würde ich das nicht voraus schicken. Es sollte deutlich werden, aus welchem Blickwinkel heraus ich Brigitta Eisenreichs Buch *Celans Kreidestern*, das eben bei Suhrkamp erschienen ist, gelesen habe.

7

Das Buch ist aus mehreren Teilen komponiert und es mag der lebensgeschichtlichen Erfahrung der Autorin als Wissenschaftlerin geschuldet sein, dass diese Komposition aufs Erste durchaus eher als jene eines wissenschaftlichen Werks anmutet. Das aber mag zugleich ein Kunst-Griff der Autorin insoweit sein, als es damit durchaus gelingt, von Anfang eine bestimmte Distanz, nein, *distance* zu Celan zu halten; eine *distance*, die wohl zugleich in der Überwindung der Zeit liegt. Zwischen den zehn Jahren der Beziehung zu Celan und dem Erscheinen des Buches liegen, allenthalben, vierzig Jahre. Die Autorin hat eine Familie gegründet, eine Tochter großgezogen und eine erfolgreiche akademische Laufbahn zurück gelegt, dabei als Britta Rupp-Eisenreich mitunter in deutscher Sprache – so gemeinsam mit Justin Stagl bei Böhlau – veröffentlicht.

8

Eine kurze lebensgeschichtliche Einführung stellt dem Leser die Autorin vor. Sie führt zurück in das Oberösterreich der Zeit zwischen den Kriegen, die Familie, vor allem die früh verwitwete Mutter, und ist wohl ebenso als Seitenstück zur Biografie des Bruders, des Dichters Herbert Eisenreich nicht ohne Aufschluss. Die gestochene Prosa liest sich, bei aller Sprödigkeit und Direktheit, gut. Das Persönliche steht nicht im Vordergrund, sondern erschließt sich allenfalls auf einer zweiten Folie, die keine Geschwätzigkeit kennt.

9

Die Schilderung der Jahre mit Celan folgt diesem Duktus und – bewältigt das sich selbst gestellte Thema dabei virtuos. Ein Buch wie dieses hat die denkbar schlechteste Ausgangsbasis: es sind die Erinnerungen einer Geliebten; anders als in Frankreich hat

schon das Wort „Geliebte“ im alten, katholisch überprägten und gepunzten Österreich keinen guten Klang. Es sind die Erinnerungen einer Geliebten, die nach vierzig Jahren an die Öffentlichkeit geht; sich also die Frage gefallen lassen muss, um was in der Welt sie so lange gewartet habe und nun doch noch an die Öffentlichkeit gehe. Zugleich streitet für solche Werke – anders als für Briefwechsel – ja nicht selten die Vermutung, es wolle jemand im Nachhinein, als *post festum vel mortem* sich in ein historisches Tableau stürzen, in dem er/sie gar nichts verloren habe.

Zugleich begegnet zumindest der Rezensent aus der eingangs verdeutlichten Sicht der Menschen wie der Dinge solchen Arbeiten mit bestimmtem Misstrauen; namentlich dann, wenn es sich um Celan handelt.

10

Nichts von dem, was man befürchten konnte oder was ich befürchtet habe, ist in diesem Buch der Fall; der Fall, ganz in dem Sinne, in dem Wittgenstein ihn gemeint hat. Die Erzählung ist dicht, sie moralisiert nicht und sie ist nüchtern; nüchtern allerdings bis zu einer Grenze, an die man sich erst gewöhnen muss. Doch gewinnt die Person der Erzählerin Konturen und baut sich das Leben mit Celan, von dem an Zeugnissen nur wenig verblieben ist, hier noch einmal auf.

Luzide, das darf man sagen, luzide ist diese Prosa und, bei aller wissenschaftlichen Schärfung, nicht ganz unbeteiligt. Aber es werden Grenzen ein- und zugehalten, die nicht nur dem Menschen, dem die Erinnerung gilt, gerecht werden, sondern genauso den Menschen, der die Erinnerung schreibt, in einem ganz eigenen Profil erscheinen lassen.

Diese ‚Gerechtigkeit‘ im Sinne einer Ausgewogenheit ist es, die mich sehr berührt hat; berührt, wie eben jene Zeugnisse und Beispiele der Verbindung zu Celan, der Rückgriffe auf das vermeintlich Alltägliche, das Erfahrene und das Erlebte. Die Kreide- und die Bleistiftsterne. Manches Berichtete ist schwer – schwer gewesen für die Autorin und schwer zu verstehen in der ungeheuer direkten und schnörkellosen Rede. Doch waren jene, zu jener Zeit, allenthalben schon einem Alter entwachsen, in dem man heute, bisweilen, geistig kaum stehen, geschweige denn gehen kann. Man wird weder Vorwurf noch Sensation in diesem Buche finden, es wäre denn, seine erfreuliche Ungeschwätzigkeit würde als Sensation zu werten sein. In einem engeren Sinne ist die Sensation aber zugleich die Berührung der Sinne. In solcher Weise, nämlich in der Erzeugung nachdenklich stimmender Schwingungen, ist die Erzählung durchaus sensationell.

Ein umfänglicher Apparat ist beigegeben, er verweist auf Literaturstellen, Gedichte, Find- und Fundstellen, Erlebnisse und bisweilen Persönliches. Die Überfracht des Erzählteiles, der nüchtern bis zum Sprachskelett bleibt, wurde zum Teil in diesen Anhang gelegt. Register schließen, wie die entsprechenden Nachweise, den Band ab.

11

Im Überdenken des Gelesenen und in der Begegnung mit dem Buch muss man bedauern, dass die Autorin, die von sich selbst in einem Interview als einer Person ohne Willen zur

Gefügigkeit gesprochen hat, so spät erst zur autobiografischen Prosa gekommen ist; das mag einer bestimmten Haltung, einem bestimmten Duktus entspringen, der sich durch das ganze Buch zieht: nüchterner Reflexionsgabe, die eher zu wenig als zu viel sagt.

Das angezeigte Buch hat nichts mit jener Erinnerungsliteratur zu tun, vor der man nur warnen kann; es ist, in seiner spröden Behutsamkeit, die keine betuliche Erinnerung kennt, betreffend gegenwärtig. Es zeigt, vor allem, seine Autorin als eigenständige Person, von der man – sehr gern – mehr aus einem langen und erfahrungsreichen Leben erführe. Und es zeigt Celan als vielfältigen *Menschen*, fern ab jener Überhöhung, zu der die von seinem Werk Berührten gerne neigen. Das Buch nähert sich Celan in einer besonderen Form der Zartheit: der Zartheit nüchterner Distanz, großen philologischen Kenntnisreichtums und eines stilistischen Formats, das nicht alltäglich ist. In einer Art von Liebe, die man, altmodisch vielleicht, ganz in der Art des Fontaneschen *Stechlin* begreifen darf.

Michael Sallinger (Innsbruck)

Kurt Gritsch: Inszenierung eines gerechten Krieges? Intellektuelle, Medien und der „Kosovo-Krieg“ 1999. Hildesheim-Zürich-New York: Georg Olms Verlag 2010 (Historische Europa-Studien, Band 3). 533 S. ISBN 978-3-487-14355-2. 58,00

Die in mehrfacher Hinsicht beachtenswerte Studie erörtert mit enormer Akribie die Diskussion über den so genannten gerechten Krieg, die in den deutschsprachigen Medien, vor allem in Deutschland, aus Anlass des Kosovo-Krieges seinerzeit geführt wurde: eine Debatte, in der permanent der Zweite Weltkrieg als Folie und vielfach Auschwitz als Hauptargument dienen musste.

Aus den von Gritsch untersuchten Materialien, einer beinahe unüberschaubaren Menge von Berichten und Kommentaren (die in gut 3000 Anmerkungen zitiert werden), ergibt sich, knapp zusammengefasst, dass der ab 1998 eskalierende Kosovo-Konflikt zwar eine internationale Intervention zum Schutze aller Minderheiten in dem betreffenden Gebiet geradezu erzwungen, aber keineswegs quasi-automatisch eine Rechtfertigung für den NATO-Einsatz geboten hat. Im Gegenteil, der von Javier Solana erteilte Befehl zum Beginn der Luftangriffe gegen jugoslawische Ziele war alles andere als eine „humanitäre Maßnahme“; und es gab von Anfang an mahnende Stimmen, die darauf hinwiesen, dass Bombardements die bereits ausgebrochenen Kämpfe, die Abwanderungen und Vertreibungen nicht aufhalten, sondern befördern würden. Die Kriegsgegner kamen jedoch immer weniger zu Wort, weil die rot-grüne Koalition in Deutschland und auch die meisten Medien sich nicht den sachlichen Analysen von Friedens- und Konfliktforschern (Johan Galtung und Elmar Altvater beispielsweise) anschlossen, sondern eine massive „Desinformationskampagne“ (Gritsch) starteten, um an der Recht- und Verhältnismäßigkeit der NATO-Politik keine Zweifel aufkommen zu

lassen. – Die Akten der kriegführenden Parteien sind nach wie vor versperrt, Gritsch kann sich also nur auf die veröffentlichte Berichterstattung stützen (und er lässt dabei auch die serbische Propaganda ganz am Rande). Aber im Mittelpunkt seines Interesses stehen weniger die Verlautbarungen der direkt am Krieg beteiligten Parteien, vielmehr die Reaktionen und Stellungnahmen der Intellektuellen, der Schriftsteller und Künstler im gesamten deutschsprachigen Raum.

Die allermeisten von ihnen argumentierten, wie Gritsch überzeugend nachweist, „ideologisch“, d.h. sie nahmen die Idee des gerechten Krieges wieder auf, unterstützten den Bezug auf den Holocaust zur Rechtfertigung des juristisch nicht legitimierten Angriffs auf Jugoslawien, fragten kaum nach den geostrategischen und geopolitischen Interessen der NATO-Mitglieder und förderten somit Betrachtungsweisen, die mit klaren Trennungsstrichen zwischen gut und böse die Komplexität der Verhältnisse zwangsläufig verfehlten. Wer in diesen Chor nicht einstimmt, wie Peter Handke, wurde schnell als Freund Slobodan Miloševics denunziert und ausgegrenzt; und wer Handke verteidigte, musste mit dem Vorwurf rechnen, die Mahnungen von Auschwitz ganz vergessen zu haben.

Man mag es bedauern, dass Gritsch, von der Handke-Debatte einmal abgesehen, auf literarische Werke grundsätzlich nicht näher eingeht und beispielsweise einen thematisch durchaus einschlägigen Roman, der durch seine Erzählstrategie, die „doppelte Schrift“, die radikalen Verkürzungen der Feuilleton-Debatte massiv aufs Korn nimmt, nämlich Norbert Gstreins *Das Handwerk des Tötens*, ausdrücklich ausklammert. Auch über die Auswahl der analysierten Materialien, über manche Kommentare (und Formulierungen) ließe sich trefflich streiten; z. B. über die (nicht hinreichend begründete) Behauptung, dass Handke „sich schließlich eingestehen musste, sich verrannt zu haben“. Aber angesichts des Umfangs dieser Untersuchung und der immer wieder eingestreuten, durchaus auch selbstkritischen methodologischen Reflexionen wäre derartige Kritik Beckmesserei. Gritschs Buch verdient es, neben Noam Chomskys *Die Verantwortlichkeit der Intellektuellen* gestellt zu werden.

J.H.

Birgit Unterholzner: Flora Beriot.

Innsbruck: edition laurin 2010. 224 S. ISBN 978-3-902719-40-9. 17,90

Helene Flöss: Mütterlicherseits.

Innsbruck: edition laurin 2010. 288 S. ISBN 978-3-902719-39-3. 19,90

Wolfgang Hermann: In Wirklichkeit sagte ich nichts.

Innsbruck: edition laurin 2010. 128 S. ISBN 978-3-902719-38-6. 15,90

Mag es Zufall sein, ist es gewollt oder beabsichtigt? Zwei der Bücher, die wir hier vorstellen, verbindet untergründig ein enger Konnex. Sie weisen, unabhängig voneinander, aber



subtil verbunden, ähnliche Grundzüge auf, heimliche Wahlverwandtschaften, die frappierend sind und ihre parallele Lektüre nahe legen. In *Flora Beriot* und *Mütterlicherseits*, so die Titel der Romane von Birgit Unterholzner und Helene Flöss, geht es um ein gemeinsames Kernthema – um das Geheimnis einer Familie, um das, was sie in ihrem Innersten zusammenhält, und um das, was sie gefährdet. Eine glückliche Fügung, die es ermöglicht, beide in Zusammenschau, in gemeinsamer Lesart zu kommentieren.

Christina von Braun, die deutsche Schriftstellerin und Filmemacherin, markiert in ihrer 2007 erschienenen

Familiengeschichte *Stille Post* die Grundnatur solcher Geheimnisse, der familiären Secretissima, wenn sie schreibt: „Es gibt nicht nur die ‚verschwiegenen Botschaften‘, die in Familien weitergegeben werden: Familiengeheimnisse, die oft in verwandelter Form in der nächsten Generation wieder auftauchen. Es gibt auch eine andere Form von Hinterlassenschaft, die man als unerledigte Aufträge, unabgeschlossene Dossiers bezeichnen könnte.“

Die Bücher von Helene Flöss und Birgit Unterholzner sind solche Dossiers, die familiäre Situationen entfalten, Wandelgänge und Wechselfälle ihrer Geschichten ausleuchten und Schlacken, Giftstoffe und Gold der Vergangenheit zu neuer Form verschmelzen, wie dies die Goldschmiedin Flora Beriot in ihrer Arbeit und in ihrem Erzählen unternimmt. Gleicht die Technik von Birgit Unterholzner der Gold- und Kernschmelze, dem Auswalzen glühenden Metalls, seinem Formen und Hämmern hin zu neuer Stofflichkeit, so erinnert das Arbeiten von Helene Flöss an das Ausspinnen von Fäden der Erzählung, das Freilegen immer neuer Verknotungen, reicher Verwicklungen und die anschließende Neuverknüpfung zum tragfähigen Gewebe von Erzähl- und Familienmotiven.

Es ist keine distanzierte Ich-Erzählung, die Birgit Unterholzner ihrer Protagonistin unterlegt. Die Goldschmiedin Flora Beriot ficht in ihrem Erzählen ein Duell aus, einen Zweikampf mit einem Journalisten, der sie in ihrer Werkstatt besucht, um ihr Erinnerungen an ihren Vater Jakob Beriot zu entlocken, einen berühmten, vor einigen Jahren gewaltsam verstorbenen Maler und Lebenskünstler. Der Journalist Vincent Merz steht eines Tages unversehens und ohne Ankündigung in der Werkstatt von Flora Beriot, die ihn zunächst als Kunden bedienen möchte, bis sie erkennen muss, dass der Mittvierziger Besonderes sucht: Er will keinen Schmuck, sondern anderes Gold, er wünscht, in ihre Vergangenheit einzudringen

und vertieften Zugang zum Leben ihres berühmten Vaters Jakob zu gewinnen. Die Tochter soll erzählen, dem routinierten Journalisten und Biografen Details preisgeben für eine Biografie, die er ihr wie bereits anderen Kinder berühmter Väter zu widmen gedenkt. Flora bemerkt augenblicklich das Lauernde, die jägerartige Aufmerksamkeit, mit der Merz sie umkreist, und kann sich seinem Interesse dennoch nicht entziehen. Zu faszinierend ist der Gesprächspartner, zu einfühlsam und verstörend sein Fragen, das er mit stupendem Vorwissen unterstützt. Flora Beriot erzählt aus ihrem Leben, schildert ihren deutschsprachigen Vater Jakob, der den Freitod im Meer gesucht hat, beschreibt ihre wesentlich jüngere Mutter Gabriella, die krank und doch voller Vitalität in einem Kurheim wartet. Und so beginnt ein elliptisches Erzählen, die nahezu besessene, zunehmend süchtige Selbstentblößung der Flora Beriot, die im Fluss ihrer Narration auch sich selbst näher kommt, jäh neue Einsichten gewinnt, sich aber auch ihrem Gegenüber ausliefert.

Das eigentlich Fesselnde ist, wie die Erzählende und der Zuhörer ineinander aufgehen, aus der Position des Gegenübers in wechselseitige Verstrickung geraten, die sich an den Schauplätzen weiter steigert. Denn der Wechsel der Orte, die zum einen in einem zentraleuropäischen Ambiente, wie in einem Kurort des Alpenraums, vielleicht Tirols, situiert sind, dann wieder im Szenario der Toskana und Neapels, bringt zusätzliche Spannung durch die Präsenz des Räumlichen – vorab des Meeres als des Protagonisten von unheimlichem Sog.

Der Sog erfasst auch die Leser, die ungeduldig darauf warten, dass aus dem Erinnerungsstrom immer neue Geheimnisse aufsteigen. Es ist die Kunst von Birgit Unterholzner, dass sie solche Erwartungen nicht enttäuscht, aber sorgsam dosiert und ihre Erfüllung aufschiebt, bis der rechte Moment der Exposition und der Explosion der Handlung gekommen ist.

Es ist – wie gesagt – ein Zweikampf, in dem die Erzählerin ausgeliefert scheint an den lauernden Zuhörer, der – soviel sie auch immer preisgibt – immer mehr weiß und dennoch stets noch mehr erwartet. Wir haben zunächst den sicheren Eindruck, dass Merz der Stärkere ist. Vincent Merz, der mysteriöse Mann, dem bald auch die erotische Fantasie der Erzählerin gilt, während er sie abweist, dann wieder lockt, auf Distanz hält und dennoch ständig, in traumwandlerischer Sicherheit, die von Flora Beriot gezogenen Grenzen überschreitet.

Ständig präsent in diesem Vexierspiel ist der verstorbene Vater, der Maler und Künstler Jakob Beriot, zu Lebzeiten radikal in seiner Lebenslust und schöpferischen Kraft, kompromisslos gegenüber dem bürgerlich-bohémehaften Elternhaus, seinen durchaus schrägen Eltern, die in einem Kurstädtchen ein Hotel, das „Bellevue“, führen, dessen Ambiente uns seltsam vertraut anmutet. Jakob Beriot, der in einer Mondnacht ins nächtliche Meer von Follonica ging, direkt hinein in den Gisch, nicht aus depressiver Trübsal, sondern selbstverständlich, als in die seit langem auf ihn wartende Existenzform. Flora, damals ein kleines Mädchen, lässt ihn nicht los: „Heute noch ertappe ich mich, folge plötzlich alten Männern und verliere dabei den Atem. Nie hörte ich auf, mir einen Vater zu erfinden.“ Jakob Beriot, dessen Biografie geprägt ist von berstender

und in ihrer Konsequenz brutaler Kreativität, steht dessen Frau Gabriella gegenüber als Liebende von gleichartiger Stärke, Lehrerin und gelernte Tänzerin, die bereit ist, den Tanz mit ihrem monströsen Mann bis zum Ende durchzustehen und sich auch in der Trauer um ihn nicht zu verlieren. Noch erstaunlicher aber ist womöglich, wie Flora Beriot die Last dieser Elternschaft annimmt, ihre niederschmetternden Hypotheken und Geheimnisse akzeptiert und umschmilzt – nach den verstörenden Wendungen des Romans, die wir hier nicht vorwegnehmen.

„Nie hörte ich auf, mir einen Vater zu erfinden“ –
„Nein Satz, der auch als Motto über dem Buch von Helene Flöss stehen könnte, als Schlüsselsatz auch für viele ihrer Arbeiten. Helene Flöss gibt in *Mütterlicherseits* eine Zwischenbilanz ihres inzwischen über 20-jährigen Oeuvres als Schriftstellerin, die vielfach die eigene Familie umkreist, als unerschöpflichen Erzählstoff, in der Familie längst nicht mehr individuell, in ihren intimen Details, fixiert ist, sondern als allgemeines, über private Details hinausweisendes Strukturprinzip von faszinierender, oft verstörender Unerschöpflichkeit. Wie bei *Flora Beriot* konstituiert sich die Handlung aus einer großen Abwesenheit heraus, aus dem Tod des Vaters.

Der tragisch verstorbene Vater, nicht von der See verschluckt, sondern vom Stein getroffen, während der Autofahrt, auf dem sicheren Rücksitz, getötet mit jener unfassbaren Präzision, mit der Naturkatastrophen oft eintreten. Der innig geliebte, auch vergötterte Vater bleibt seither der stumme Abwesende für das Mädchen Dalila, Lili, seine Tochter. Dalila-Lili taucht in *Mütterlicherseits* auf in einer Doppelperspektive, als Kind und als bereits Erwachsene, als Gerontologin ärztlich tätig. Die kleine Lili wächst auf in einer Welt der Mütterlichkeiten, in einem Netz an Verwandtschaft und Beziehungen, das sich um ihre eigene Mutter herum aufbaut.

Im Unterschied zum Buch von Birgit Unterholzner, das sich durch Handlung konstituiert, liegen die Stärken des Flöss'schen Erzählens in der Darstellung der Netzwerke, im feinen Geflecht an Beziehungen und Personen, dessen ständige Ausweitung den Text konstituiert. Von Figur zu Figur konstituiert sich *Mütterlicherseits* als ein Kosmos von Familienmustern, der sich auf engem geografischen Raum ständig selbst aktiviert. Hauptort ist das Haus der Mutter im Zentrum einer Kleinstadt, Ort von Leben, Arbeit und als Treffpunkt der Verwandtschaft mütterlicherseits.

Zentral ist die Figur von Mutter Luzia, die zweifach wiederkehrt, zum einen als Frau in den ersten Witwenjahren, die unter Aufbietung aller Arbeitskraft sich selbst und ihre drei Töchter durchbringt, eine Frau, die Emotion und Verzweiflung bändigt durch besessene Arbeitsdisziplin und Kommunikationsstärke, die der Beruf als Schneiderin ermöglicht. Zum anderen kehrt Mutter Luzia wieder als alte Frau von anrührender Gebrechlichkeit, die aber auf dem Untergrund gefestigter Haltungen, Lebenserfahrungen und Erzählweisen aufruht. Glänzend entfaltet rund um die zentrale Mütterlichkeit der Reigen von Verwandten, zumal der Brüder der Witwe, die als Gärtner in ihrem Arbeitsfeld geschildert werden, im Umgang mit Pflanzen und Blumen, deren üppiger Reichtum für das Leben selbst steht. Auch bei den Brüdern Flor und Mine verläuft

der Übergang vom Erwachsensein ins Alter als gleichsam vegetativer Prozess, in dem gärtnerisches Umfeld und Flora zum Sinnbild werden für den Garten des Lebens, wo auf blühende Vielfalt die Metamorphosen des Verfalls folgen.

In diesem Tableau an Beziehungen, das über den Verwandtenkreis auch Hausbewohner und Kundinnen einschließt in einer räumlich verdichteten *In-House*-Geschichte, ist das an anderen beobachtete, aber auch zunehmend selbst erfahrene Altern ein grundlegendes Erzählprinzip. In der Wechselperspektive zwischen den Kindheitsjahren von Lili und der Tätigkeit als Gerontologin kehren unvermeidlich das Älterwerden, seine Einschränkungen und drückenden Beschwerden als Spannungsbogen wieder, mit seiner Belastung von Charakter, Gesundheit und Gedächtnis. In diesem Mehr-Generationenblick erhält die unausweichliche Finalisierung des Lebens wachsendes Gewicht, im Sinne von Bedeutung und Last zugleich, von Annehmen und Ablehnen. Der vor wenigen Jahren verstorbene Philosoph Norberto Bobbio hat in seinen Spätreflexionen *Vom Alter – De Senectute* diese doppelte Bedeutung charakterisiert: „Man sagt, die Weisheit eines alten Menschen bestehe im resignierten Akzeptieren der eigenen Grenzen. [...] Die Grenzen kenne ich wohl, aber ich akzeptiere sie nicht. Ich gestehe meine Grenzen ein, aber nur weil ich nicht anders kann.“ *Mütterlicherseits* erkundet diese Grenzen, es ist ein beeindruckendes Zeugnis dessen, wie sehr Altern, Krankheit und Tod äußerste Zumutungen sind, gegen die auch Schreiben nur schwache Bastionen bildet. Und wie Vergessen eine notwendige menschliche Bedingung ist, die aber nicht allen gegeben ist.

Im Vergleich zur Lust am Erzählen

In *Flora Beriot* und *Mütterlicherseits*, im Gegensatz zu ihrer stofflichen Fülle ist das Buch von Wolfgang Hermann geprägt von Reduktion und Verknappung. Die neun Erzählungen des in vielen Genres und an vielen Orten arbeitenden Autors aus Bregenz beeindrucken durch sprachliche Präzision, transparente Genauigkeit und einen jeweils unterschiedlichen, perfekt getimten Rhythmus, die jeder Erzählung eine stimmige Geschlossenheit verleihen. Die Erzählungen finden auch über kurze, nur wenige Seiten während Distanz zu einer novellenartigen Eskalation, die sich im Verlauf der Handlung andeutet und deren Höhepunkte überfallsartig und kühl einsetzen. Hermanns Short-Stories atmen eine selbstverständliche Welthaltigkeit, in der sich die Atmosphäre großer Städte in den Text einschreibt.

Es sind unterschiedliche Erzähler-Ichs, die in jeweils völlig veränderten Perspektiven Situationen, Stimmungen, Existenzen spürbar machen. Wir begegnen *Losern*, Verlierern, die aus den Sicherheiten des Alltags gefallen sind, denen aber das Unglück neue Kraft des Erkennens und gesteigerter Wahrnehmung zumisst, ihnen eine Virtuosität erschließt, Bekanntes neu aufzunehmen und Verfremden als Bereicherung zu erleben.

Im großartigen Opener *Eine tunesische Nacht* legt Hermann die Raumatmosphäre und die Umrisse des Stadtbildes von Tunis über die nächtliche Erfahrung eines Besuchers, der in die Fremde der Hafenstadt eintaucht und sie als befreiend erfährt, als Ablösung alter Wahrnehmungsmuster zugunsten einer neuen Qualität des Sehens, Begreifens

und Erfassens von Phänomenen, für die sich Worte erst allmählich erschließen. Dieses Vertrauen in das Unerfasste und die Suche nach dem Unsagbaren durchzieht den nur äußerlich schmalen Band. Die Erfahrung, *In Wirklichkeit sage ich nichts*, wie es der Titel ankündigt, ist nicht Sprachlosigkeit, sondern eine neue Evidenz der Weltaufnahme und der Mitteilung. In der dröhnenden Vielfalt der Information und der gebrochenen Beziehungen gilt die Suche des Erzählers dem „Zwischenraum, in dem der Atem wohnt“. Pausen und Intervalle weiten sich so zu eigentlichen Spielräumen des Erzählflusses, der eine gleichsam musikalische Qualität gewinnt, vergleichbar dem Umkreisen des Schweigens, das wir am eindringlichsten bei großen Jazzpianisten hören können, beim unvergessenen Bill Evans oder heute bei Marc Copland.

Daher ist der innere Monolog, die introspektive Selbsterzählung und -verarbeitung von Erfahrungen, Bildern und Eindrücken die bevorzugte Form der Erzählungen, der innere Strom von Bewusstsein, Halbbewusstem und Geahntem, etwa in der kurzen Pièce *Die Treppe*. Darin übt ein Mann nach einem Schlaganfall heimlich wieder seine Kräfte, während ihn seine Frau misstrauisch, tief gekränkt weiter betreut, obwohl sie ihn eigentlich verlassen wollte. Die glückvollen, insgeheim praktizierten Eskapaden auf die Straße, in die Stadt, die der Mann vollführt, sind mühsam, aber beglückend in der Möglichkeit einer erneuerten Perzeption seiner Umwelt. Aber dem Mann ist die Auszeit nicht geschenkt, sondern nur gestundet, den „Zeitdieb“, der sich unerkannt nach Hause zurückgekehrt wähnt, erwartet seine Frau: „Sein Blick fällt auf seinen Koffer, der seltsam, neben der Garderobe steht. Seine Frau steht mit verschränkten Armen im Türrahmen. In ihrem Blick zeigt sich ein metallenes Blitzen.“ *Les jeux sont faits* – das Spiel ist aus. Die Fähigkeit von Hermann, in äußerster Reduktion ein Maximum an Eindringlichkeit zu erzielen, ist mitunter wahrhaft erschreckend.

Drei Bücher, zwei in innerer Verwandtschaft, das dritte als unwillkürliche Kontrastfolie, gemeinsam ediert in der Innsbrucker *edition laurin*, die in der Person von Birgit Holzner die Ausgaben hervorragend betreut und auch dank der herausragenden Gestaltung der Bände eine neue Linie in die Literatur Tirols gelegt hat.

Hans Heiss (Brixen)

Bericht des Institutsleiters

Im Studienjahr 2009/10 stand ein einziges Hauptgeschäft im Mittelpunkt aller Arbeiten: die Vorbereitung und Durchführung der Ausstellung *Zeitmesser. 100 Jahre „Brenner“*.

Die Ausstellung wurde am 10. Juni 2010 im Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum eröffnet und schon im Frühherbst verlängert – bis zum 17. Oktober 2010. Ein ausführlicher Rückblick (mit einer Fotogalerie sowie Livemitschnitten der Reden, die anlässlich der Eröffnung gehalten wurden) kann unter der Adresse <http://www.uibk.ac.at/brenner-archiv/ausstellung/> eingesehen werden. – Auf den Katalog, der als Begleitbuch zur Ausstellung in der *innsbruck university press* herausgekommen ist, wird unter der Rubrik *Neuerscheinungen* gesondert hingewiesen.

Die Ausstellung wäre nie, jedenfalls nie so zustande gekommen, hätten wir nicht jederzeit auf die Unterstützung durch das Museum – Direktor Wolfgang Meighörner, Günther Dankl (Kustos der Graphischen Sammlungen des Ferdinandeums) und Roland Sila (Kustos der Bibliothek des Landesmuseums) – sowie auf die Intervention des Architektenteams columbosnext rechnen können. Hin und wieder diente die Ausstellung auch als Rahmen, zum Beispiel für die Internationale Fachtagung *Perspektiven der Literaturvermittlung*, zu der Stefan Neuhaus (Universität Innsbruck) und Oliver Ruf (Technische Universität Dortmund) eingeladen hatten (10.-13.6.2010), und auch für die Präsentation von Turi Werkners *Hauptbuch Nr.6* am 22.6.2010.

Zu danken haben wir den Kulturabteilungen des Landes Tirol und der Autonomen Provinz Bozen Südtirol, namentlich Frau Landesrätin Beate Palfrader (Innsbruck) und Frau Landesrätin Sabina Kasslatter Mur (Bozen), weiters Frau Dekanin Waltraud Fritsch-Rößler (Philologisch-Kulturwissenschaftliche Fakultät der Universität Innsbruck) und schließlich den Direktoren der Institutionen, die in Kooperation mit dem Forschungsinstitut Brenner-Archiv die Ausstellung in den nächsten Jahren übernehmen werden: Museumsdirektor Siegfried de Rachewiltz (Schloss Tirol) und Geschäftsführer Robert Huez (Dokumentationsstelle für neuere österreichische Literatur im Literaturhaus Wien).

Am Tag der Eröffnung unserer Ausstellung wurde auch die von Ursula A. Schneider und Annette Steinsiek betreute virtuelle Brenner-Bibliothek erstmals vorgestellt. Sie versammelt schwer greifbare oder vergriffene Publikationen von und zu Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern des *Brenner* oder zum *Brenner* selbst, darüber hinaus auch Verlagsprospekte sowie Informationsbroschüren (und wird kontinuierlich ausgebaut): <http://www.uibk.ac.at/brenner-archiv/bibliothek/>

Personalangelegenheiten

Dr. Judith Bakacsy und MMag. Christine Tavernier haben (aus persönlichen Gründen) im Lauf des Studienjahrs 2009/10 ihre Mitarbeit am Christine-Busta-Projekt beendet; Mag. Verena Zankl übernimmt ihre Agenden. Mag. Sandra Unterweger und Mag. Kerstin Mayr, die in den letzten Jahren an verschiedenen Projekten des Brenner-Archivs mitgewirkt haben, treten ab September 2010 in den Schuldienst ein: Vier engagierte

(und im Haus sehr beliebte) Projektmitarbeiterinnen haben also das Brenner-Archiv verlassen und neue Herausforderungen angenommen. Neu an Bord gekommen sind Mag. Heidi Herzog (Mitarbeit am Buchprojekt *Triumph der Provinz – Geschichte und Geschichten 1809-2009*), Mag. Ulrich Lobis (Wittgenstein-Projekt) und Mag. Gabriele Wild (Literaturhaus-Team, Sparkling-Science-Projekt *Frau Mundes Todsünden*).

Archivierungsarbeiten

Zu den wichtigsten Neuerwerbungen des Instituts zählen der (umfangreiche) Vorlass Hans Haid, der letzte Teil des Nachlasses des in jungen Jahren verstorbenen Schriftstellers Paul Fröhlich (1950-1975), dem Reto Philipp Mündle eine neue Diplomarbeit gewidmet hat (*Literatur in Tirol 1970-1975*, Innsbruck 2010), weiters die Sammlung Helene Flöss, die Sammlung Alfred Mikesch, die Sammlung Familie Kestranek, der Nachlass Kristian Sottriffer, ein Teilnachlass von Bruder Willram, 8 Linolschnitte von Reiner Schiestl zu Franz Tumlers Erzählung *Schüsse auf Dutschke* sowie 5 Hauptbücher und 95 Notizbücher von Turi Werkner.

Die Bestände des Archivs wurden und werden allesamt neu durchgesehen, geordnet und verzeichnet, neue Verwaltungs- und Digitalisierungsplattformen sollen die Erschließung künftig wesentlich erleichtern. In der neu eingerichteten, von Annette Steinsiek geleiteten AGA (Arbeitsgemeinschaft Archiv) wirken namentlich Eva Komarek, Eberhard Sauermann, Ursula Schneider, Anton Unterkircher und Joseph Wang mit.

Informationen über alle aktuellen und abgeschlossenen Forschungsprojekte
<http://www.uibk.ac.at/brenner-archiv/projekte/>

Öffentlichkeitsarbeit

Die FLD Brenner-Archiv informiert über sämtliche Publikationen, auch über die Kooperationen mit Forschungszentren und -plattformen der Universität Innsbruck sowie über die Vortrags- und Gutachtertätigkeit aller Institutsmitglieder: <http://www.uibk.ac.at/brenner-archiv/>

Eine neue Reihe innerhalb der Literaturhaus-Veranstaltungen (die alle unter <http://www.uibk.ac.at/literaturhaus/archiv.html> verzeichnet sind), das so genannte Montagsfrühstück, das in Kooperation mit der Projektplattform Denkpanzer und mit der Abteilung für Vergleichende Literaturwissenschaft der Universität Innsbruck organisiert wird, ist auf enormen Zuspruch gestoßen und wird deshalb weitergeführt. Im Berichtszeitraum haben darüber hinaus zwei größere Veranstaltungen stattgefunden, die in erster Linie der Präsentation aktueller (unabgeschlossener) Forschungsprojekte dienen sollten:

21.4.2010: Vorstellung der „Sparkling-Science“-Projekte der Philologisch-Kulturwissenschaftlichen und der Philosophisch-Historischen Fakultät der Universität Innsbruck.

29.-30.4.2010: III. Graduiertenkolloquium für Dissertantinnen und Dissertanten, veranstaltet vom Forschungsinstitut Brenner-Archiv gemeinsam mit dem Institut für Germanistik, dem Institut für Geschichtswissenschaften und Europäische Ethnologie

sowie dem Institut für Systematische Theologie unserer Universität. Im Rahmen dieses Kolloquiums war auch eine Podiumsdiskussion zum Thema „Universitas quo vadis?“ angesetzt, auf der neben aktuellen Fragen (Bologna-Architektur, Aufnahmebeschränkungen, Studiengebühren) insbesondere die Rolle und das Selbstverständnis der Geisteswissenschaften (die nicht selten allzu früh vor neuen Herausforderungen kapitulieren und somit Chancen verspielen, die sie noch immer hätten) besprochen wurden.

J.H.

Neuerscheinungen

Forschungsinstitut Brenner-Archiv der Universität Innsbruck (Hg.): *Zeitmesser. 100 Jahre „Brenner“*. (Begleitbuch zur gleichnamigen Ausstellung.) Innsbruck: innsbruck university press 2010. 368 S., zahlr. schw.-w. Abb. u. Farb-Ill. ISBN 978-3-902719-67-6. 24,90



Die Zeitschrift *Der Brenner*, 1910 bis 1954 herausgegeben von Ludwig von Ficker, gilt bis heute als herausragendes Zeugnis der Kulturgeschichte Österreichs. Der Entwicklungsbogen dieser Zeitschrift reicht von Aufrufen zu einer neuen Gewissensbildung angesichts der Verkrustungen des Althergebrachten, namentlich des monströsen Getriebes der öffentlichen Institutionen (Carl Dallago), von zahlreichen Anstößen vor allem zur Kultur der Moderne (Karl Kraus, Ludwig Wittgenstein, Hermann Broch, Else Lasker-Schüler, Georg Trakl) bis hin zu einer offenen, heftigen Auseinandersetzung um die Rolle der Kirche(n), die Zukunft des Christentums, das „Heil der abendländischen

Menschheit“ (Søren Kierkegaard, Theodor Haecker, Ferdinand Ebner, Ignaz Zangerle). Die Beiträge dieses Buches versuchen unter Berücksichtigung der einschlägigen Forschungsliteratur die Geschichte der Zeitschrift zu skizzieren, Verdienste wichtiger Persönlichkeiten (Ludwig von Ficker, Max Esterle, Karl Kraus, Ludwig Wittgenstein, Theodor Haecker, Ferdinand Ebner) gesondert hervorzuheben und einige markante Positionen neu zu bestimmen: u. a. die Beziehungen der Zeitschrift zur Literatur der Moderne, das im *Brenner* entwickelte Kunst- und Literaturverständnis, die philosophischen und theologischen Auseinandersetzungen (die alle anderen gesellschaftspolitischen Diskurse dieser Zeit, z. B. die Anliegen und Forderungen der Sozialdemokratie oder auch der Frauenrechtsbewegung, ganz in den Hintergrund gedrängt haben), die Rolle der Zeitschrift als Bekenntnisschrift in der Spätphase der Donaumonarchie, in der Zwischenkriegszeit, in den Jahren bis 1954. Der Band versammelt Texte von Johann Holzner, Allan Janik, Sieglinde Klettenhammer, Walter Methlagl, Christine Riccabona, Eberhard Sauermann, Ursula A. Schneider, Ilse Somavilla, Gerald Stieg, Anton Unterkircher, Wolfgang Wiesmüller und Erika Wimmer sowie Berichte aus Projekten des Brenner-Archivs.

Sandra Unterweger, Roger Vorderegger u. Verena Zankl (Hg.): *Bonjour Autriche. Literatur und Kunst in Tirol und Vorarlberg 1945-1955*. Innsbruck: StudienVerlag 2010 (Edition Brenner-Forum 5). 432 S., zahlr. schw.-w. Abb. ISBN 978-3-7065-4798-7. 39,90

Die Kulturpolitik der französischen Besatzung eröffnete für die Literatur und Kunst in Tirol und Vorarlberg neue Perspektiven. Kulturelle Aktivitäten wie die „Internationalen Hochschulwochen in St. Christoph am Arlberg“, die Ausstellungen zur Klassischen

Moderne oder die Herausgabe von Kulturzeitschriften wie *Wort und Tat* belebten die Kulturwelt der oft noch vom Nationalsozialismus indoktrinierten Österreicher nachhaltig und boten ihnen Möglichkeit zur Auseinandersetzung mit Literatur und Kunst von Weltformat.

Vorträge und Lesungen, Theateraufführungen und Übersetzungen (von Sartre, Anouilh oder Saint-Exupéry) sowie die Werke von Picasso, Rouault oder Braque, von Le Corbusier, Cartier-Bresson oder Man Ray, die – zum ersten Mal in Österreich überhaupt – am Institut Français d’Innsbruck zu sehen waren, beeinflussten in nicht geringem Maße Werk und Werdegang der heimischen Autorinnen und Autoren, Künstlerinnen und Künstler.

Neben Aufsätzen zum kulturellen Leben und zur Kulturpolitik in Westösterreich sowie zur geistigen Situation der Zeit enthält der vorliegende Band auch Erinnerungen und Interviews mit Zeitzeugen, Abbildungen von kulturhistorisch bedeutenden Dokumenten sowie eine Auswahl von Lyrik, Hörspiel und Prosa.

Mit Beiträgen von Gertrud Ettenberger, Jutta Höpfel, Renate Lichtfuss, Peter Niedermair, Raffaella Rudigier, Oscar Sandner, Michael Schorner, Jürgen Thaler, Sandra Unterweger, Roger Vorderegger und Verena Zankl.

Hoiß, Barbara (Hg.): *Donau. Verzweigt. Schreiben unter und nach dem Nationalsozialismus. Franz Tumler und Arnolt Bronnen. Ausstellung im StifterHaus, 26. Februar bis 3. Juni 2008. (Ausstellungskatalog.) Linz: Land Oberösterreich, StifterHaus – Zentrum für Literatur und Sprache 2008 (Literatur im StifterHaus 20). 236 S. ISBN 978-3-900424-68-8. 17,50*

Franz Tumler schreibt in *Sätze von der Donau* über die „Ausbreitung des Fließens“ und über die „Sätze von damals“. Sätze, die von mehr handeln als von der Schönheit des Flusses, Sätze, die sich mit dem Gedächtnisort Donau beschäftigen.

Johann Holzner, Wolfgang Wiesmüller, Helga Ebner, Kerstin Mayr, Markus Ender und Friedbert Aspetsberger entwerfen in ihren Beiträgen ein Bild der Literaturlandschaft, in der Franz Tumler und Arnolt Bronnen gewirkt haben.

Oberösterreich 1938: Zehn Autorinnen und Autoren aus Oberösterreich finden sich im 1938 erschienenen *Bekennnisbuch österreichischer Dichter*, das vom *Bund deutscher Schriftsteller Österreichs* herausgegeben wird. Vielfach lassen sich in den Texten dieser Autorinnen und Autoren thematische Gemeinsamkeiten feststellen, Themen und Motive, die nicht selten auch nach 1945 wieder aufgegriffen werden. In Oberösterreich bzw. im Gau Oberdonau, dem Heimatgau des Führers, interessiert man sich für die Donau mit all ihrer Symbolträchtigkeit, aber auch für Adalbert Stifter, dessen Texte viele oberösterreichische Autoren beeinflusst haben. Am Beispiel von Donau-Texten zwischen 1933 und 1955 sollen verschiedene literarische Zugangsweisen zum geografischen, historischen und sozialen Raum ‚Donau‘ aufgezeigt werden. Dazu gehören z. B. Ammerings *Abend an der Donau*, Fischer-Colbries *Abendliche Donaufahrt*, Tumlers *Sätze von der Donau* und Bronnens *Donauflut*. Auch Texte, die sich auf Stifter beziehen, eröffnen die unterschiedlichsten Zugänge, die die literarischen Positionen

der einzelnen Autoren – sei es nun unterm Hakenkreuz oder in der Besatzungszeit – wiedergeben; unter anderem Zerzers *Stifter in Kirchschatz*, Eisenreichs *Das kleine Stifterbuch* oder Tumlers *Ein kleines Stifter-Lesebuch*.

Reaktionen auf die rassistische und völkische Literaturanschauung der Nationalsozialisten gibt es viele. Darunter: mit dem Schreiben aufzuhören, nur mehr Sachbücher zu verfassen, einfach so weiterzumachen wie bisher – man denke dabei an Richard Billinger oder Bruno Brehm; mit einem Rückzug auf die Genauigkeit im Sprechen zu antworten, sieht man sich z. B. Franz Tumlers Texte an; oder auch Protokollführer der Sprachlosen des Dritten Reichs zu werden – wie Heimrad Bäcker. Für Bronnen und Tumler führt der Weg hinaus aus der Provinz, in der sie wenig oder keine Möglichkeiten sehen, ihre Literatur einem größeren Publikum vorzustellen, und – was noch wichtiger ist – kaum Möglichkeiten haben, sich literarische Inspirationen zu holen. Bronnen geht von Linz über Wien nach Berlin, wo er nicht zuletzt durch die Vermittlung von Franz Kain wieder mit Bertolt Brecht und Johannes R. Becher zusammentrifft. Tumler begibt sich von Pregarten nach Altmünster, dann weiter nach Salzburg und schließlich ebenfalls nach Berlin, wo er Kontakte mit Gottfried Benn, Walter Höllerer und mit Jean Améry knüpft. Ein Schreibverfahren, das u. a. von Hemingway und Robbes-Grillet beeinflusst ist, löst die alte, der politischen Macht verbundene Metaphorik ab. Für Bronnen wie für Tumler ist der Schritt von Linz nach Berlin weit mehr als bloß eine Ortsveränderung. Die Verzweigungen im Schreibfluss werden zunehmend deutlicher. Verzweigungen und Umarmungen sind – so Tumler in *Sätze von der Donau* – die gleichen Bewegungen.

Niklaus Mazohl: *An Izumi. Gedichte aus dem Nachlass*. Hg. v. Christine Riccabona. Mit einem Text von Peter Giacomuzzi und mit Bildern von Annemarie Laner. Innsbruck, Bozen, Wien: Skarabaeus 2008 (Brenner-Texte. Hg. v. Erika Wimmer im Auftrag des Forschungsinstituts Brenner-Archiv. Bd. 6). 97 S. ISBN 978-3-7082-3244-7. 16,90

Der Nachlass von Niklaus Mazohl (1924-1995) enthält u. a. die umfangreiche, von der Dichtkunst des alten Japan inspirierte Gedichtsammlung mit dem Titel „An Izumi“. Die Texte dieser Sammlung sind Beispiel einer weitverbreiteten Faszination für Japan, für seine Dichtung und Kultur. Sie sind in freier Anlehnung an die Tankas der japanischen Hofdichterin Izumi Shikibu (ca. 974-1033) entstanden, entwickeln diese weiter und weben ein eigenes Netz von Texten, die dialogisch zueinander in Bezug stehen und die Themen Liebe, Vergänglichkeit, bedrohte Seins- bzw. Zeiterfahrung aufgreifen.

Niklaus Mazohl, Pseudonym des Journalisten Klaus Webhofer, war neben seiner beruflichen Tätigkeit als Redakteur der RAI Schriftsteller und Fotograf. Der gebürtige Meraner, der mit seiner Familie ab den 50er Jahren bis zu seinem Tod 1995 in Bozen lebte, verfasste Bühnenstücke sowie Hör- und Fernsehspiele. Das bekannteste Stück, „Fast ein Hamlet“, wurde 1969 am Theater in der Josefstadt in Wien uraufgeführt. Daneben enthält der Nachlass einen unveröffentlichten Roman mit dem Titel „Herz und Karo“. Die Sammlung „An Izumi“ entstand in den letzten Jahren vor seinem Tod.

Das Brenner-Archiv (der Name geht auf die Kulturzeitschrift *Der Brenner* zurück) ist ein Forschungsinstitut der Universität Innsbruck und zugleich das Tiroler Literaturarchiv.

Das Brenner-Archiv verwahrt rund um den Nachlass des *Brenner*-Herausgebers Ludwig von Ficker etwa 200 weitere Nachlässe, Teilnachlässe und Sammlungen, vor allem von Schriftstellerinnen und Schriftstellern, vielfach aus Nord- und Südtirol, aber auch von Philosophen, Musikern und Künstlern.

Das Brenner-Archiv hat seit seinem Bestehen einen besonderen Schwerpunkt auf die Forschung gelegt. Es macht Materialien für die Forschung zugänglich, indem es

- Manuskripte und zuverlässige Transkriptionen zur Verfügung stellt,
- Editionen mit kulturwissenschaftlichen Kommentaren herausgibt,
- Forschungsprojekte durchführt,
- Publikationen in Buchform und in elektronischer Form erstellt,
- ein Digitales Archiv ausbaut, das Originalmanuskripte und -fotos im Netz zugänglich macht,
- die Buchreihe *Edition Brenner-Forum* sowie
- einmal im Jahr die *Mitteilungen aus dem Brenner-Archiv* veröffentlicht und
- wissenschaftliche Kontakte mit zahlreichen Institutionen im In- und im Ausland unterhält.

Das Brenner-Archiv ist darüber hinaus ein Forum für Vorträge, Lesungen, Kontroversen, Symposien und andere Veranstaltungen. Diese werden vor allem vom Literaturhaus am Inn, das ins Forschungsinstitut eingebunden ist, und von einem Verein, der das Institut unterstützt, vom Brenner-Forum, organisiert.

<http://www.uibk.ac.at/brenner-archiv/>

Abbildungen

Die Abbildungen auf den Seiten 87 und 88 stammen aus dem Bildarchiv der ÖNB, jene auf den Seiten 218 und 227 aus dem Verlag innsbruck university press, alle übrigen aus dem Brenner-Archiv.